

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

**Hanns Koren (Graz), Franz Lipp (Linz),
Oskar Moser (Klagenfurt–Graz)**

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XXXIV**

**Gesamtserie
Band 83**

WIEN 1980

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien. Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle A-1080 Wien, Laudongasse 15–19. – Druck: Bohmann Druck und Verlag AG, 1110 Wien, Leberstraße 122.
AU ISSN 0029-9669.

Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Sagen und Legenden im Dunkelsteiner Wald	1
Emil Schneeweis, Eine verbotene Dreifaltigkeitsdarstellung als Giebelzier. Ein Beitrag zum Thema des „Dreigesichtes“ (mit 1 Abb.)	15
Anni Gamerith, Bevorzugte Stellung der Mehlspeisen in österreichischen Landen	69
Richard Pittioni, Der Küchenabfallhaufen beim Gasthof Jodlbichl in Jochberg, Gerichtsbezirk Kitzbühel, Tirol. Ein weiteres Beispiel Tiroler Gasthaus-Archäologie (17 Abb.)	141
Franz Stubenvoll, Martin Weingast. Ein gesuchter Volksmediziner des Weinviertels im 19. Jahrhundert	176
Günther Jontes, Weihnachtsbrauchtum in Alt-Leoben. Beiträge zur historischen Volkskunst der Stadt	221
Richard Wolfram, Sorgen mit Sagen	243

Chronik der Volkskunde

Klaus Beitzl, Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek“	23
Johann Hintermayr, Das Niederösterreichische Freilichtmuseum in (Stadt) Haag	25
Peter Stürz, Volkskundliche Lehrertagung in Burgeis im Vintschgau	27
Michael Martischinig, Zur Ausstellung „Trachten einst und jetzt“ in Salzburg. Eine Anregung	28
Ingolf Bauer, Bericht über das 12. Internationale Hafnerei-Symposium in Oberteisbach, Niederbayern	36
Franz Maresch 75 Jahre (Schmidt)	39
Christo Vakarelski † (Schmidt)	39
Karl von Spieß zum Gedächtnis (Schmidt)	100
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1979 (Klaus Beitzl, Franz Grieshofer, Emil Schneeweis, Klaus Gottschall, Harald Boesch, Franz Maresch)	101
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee Jahresbericht 1979 (Felix Schneeweis)	115
Ausstellung „Lettische Volkskunst“ im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee (Felix Schneeweis)	116
Volkskunde der Gottscheer-Sonderausstellung im Schloß Kittsee (Maria Kundgraber)	118

Fritz-Schumacher-Medaille für das Museum Tiroler Bauernhöfe in Kramsach (Schmidt)	119
Gesellschaft zur Förderung der volkskundlichen Forschung in der Steiermark (Oskar Moser)	120
Felix Karlinger 60 Jahre (Schmidt)	120
Norbert Mantl † (Schmidt)	121
Schloßmuseum Gobelsburg. Sonderausstellung 1980: Volkskunst aus dem Aus- seer-Land (Franz Grieshofer)	182
Schloßmuseum Kittsee: Sonderausstellung 1980: Hinterglasmalerei der Donaulän- der aus der Sammlung Udo Dammert	184
Österreichischer Fachverband für Volkskunde (Klaus Beitzl)	184
Franz Leskoschek † (Schmidt)	186
P. Matthias Eder S. V. D. † (Schmidt)	187
Bericht über das 13. Internationale Hafnersymposium in Paltinis bei Hermannstadt (Felix Schneeweis)	246
Bericht über die 4. Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung (Margot Schindler)	252
Bericht über die Ausstellung „Viticultura en Austria“ in Jerez de la Frontera (Gudrun Hempel)	263
Helmut Prasch 70 Jahre (Schmidt)	264
Landespreis für Volkskunde in Niederösterreich (Schmidt)	265
Alice Schulte † (Johanna Beck)	265

Literatur der Volkskunde

Helene Grönn, Wäsche waschen. Volkskunde aus dem Lebensraum der Donau (Franz Grieshofer)	40
Maria Kundgraber (Hg.), Stainzer Volksleben. Ausgewählte Kapitel über Volksbrauch, Volksglaube und Volkstracht im Gerichtsbezirk Stainz (Leo- pold Schmidt)	41
Helmut Prasch sen. und Helmut Prasch jun., Freilichtmuseum Apriacher Stockmühlen (Helmut Sperber)	43
Ilka Peter, Der Salzburger Fackeltanz (Karl Horak)	44
Walther Amann, Die acht Bozner Seligkeiten (Leopold Schmidt)	45
Johann W. Deininger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg (Neudruck) (Leopold Schmidt)	46

Walter Deutsch, Das alpenländische Liederbuch (Leopold Schmidt)	47
Märchen der Weltliteratur. Geleitet von Felix Karlinger und Kurt Schier. Neue Bände (Leopold Schmidt)	48
Ingo Reiffenstein, Österreichische Märchen (Märchen der Weltliteratur) (Karl Haiding)	48
Regine Schmidt, Die Darstellung von Kinderspielzeug und Kinderspiel in der griechischen Kunst (Karl Haiding)	51
Volksinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek (Walter Salmen) . .	53
Dietmar Stutzer, Wohl gewachsen, munter von Gebärden. Leben in Churbaiern (Leopold Schmidt)	54
Andreas Kuntz, Der Dampfpflug. Bilder und Geschichte. (Leopold Schmidt) . .	54
Felix Karlinger, Märchen griechischer Inseln und Märchen aus Malta (Walter Puchner)	55
Marianne Klaar, Die Reise im goldenen Schiff. Märchen von ägäischen Inseln (Walter Puchner)	56
Johannes Künzig und Waltraud Werner-Künzig. Authentische Tonaufnahmen 1959–1966. Bd. 7 und Bd. 10. (Leopold Schmidt)	57
Ingeborg Weber-Kellermann, Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn (Karl Horak)	58
Lexikon des Mittelalters. Bd. I, 4. und 5. Lieferung (Leopold Schmidt)	60
Leander Petzoldt, Hg., Magie und Religion (Leopold Schmidt)	61
Peter Assion, Altes Handwerk und frühe Industrie im deutschen Südwesten. Ein Literaturbericht (Leopold Schmidt)	63
Internationales handwerksgeschichtliches Symposium. Veszprém 20. bis 24. No- vember 1978 (Leopold Schmidt)	63
Ingeborg Drewitz, Hg., Märkische Sagen. Berlin und die Mark Brandenburg. (Leopold Schmidt)	65
Theodor Fontane, Der deutsche Krieg von 1866. (Neudruck) (Leopold Schmidt)	65
René Meurant, Géants processionels et de cortège en Europe, en Belgique, en Wallonie. (Leopold Schmidt)	66
Atlas tis Ellinikis Laografias (Puchner)	67
Klaus Gottschall, Dokumente zum Wandel im religiösen Leben Wiens während des Josephinismus (Kretzenbacher)	122
Hugo von Preen, Katalog der Ausstellung in Braunau 1979 (Schmidt)	123

Rudolf Suppan, Geschnitzte Pracht aus alten Zeiten. Steirische Lebzeltmodel (Schmidt)	124
Der Leobner Strauß, Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volks- kunde der Stadt und ihres Bezirkes (Schmidt)	125
Karl Ilg, Volk und Wissenschaft. Hg. Peter Stürz (Schmidt)	126
Bernhard Deneke, Volkskunst. Führer durch das Germ. Nat. Museum Nürnberg (Schmidt)	126
Fritz Meingast, Marienwallfahrten in Bayern und Österreich (H. Sperber) . . .	127
Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, Die Tracht in Niederbayern, Gäubö- den, Rott- und Vilstal	128
Derselbe, Die Tracht im Bayerischen und Böhmerwald (Schmidt)	128
Paul Friedl, Himmel, erhalt uns das Bauernbrot (Schmidt)	129
Siegfried Seidl, Niederbayrische Bauernmöbel (Schmidt)	129
Jahrbuch für Volksliedforschung. Gesamtregister zu den Jahrgängen 1 bis 20 (Schmidt)	131
Waltraud Werner-Künzig, Hg., Die Traditionsblätter und Periodica im Institut für ostdeutsche Volkskunde. 2 Teile (Kretzenbacher)	131
Enzyklopädie des Märchens. Bd. 3, Lieferung 1 (Schmidt)	132
Lexikon des Mittelalters, Bd. I, Lieferungen 6 und 7 (Schmidt)	133
Ethnographica et Folkloristica Carpathica, Bd. I. (Schmidt)	133
Jeannine Auboyer und Mitarbeiter, Handbuch der Formen- und Stilkunde Asiens (Schmidt)	134
Gian Carlo Calza, Populäre Druckgraphik Japan (Schmidt)	135
Sammeln und Sichten. Festschrift für Franz Maresch. Hg. Michael Martischnig (Helmut Sperber)	188
Leopold Schmidt, Das alte Volksschauspiel des Burgenlandes (Leopold Kret- zenbacher)	192
Erich Gusel, Langenzersdorf – einst. Ein Bildband (Schmidt)	195
Anna Barth, Agrarpolitik im Vormärz. Die Steirische Landwirtschaftsgesell- schaft unter Erzherzog Johann (Schmidt)	196
Reiner Hefte für Volkskunde, Jahrgang 1, Heft 1, 1980 (Schmidt)	197
Herrad Spielhofer, Sanierung, Um-, Zu- und Ausbau von erhaltungswürdigen ländlichen Wohnhäusern in Österreich (Schmidt)	197
Gemeinde im Wandel, Volkskundliche Gemeindestudien in Europa. Hg. Günter Wiegmann (Schmidt)	199

Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (Schmidt)	199
Karl Gröber, Alte Oberammergauer Hauskunst. Neudruck mit Fotos von Paul Sessner (Schmidt)	200
Helmut Sperber, Unsere Liebe Frau. 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach (Schmidt)	200
Heilige in Geschichte, Legende, Kult. Hg. Klaus Welker (Schmidt)	201
Karl Kolb, Vom Heiligen Blut. Eine Bilddokumentation der Wallfahrt und Verehrung (Schmidt)	202
Richard Wolfram. Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee (Veröffentlichungen des Österr. Museums für Volkskunde, Bd. XIX)	204
Maria Kundegrabner, Volkskunde der Gottscheer. Katalog der Ausstellung in Kittsee und Stainz 1980 (Leopold Kretzenbacher)	204
Otto Höfler, Siegfried, Arminius und der Nibelungenhort	207
Otto Höfler, Über somatische, psychische und kulturelle Homologie (Leopold Schmidt)	207
Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Bd. 2. Hg. Iván Balassa, Karl Manherz, Claus Klotz (Schmidt)	208
Europäische Volksliteratur. Festschrift für Felix Karlinger (Rudolf Schenda)	209
Elfriede Baum, Katalog des Österreichischen Barockmuseums im Unteren Belvedere in Wien (Schmidt)	211
Torsten Gebhard, Kachelöfen. Mittelpunkt häuslichen Lebens (Schmidt)	213
Agnes Geijer, A History of Textile Art (Schmidt)	214
Nils-Arvid Bringéus (Hg.), Arbete och redskap. Materiell folkkultur på svensk landsbygd (Schmidt)	215
Béla Gunda, Ethnographica Carpatho-Balcanica (Schmidt)	216
Angelos N. Defteraios, Das Brot bei der Geburt und im Totenbrauch der Neugriechen (Walter Puchner)	216
Annemarie Schimmel, Märchen aus Pakistan (Schmidt)	217
Österreichischer Volkskundeatlas, Lieferungen 4, 5, 6 (1971–1979)	218
Atlas der schweizerischen Volkskunde, II. Teil, Lfg. 8 (1980) (Schmidt)	218
Richard Pittioni, Urzeit. Von etwa 80.000 bis 15 v. Chr. (= Geschichte Österreichs Bd. I) (Schmidt)	267
Christian Schölnast, Wie unsere Altvordenen lebten. Bäuerliches Leben und Arbeiten (Schmidt)	268

Maria Hornung, Ausstellung Alt-Österreichische Sprachinseln in den Südalpen. <i>Katalog (Schmidt)</i>	269
Heinz Wintermantel, Hoorig, hoorig isch die Katz. Masken und Narren der schwäbisch-alemannischen Fasnacht.	270
Herbert Schwedt (Hg.), Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fastnacht	271
Max Matter (Hg.), Rheinischer Karneval (= Rheinisches Jahrbuch für Volks- kunde, Bd. 23)	272
Otto Koenig, Klaubaufgehen. Ein Maskenbrauch in Osttirol und der Gastein (Schmidt)	273
Günter Keiz und Bruno Lang (Hg.), 1855–1950. Im Dienste der bayerischen Fischerei (Schmidt)	276
Lambert Grasmann, Vilsbiburg in alten Ansichten. Die bauliche Entwicklung 1860–1930 (Schmidt)	277
Christa Hinze und Ulf Diederichs (Hg.), Fränkische Sagen (Schmidt)	277
Louis Carlen (Hg.), Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volks- kunde, Bd. 2 (Schmidt)	278
Leopold Kretzenbacher, Legendenbilder aus dem Feuerjenseits (Schmidt) . .	279
Barbara Pischel, Kulturgeschichte und Volkskunst der Vandalen (Schmidt) . .	280
Freilichtmuseen und Denkmalpflege. Tagungsbericht Cardiff 1978. Hg. Adelhard Zippelius	282
Hans Falkenberg, Freilichtmuseen in den USA (Schmidt)	283
Lexikon des Mittelalters. 1. Band, 8. Lieferung (Barnabas von Reggio – Bayern) (Schmidt)	284
Klaus Anderegg, Durch der Heiligen Gnad und Hilf. Wallfahrt, Wallfahrtska- pellen und Exvotos im Oberwallis (Schmidt)	284
Leo Frobenius, Schwarze Sonne Afrika (Auswahlband und „Atlantis“)	286
Märchen der Weltliteratur. Neue Bände mit Schwerpunkt Afrika	286
Gert Chesi, Susanne Wenger. Ein Leben mit den Göttern (Schmidt)	286

Anzeigen/Einlauf:

Nahrungsvolkswunde (ohne Kochbücher) , erstellt von Klaus Gottschall . . .	135
---	-----



Anzeigen/Einlauf 1974–1980:

Klaus Gottschall, Themenkreis Weihnachten/Neujahr	288
---	-----



Sagen und Legenden im Dunkelsteinerwald

Von Leopold Schmidt

„Der Wald steht schwarz und schweiget“ – man bekommt den Vers des alten Matthias Claudius nicht aus dem Gehör, solange man auf der Westbahn oder auch auf der Straße so in der Höhe von Prinzersdorf bis nach Melk hin fährt, und dauernd diesen dunklen Waldstreifen zu einer Hand sieht, im Norden des fruchtbaren Ackerlandes. Dieser Wald, der da schwarz steht und schweiget, das ist der Dunkelsteinerwald, das kleine in sich sehr geschlossene Waldland südlich des Stromes, mit dem es durch alle seine nach dem Norden fließenden Bäche verbunden ist. Eine Zeitlang sieht man die lichten Umrisse von Schloß Hohenegg, und ahnt, daß dieser Dunkelsteinerwald doch in irgendeiner Form besiedelt sein muß. Alles weitere erfährt man nur, wenn man das waldige Bergland durchfährt und durchwandert, und sich darüber landeskundlich, kulturgeschichtlich zu unterrichten trachtet.

Das ist nicht ganz einfach, denn das vom Verkehr abgelegene Bergland hat nicht viel an Literatur aufzuweisen. Und gar wenn man es volkskundlich-kulturhistorisch zu verstehen trachtet, schrumpft die doch vorhandene Literatur auf ein Minimum zusammen. Eigentlich ist im 19. und im 20. Jahrhundert nur jedes halbe Jahrhundert, alle fünfzig Jahre ungefähr, etwas erschienen, was unsere Kenntnis weitergefördert hat. Man kann da etwa mit Johann Frast beginnen, der 1827 den Band der Kirchlichen Topographie für das Dekanat St. Pölten herausgebracht hat, in dem wenigstens über die Kirchen des Dunkelsteinerwald einiges steht¹⁾. Ein halbes Jahrhundert später, im Zeitalter von Liberalismus und Nationalismus, fern der alten Kirche, gelang einem

¹⁾ Johann Frast, Das Dekanat St. Pölten (= Kirchliche Topographie des Erzherzogtums Österreich unter der Enns, I. Abt., 7. Bd.) Wien 1827.

Feuilleton, betitelt „Ruine Hohenegg“ ein bemerkenswerter Durchbruch. 1877 erschien diese Wanderskizze des begabten, aber sehr einseitigen Guido von List, die späterhin in seine Feuilletonsammlung „Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder“ aufgenommen wurde²⁾. List hat mit einem Freund zusammen den Dunkelsteinerwald wirklich erwandert, hat die Ruinen besucht und sich von einem Einheimischen Schatzsagen, die daran hafteten, erzählen lassen. Er hat wohl auch als erster den Zenostein bei Hafnerbach als Spurstein erkannt, und wenn er seiner Lehrmeinung folgend den Steinblock als „wuotanistischen Opferstein“ bezeichnete, so war er nur der Vorläufer für viele Nachbeter, die aus dieser pseudomythologischen Erklärungsart bis heute nicht herausgefunden haben. Wieder fünfzig Jahre später, 1928, schon nach dem Ersten Weltkrieg, erschien dann das erste und lange Zeit einzige Heimatbuch der Landschaft, das gute „Dunkelsteiner Heimatbuch“ des Lehrers Hubert Schützner, das neben den topographischen und historischen Angaben auch Sagenaufzeichnungen brachte³⁾. Wieder ein halbes Jahrhundert später, 1978, ist dann schließlich das vorzügliche Buch „Melk und der Dunkelsteinerwald“ des Historikers Wolfgang Häusler erschienen⁴⁾. Häusler, ein Kind dieser Landschaft, hat sich den Dunkelsteinerwald von Jugend auf genau erwandert, kennt sich in der Geologie und Mineralogie der Landschaft nicht weniger gut aus als in den historischen Denkwürdigkeiten, die er methodensicher vorzuführen weiß. Auch bei ihm sind die Sagen und Legenden eingeflochten.

Sicherlich hat es zwischen den Erscheinungszeiten dieser vier Veröffentlichungen manche Publikationen gegeben, die man dankbar zu Rate ziehen muß. Es sind vor allem die Sagensammlungen zu nennen, die, wenn auch sehr häufig nur liebhabermäßig oder gar kinderbuchartig verfaßt, manchmal doch Aufzeichnungen enthalten, die

²⁾ Guido List, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder. Zweite, stark vermehrte Auflage mit zahlreichen Illustrationen und zwei Kartenbeilagen, Bd. I, Wien o. Jg., S. 328ff. Zuerst veröffentlicht als „Ruine Hohenegg“ in: Deutsche Alpen-Zeitung, Wien 1877.

³⁾ Hubert Schützner, Der Dunkelsteinerwald. Melk 1928.

⁴⁾ Wolfgang Häusler, Melk und der Dunkelsteinerwald. Wien und München 1978.

für die Sagenkunde des Dunkelsteinerwaldes wichtig sein können⁵⁾. Und dann bleibt von der Seite der religiösen Volkskunde, der Wallfahrtsvolkskunde, selbstverständlich der Niederösterreich-Band der großen österreichischen Wallfahrtstopographie von Gustav Gugitz zu nennen, der 1955 erschien und trotz geringfügiger Änderungen und Erweiterungsmöglichkeiten bis heute nicht überholt ist⁶⁾.

Aber nun einige Beispiele dafür, was sich von uns aus gesehen aus dem im Lauf von mehr als hundert Jahren angesammelten Sagen- und Legendenstoff innerhalb des Dunkelsteinerwaldes vielleicht herauslesen läßt.

Da hat die große Beobachterin und Sammlerin Marie Andree-Eysn im Jahr 1898 folgende Notiz über „Reisichthäufung in Niederösterreich“ vorgelegt: „Die österreichische Generalstabskarte zeigt im Donautal, südwestlich von Mautern, dem alten Mutinum, das Zeichen einer Kapelle und dabei steht ‚Zur toten Frau‘, unweit davon ‚Beim toten Mann‘. Im Volksmunde heißt es, daß an letzterer Stelle ein Ehepaar von Räubern angefallen und der Mann erschlagen wurde, das Weib aber habe gebeten, man möge es nur noch eine kleine Strecke weiter gehen lassen, bis sie die Wallfahrtskirche Maria Langegg sähe, dann wolle sie ruhig sterben. – Steigt man von Oberbergern den Waldweg hinan, so erreicht man nach ungefähr dreiviertel Stunden eine alte Kapelle, unter hohen Tannen, deren Inneres von kleinen Votivbildern ganz bedeckt ist. An der Wand neben dem Altare hängen wächserne Körperteile und Figuren, und in den Ecken lehnen gebrauchte Krücken, welche die Genesenen in das einsame Heiligtum gebracht haben. Das kleine Türmchen trägt eine Glocke, die eine Leine, welche außerhalb der Kapellentür herabhängt, in Schwingung versetzt. Die Vorübergehenden ziehen an diesem Strick. – Unfern der Kapelle öffnet sich ein weiter Ausblick über das waldige Gehänge und das Donautal mit der Kirche von Langegg, und 600 Schritte von der Kapelle gelangt man in der Mitte des jungen Tannwaldes zu einer alten Buche, deren Rinde zahlreiche Buchstaben, das Monogramm Christi,

⁵⁾ Anton Mailly, Niederösterreichische Sagen (= Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Bd. 12), Leipzig-Gohlis 1926.

Josef Pöttinger, Niederösterreichische Volkssagen. Verbesserte Neuausgabe. Wien 1950.

Keinerlei Sagen enthält dagegen Rudolf Büttner, Burgen und Schlösser (im) Dunkelsteinerwald (= Burgen und Schlösser in Niederösterreich, Bd. II/2), Wien 1973.

⁶⁾ Gustav Gugitz, Österreichische Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 2: Niederösterreich und Burgenland, Wien 1955.

Herzen mit drei Nägeln und desgleichen eingeschnitten zeigt. Heiligenbilder hängen an ihrem Stamme und unter ihrem Laubdach erhebt sich ein mächtiger Reischthaufen, ‚beim toten Mann‘. Jeder Vorübergehende legt einen Zweig hinzu. Die Zweige liegen fast sorgsam geschichtet, alle mit der Spitze in gleicher Richtung; man findet sie vom frisch gepflückten bis zum fast vermoderten Rest. Fragt man nach, warum dieselben hingelegt wurden und werden, so erfährt man, es sei ein unheimlicher, ein ‚entrischer‘ Ort und ‚das sei guat dagegen‘, das heißt, es schütze gegen die bösen Geister, die dort hausen. Zum selben Zweck zieht jeder Vorübergehende an dem Glockenstrick der Kapelle, denn ‚Glockenton hält böse Geister ab und Gespenster aller Art werden durch Läuten vertrieben werden‘, wie Paul Sartori ausführt.“ Und Frau Andree-Eysn fügt im Geist ihrer Zeit, die eben auch die Zeit ihres Gemahls Richard Andree war, an, daß ähnliche Bräuche bei vielen Völkern üblich seien, mit Beispielen aus aller Welt.⁷⁾

Die knappe, zur Interpretation neigende Schilderung ist nach anderen Quellen von Gustav Gugitz im Sinn der Wallfahrtsvolkskunde bestätigt worden. Die Kapelle bei Oberbergern sei 1803 erbaut worden, die Buche stehe etwa zehn Minuten davon entfernt im Wald gegen Oberwölbling zu, und die Legende berichte von Räuberbanden zu Beginn des 17. Jahrhunderts, denen die Ermordung des Mannes im Jahr 1603 zur Last gelegt wurde. Die Frau habe gebeten, erst im Hinblick von Maria Langegg getötet zu werden, wie dies dann auch bei einem großen Eichenbaum geschehen sei. Es war ein Bildbaum, der später gefällt und durch die Kapelle ersetzt worden sei. Das Anhäufen der Zweige an der Stelle, wo die beiden Toten liegen sollen, ist weiterhin geläufig geblieben.⁸⁾

Da kristallisiert sich also eine Legende heraus, die, ganz abgesehen von ihrem möglichen Wirklichkeitsgehalt, von dem Glauben erzählt, daß Wallfahrer nicht früher sterben wollten, bis sie die angestrebte Gnadenstätte wenigstens gesehen hätten. Das sind bekannte Züge der Wallfahrerlegende, auch an anderen Wallfahrtswegen bezeugt, wie auch die typischen Geländebezeichnungen „Toter Mann“ und „Totes Weib“, beispielsweise vom Wallfahrtsweg nach Mariazell geläufig.⁹⁾ Anders steht es mit den Hügeln im Wald, welche die

⁷⁾ Marie Eysn, Reischthäufung in Nieder-Österreich (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. VIII, Berlin 1898, S. 455 f.)

⁸⁾ Gugitz, wie oben, Bd. 2, S. 137.

⁹⁾ Franz Brauner, Steirische Heimathefte. Was die Heimat erzählt. H. 3: Bruck und Umgebung, Mürztal und Hochschwabgebiet. Graz 1950, S. 100f., Nr. 46.

Ermordeten decken sollen: Solche sagenumwobene Grabhügel können auf ganz andere Zusammenhänge hinweisen. Und tatsächlich besagt ein archäologischer Grabungsbericht: „Westlich von Oberbergen liegen mitten im Wald achtzehn Hügelgräber dieser (illyrisch-keltischen) einheimischen Bevölkerung aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Das Volk bezeichnet die Stelle als die ‚Sieben Gräber‘. Es handelt sich bei dieser im 19. Jahrhundert geöffneten Gräberanlage um einen Bestattungsplatz jener Bevölkerungsteile, die sich noch nicht den römischen Bräuchen angepaßt hatten.“¹⁰⁾ Da wären also vielleicht zwei ganz verschiedene Überlieferungen zusammengefloßen. Bedeutsam bleibt aber auch weiterhin, daß diese Gräber, ob nun von römerzeitlichen Einheimischen oder aber von Langegger Wallfahrern des 17. Jahrhunderts, von den Vorübergehenden immer noch mit Ruten und Reisern bedeckt werden.

Das ist ein Komplex für sich. Man bringt ihn zunächst verständlicher Weise mit dem vor allem im deutschen Südwesten, in Vorarlberg und in der katholischen Innerschweiz üblichen Reiser- und Rutenopfer, auch Besenopfer genannt, in Verbindung.¹¹⁾ Aber es handelt sich offenbar um die ältere und weiter verbreitete Vorform dieses spezialisierten Opfers, nämlich um die Niederlegung von Zweigen auf Gräbern, mitunter auch an Totenrasten. Walter Müller-Bergström hat das einschlägige Material schon vor Jahrzehnten im Zusammenhang mit den ihrerseits so bedeutsamen Steinhäufen gemustert.¹²⁾ Im allgemeinen hat sich aus diesen Belegen bisher herauslesen lassen, daß derartige Zweigniederlegungen, Reisighäufen gleich den besagten Steinhäufen hauptsächlich an Stellen vorkommen, wo Menschen durch Zufall, durch Selbstmord, oder auch durch Mord und Totschlag umgekommen sind. Stellen also, die nicht selten als „Toter Mann“ bezeichnet werden, wie auch hier im Dunkelsteinerwald, und wo nun die Vorübergehenden eben jedesmal Reisig, ja oft auch nur ein Zweiglein hinwerfen. Es gibt verschiedene volksmäßige Begründungen dafür, warum man die Zweige auf die Gräber der Ermordeten wirft. Etwa zur Abwendung neuen Unheils, aber auch aus Furcht vor den Toten. Der Brauch ist in dieser Art und Glaubensmeinung überaus

¹⁰⁾ Wolfgang Häusler, wie oben, Anmerkung 4, S. 23f.

¹¹⁾ Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin 1966, S. 211ff.: Das Reiser-, Ruten- oder Besenopfer.

Josef Zihlmann, Das Besen- oder Rutenopfer auf der Luzerner Landschaft (Heimatkunde des Wiggertals, Heft 37, Luzern 1979, S. 1ff.).

¹²⁾ Walter Müller-Bergström, Art. Reisighaufen (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IX/2, Sp. 112ff.)

weit verbreitet, von Skandinavien im Norden bis auf den Balkan im Südosten, und darüber hinaus. Wenn man in einem solchen Fall nach dem tatsächlichen Alter des Brauches fragt, also nach einer historischen Bezeugung im Fluß des praktisch unübersehbar lang dahinfließenden Geschehens, dann hat man hier sogar einen Anhaltspunkt. Das vermutlich älteste Zeugnis dafür im deutschen Bereich ist wohl in einer Verordnung des hl. Otto von Bamberg, des Bekehrers von Pommern, erhalten. Der große Bischof verfügte im 12. Jahrhundert unter anderem: „ne fustes ad sepulchra eorum ponant“ – sie, die Pommern, sollten keine Zweige auf die Gräber der ihren legen. Das war damals vermutlich gegen heidnischen Brauch gemeint, oder jedenfalls gegen einen als Unsitte empfundenen Brauch. Die missionierende Geistlichkeit hatte jedenfalls ihre Richtlinien, und sie mochten weit über Pommern hinaus gelten.¹³⁾

Man sieht, in dem schlichten Brauch von Oberbergern sind die verschiedensten Glaubens- und Erzählschichten enthalten. Wir kennen vermutlich die meisten davon, wissen aber sicherlich nicht, wie sie in dem besonderen Fall der Reisiniederlegung am „Toten Mann“ zusammengewirkt haben. Das ist und bleibt für derartige komplexe Erscheinungen eben besonders bezeichnend.

Wenden wir uns nun zwei anderen örtlich gebundenen Erscheinungen im Dunkelsteinerwald zu, deren Sagenbindungen von den eben erwähnten gar nicht allzuweit entfernt sein mögen. Es handelt sich um die beiden Spursteine in diesem Bereich. Natürlich anstehende Felsen, deren sonderbar geformte Oberfläche zur sagenmäßigen Deutung Anlaß gab. Da gab es im Aggswald, im Orte Wolfstein, bis vor wenigen Jahren einen Bildstock, man sprach dabei vom „Wolfgangstein“. Den Sockel des Bildstockes bildete ein Felsen, in dem deutlich drei Vertiefungen zu sehen waren. Der Bildstock selbst enthielt ein Bild, das den hl. Wolfgang zeigte, mit Vögeln in der Luft. Die Eindrücke in dem Wolfgangstein wurden verschiedentlich gedeutet: Einmal sollten es Fuß- und Sitzspuren sein, dann wieder Eindrücke der Beine und eines Rucksackes oder eines Buckelkorbes. Das besagt auch die Fassung der Legende, welche einstmals Raimund Zoder aufgezeichnet und später Gustav Gugitz zur Veröffentlichung überlassen hat: „Der hl. Wolfgang rastete hier bei dem Stein, daher die Spur seiner Füße und der Butte zu sehen ist, in der er als Missionär seine Requisiten bei sich trug. Als er rastete und betete, störten ihn die Sperlinge, Lerchen und Elstern im Gebete. Daher verbannte der

¹³⁾ Monumenta Germaniae Historica. Abt. Scriptores, Bd. 6, S. 264. Zitiert von Müller-Bergström, Sp. 112.

Heilige diese Vögel auf einen Umkreis von einer halben Stunde. Es sollen angeblich auch keine von diesen Gattungen dort vorkommen.“¹⁴⁾

Das sind also eigentlich zwei Legenden: Einmal die von der Entstehung des Spursteines, wie es verwandte Geschichten vielfach, und zwar tatsächlich in weltweiter Verbreitung gab und gibt. Nicht nur die christlichen Heiligen in Europa haben auf Steinen gerastet und dabei Abdrücke hinterlassen. Auch von Christus wird der Abdruck seiner Füße auf dem Ölberg bei Jerusalem gezeigt, und die Fußspuren Mohammeds sind ebenfalls bekannt.¹⁵⁾ Und bis nach Ceylon lassen sich solche Motive verfolgen, wo die Fußspuren Buddhas auf dem Adams Pik berühmt geblieben sind. Die Bezeugungen sind geradezu überreich, und mehrfach auch gut zusammengestellt. Vor mehr als hundert Jahren sogar schon von Richard Andree, 1878, und seither in den verschiedensten Zusammenhängen immer wieder.¹⁶⁾ Auch in den österreichischen Donauländern finden sich solche Spursteine häufig genug. Schon der hl. Wolfgang allein soll hier allenthalben seine Spuren hinterlassen haben, vor allem selbstverständlich auf dem Antrittstein bei seiner Kirche nächst Kirchberg am Wechsel.¹⁷⁾ Die von Laienforschern gern gestellte Frage, ob nun der große Bischof von Regensburg wirklich überall dort gewesen sei, wo sich seine Spuren finden, beantwortet sich wohl von selbst: Er kann in der Zeit seiner

¹⁴⁾ G u g i t z, wie oben, Anmerkung 6, S. 219.

Josef P ö t t i n g e r, wie oben, Anmerkung 5, S. 182.

Nur zitiert als Nr. 1412 „St. Wolfgang der Spatzenschreck“ (der Heilige vertreibt die Vögel), unter Aggsbach: Johann G i n s e l, Die niederösterreichische Volkssage. Diss. (Maschinschrift), Wien 1938.

¹⁵⁾ Auch das haben bereits die B r ü d e r G r i m m gewußt: Die Deutschen Sagen der Brüder Grimm. Hg. Hermann Schneider. Berlin o. Jg., Bd. I, S. 141, Nr. 136, dazu Anmerkung S. 290.

Weiters bei Rudolf K r i s s und Hubert K r i s s - H e i n r i c h, Volksglaube im Bereich des Islam. Bd. I. Wallfahrtswesen und Heiligenverehrung. Wiesbaden 1960. Abb. 92 und Text S. 165f.

¹⁶⁾ Richard A n d r e e, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

Weiters bei Rudolf K r i s s, Die Volkskunde der Altbayerischen Gnadenstätten. Bd. III. Theorie des Wallfahrtswesens. München-Pasing 1956, S. 75f.

¹⁷⁾ Theodor V e r n a l e k e n, Alpensagen. Neuausgabe Graz 1950. Nr. 220.

Willibald L e e b, Sagen Niederösterreichs. I. (einziger) Bd., Wien 1892, Nr. 162, 163.

Missionarstätigkeit ohne weiteres hier und dort gewesen sein, doch handelt es sich bei den Spursteinen immer nur um die sozusagen spielerisch-erzählerische Aitiologie, das Verlangen nach einer Begründung der sonst unverständlichen Male in jenen Steinen. Die persönliche Nähe des Regensburger Heiligen ist im Lande selbstverständlich durch seine bedeutende Gründung, die Wolfgangskirche von Wieselburg gegeben, deren Regensburgisch-mächtiger Bau glücklicherweise noch weitgehend erhalten und seit einigen Jahren auch vernünftig denkmalpflegerisch behandelt wurde.¹⁸⁾

Mit dem Wolfgangstein von Wolfstein im Aggswald steht es ja leider nicht so gut. Wolfgang Häusler, der offenbar den Namen des Regensburger Heiligen nicht umsonst führt, hat in seinem vorzüglichen Heimatbuch die Geschichte dieses Kultmales folgendermaßen gekennzeichnet: „In der Ortschaft Wolfstein ist leider vor einigen Jahren bei einer Straßenverbreiterung ein Bildstock verschwunden, an den sich eine interessante Sagenüberlieferung knüpfte. Auf einer Felsengruppe in der Nähe des Feuerwehrrhäuschens stand diese einfache Bildsäule, auf der ein Greis in Mönchskutte mit langem Bart dargestellt war, der gegen aufflatternde Vögel drohend die Hand erhoben hatte. Mit diesem Bild hatte es folgende Bewandnis: St. Wolfgang, der Bischof von Regensburg, sei einst auf einer seiner Reisen nach Ungarn in dieses weltabgeschiedene Tal gekommen und wollte auf einem Stein sein einfaches Mahl verzehren. Spatzen und Elstern hätten dem frommen Mann die Brotbissen vom Munde weggeschnappt, so daß er sie zornig verfluchte und ihnen für alle Zeiten den Aufenthalt in dieser Gegend verbot. Diese Erzählung konnte man von den alten Leuten im Graben in vielfältiger Ausschmückung zu hören bekommen, der Heilige führte hier den etwas despektierlichen Namen ‚Spatzenschreck‘. Auf dem Felsblock wurden Auswitterungen gezeigt, die Fußabdrücken glichen; der Heilige soll sie nebst den Spuren seines Rucksacks und Stockes hinterlassen haben.“¹⁹⁾

Und anschließend beschäftigt sich Wolfgang Häusler einigermaßen mit den Beziehungen des hl. Wolfgang zu Niederösterreich, glaubt auch nachweisen zu können, daß ein Aufenthalt des Heiligen im Wolfsteiner Graben ziemlich unwahrscheinlich sei, und schließt mit dem Satz: „Wolfgang galt aber wegen seines Aufenthaltes am Mondsee und Abersee (der später nach ihm Wolfgangsee genannt wurde)

¹⁸⁾ Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Bd. Niederösterreich. Neubearbeitet von Richard Kurt Donin. 5. Aufl. Wien 1953, S. 384.

¹⁹⁾ Wolfgang Häusler, wie oben, Anmerkung 4, S. 116.

und wegen seiner dortigen Kirchengründung im noch unerschlossenen Waldland als Rodungsheiliger und Patron der Holzfäller und Köhler.“ Und im weiteren macht Häusler klar, daß doch kirchengeschichtliche Beziehungen des Gebietes zum Regensburger Heiligen gegeben waren: „St. Wolfgang ist auch der Patron der Göttweiger Kirche Furth; Göttweiger Einfluß war für diesen Kult wohl auch im Wolfsteiner Graben maßgeblich. All diesen Legenden liegen ältere Schichten zugrunde. An seltsam geformte Steine und Felsgruppen knüpfen sich Mythen, die dann in den christlichen Heiligenkult einbezogen wurden.“²⁰⁾ Mit dem letzten Satz ist Häusler wohl ein bißchen in den Bereich der mythologischen Interpretation eingetreten, die ihm sonst eher fernliegen dürfte. Dafür hat er mit seinen weiteren Ausführungen wieder den Boden der auch von uns anzuerkennenden Tatsachen erreicht: „Es wäre zu wünschen, daß in Wolfstein, wo der Felsen des hl. Wolfgang gesprengt worden ist und der alte Bildstock vernichtet wurde, wieder ein Zeichen an diese alte Überlieferung erinnern würde. Spätestens aber gibt es immer noch keine im Wolfsteiner Graben, was aber nicht der Fluch des Heiligen, sondern der Umstand begründet, daß sie hier, wo kein Feldbau betrieben wird, keine Nahrung finden würden.“²¹⁾ Vorher also eine kleine Abweichung in die Richtung der sonst längst verfemten Mythologie, hier nun wieder eine positivistisch-materialistische Erklärung für eine von der Legende erzählte Motivgeschichte: Das ist auch nicht recht gut. Aber der Anregung, eine Erinnerung irgendwelcher Art an den vor gar nicht so langer Zeit anlässlich einer Straßenverbreiterung gesprengten Spurstein örtlich zu fixieren, der möchte man sich gerne anschließen. Es ist freilich nur einer der vielen Fälle, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg so manches vernichtet wurde, was diesen Krieg selbst und die böse Nachkriegszeit im Lande überdauert hatte. Man darf nur an Kirchen in Wien denken, die einer untergründigen Straßenbahnführung geopfert wurden, an Landschlösser, die plötzlich aufwendigen Straßenzügen von Ortsgewaltigen im Wege standen. Da ist der gesprengte Wolfgangstein nur ein Merkmal unter vielen für diese seltsame Zeit. Unserer aber denkt dabei vielleicht an eine Stelle in den „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm, die 1814 unter der Nr. 185 ihrer Sammlung folgende Geschichte von einem „Herrgottstritt“ festhalten

²⁰⁾ Häusler, ebendort, S. 117.

²¹⁾ Häusler, ebendort, S. 117.

Inzwischen wurde mir von Herrn Schulrat Heinz Hofmann, Hauptschuldirektor in Ruhe in Krems, am 7. November 1979 brieflich freundlicherweise mitgeteilt, daß ein Ersatz für den alten Bildstock mit dem Bild des hl. Wolfgang, dem die Vögel sein Brot wegfressen, aufgestellt wurde.

konnten: „Auf einem Felsen der Alb bei Heuberg, in einem anmutigen, von der Rems durchflossenen Tal, liegen Trümmer der Burg Rosenstein, und unlängst sah man die Spur eines schönen menschlichen Fußes in Stein, den aber die Regierung mit Pulver hat versprengen lassen, weil Aberglauben damit getrieben wurde. Gegenüber auf dem Scheulberg stehet die ähnliche Spur eines Trittes landeinwärts, wie auf dem Rosenstein auswärts.“²²⁾ Damals also hatte die württembergische Regierung in der späten Aufklärungszeit offenbar noch Veranlassung, einen solchen Spurstein, wie die Brüder Grimm sagten, „mit Pulver versprengen“ zu lassen, weil doch „Aberglauben damit getrieben wurde.“ Die Aufklärung hat unser Wolfgangstein im Dunkelsteinerwald noch überlebt; die Zeit eines neuen Wirtschaftswunders mit ihrer Gier nach mehr und immer mehr und breiteren Straßen dagegen nicht.

Aber was helfen solche Klagen. Wir sind zufrieden, daß der Spurstein noch in ruhigeren Tagen besichtigt wurde, daß mehrfach die Legenden, welche dazu erzählt wurden, aufgezeichnet und späterhin sogar veröffentlicht werden konnten, vor allem auch die zweite Legende, die vom hl. Wolfgang als „Spatzenschreck“, die uns sonst in unserer Landschaft ja nirgends begegnet. Daher auch der etwas unsichere Umgang mit ihr in der heimatkundlichen Literatur.

Dabei handelt es sich um eine sehr bezeichnende Legende aus dem gar nicht kleinen Motivbereich „Heilige vertreiben Tiere“.²³⁾ Das komplexe Motiv hat im christlichen Legendenkreis an die tausend Jahre gelebt, etwa von der altchristlichen Zeit zum hl. Franziskus von Assisi, nach dessen „Vogelpredigt“ offenbar Geschichten von zornigen Heiligen, die über die Störung ihrer Andacht erbost Vögel verbannten, nicht mehr aktuell waren. In altchristlicher Zeit haben sich solche Geschichten vielleicht aus spätantiken Philosophen-Anekdoten heraus entfaltet. Jedenfalls gehört zu den frühesten derartigen Erzählungen die vielleicht noch dem 2. Jahrhundert angehörende Geschichte vom Apostel Johannes, der seinen apokryphen Akten nach sogar Macht über ein ganzes Wanzenheer besessen haben soll. Die Wanzen verließen nämlich dieser Geschichte nach auf Befehl des Apostels sein Ruhelager und stellten sich still wartend an der Tür seines Schlafrumes auf, bis sie am nächsten Morgen, gewissermaßen als Belohnung ihres Gehorsams, alle wieder zurückmarschieren

²²⁾ Die Deutschen Sagen der Brüder Grimm. Hg. Hermann Schneider. Berlin o. Jg., Nr. 185, S. 173, dazu S. 295.

²³⁾ František Graus, Volk, Herrscher und Heiliger im Reich der Merowinger. Studien zur Hagiographie der Merowingerzeit. Prag 1965, S. 238 f.

durften.²⁴⁾ Solche vermutlich im Vorderen Orient beheimatete Geschichten sind mit den Missionaren im 4. und 5. Jahrhundert weit über See zu den Britischen Inseln und nach Irland gewandert. Dort ist der Patron von Irland, der hl. Patrick, zum bekanntesten Schlangenbanner geworden, der die ihm lästigen Schlangen von der einen Kanalinsel auf die andere verbannt haben soll. Sein landschaftlicher Genosse Columkille, der Schutzheilige von Donegal, vertrieb aus Zorn über eine Belästigung durch Knaben die Lachse und Forellen aus dem Fluß Clommany.²⁵⁾ Am meisten aber störten offenbar manche Vögel oder ganze Vogelschwärme die Heiligen bei ihrer Andacht, und so häufen sich die Verbannungen von Sperlingen, von Lerchen und von Elstern. Die hl. Oda, Patronin von Sint Oden-Roey († um 726), eine Einsiedlerin von irischer Abkunft, wurde durch das Geschrei der Elstern, die im Walde von Weert (Niederlande) waren, in ihrer Andacht gestört, und bat den Herrn, die Vermehrung dieser Vögel dortselbst zu verhüten.²⁶⁾ Seitdem soll man dort keine Elstern mehr sehen. Das findet sich öfter, und vor allem auf die Sperlinge übertragen noch in späteren Sagenaufzeichnungen. Die Verbreitung dieser Legendenzüge erscheint recht ungleichmäßig, was sicherlich auf die unterschiedliche Aufzeichnungstätigkeit zurückzuführen ist. Während die frühmittelalterliche Legende diese Züge beispielsweise für das merowingische Frankenland in großer Häufigkeit zeigt, wurden die meisten neueren Vogelbann-Geschichten in Sachsen und Schlesien aufgezeichnet.²⁷⁾ Will-Erich Peuckert hat einst diese jüngeren Geschichten von der Verbannung der Sperlinge anschaulich zusammengestellt.²⁸⁾ Es ergibt sich daraus, daß mit der Zeit, vermutlich vor allem nach der Reformation,

²⁴⁾ Rosa Söder, Die apokryphen Apostelgeschichten (= Würzburger Studien zur Altertumswissenschaft, H. 3), Stuttgart 1932, S. 64.

²⁵⁾ Oskar Dähnhardt, Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. Bd. III, Tiersagen Erster Teil. Leipzig und Berlin 1910. S. 217, VII/1/a Hl. Patrick und S. 217, VII/1/c Hl. Columkille.

²⁶⁾ Oskar Dähnhardt, ebendort, S. 217, VII/2.

Vgl. Ludwig Bieler, Art. Hl. Oda (Fest 27. Nov.) (Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. VII, Freiburg 1962, Sp. 1093).

²⁷⁾ Zum Beispiel Alfred Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Leipzig 1903, S. 588f., Nr. 732.

Richard Kühnau, Schlesische Sagen III. Zauber-, Wunder- und Sagen (= Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, Bd. V/III), Leipzig und Berlin 1913, S. 298f., Nr. 1663ff.

²⁸⁾ Will-Erich Peuckert, Art. Sperling (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VIII, Sp. 235ff.)

die Gestalten der Heiligen als Spatzenverbanner aus den Geschichten verschwanden und man den Effekt, das Nichtvorhandensein der Vögel an manchen Orten, dem Wirken von mehr oder minder mythischen Gestalten zuschrieb, dem Buschweibel etwa, dem Rübezahl oder auch dem Pumputh.

Das ergibt im ganzen gesehen, daß sich im Dunkelsteinerwald die ältere, katholische Version erhalten hat, daß nicht etwa ein namenloser Mönch oder auch Bischof die Vögel vertrieben haben soll, sondern der hl. Wolfgang, der als Pilgerpatron und Heiliger an so manchen Spursteinen eben seit dem Mittelalter hier bekannt geblieben war. In welchem Ausmaß ältere oder auch jüngere Predigten und andere geistliche Unterweisungen an der Stützung dieser Tradition Anteil gehabt haben mögen, entzieht sich wohl unserer Kenntnis.

Zurück zu den Spursteinen, hinüber zu dem bekanntesten Felsen dieser Art im Dunkelsteinerwald, zum Stein des „großen Heiligen“, des hl. Zeno bei Hafnerbach.²⁹⁾ Wir sind über diesen Spurstein, der mit dem Namen des heiligen Bischofs Zeno von Verona aus dem 4. Jahrhundert verbunden ist, seit dem 17. Jahrhundert verhältnismäßig gut unterrichtet. Am deutlichsten spiegelt sich die vielfältige Überlieferung in der Erzählung des „Zenobuches“, der ältesten noch vorhandenen schriftlichen Quelle, die der Pfarrer Benedikt Sutor um 1700 verfaßt hat. Es heißt dort: „Kraft einer solcher uralten und beständigen Tradition, oder von urdenklichen Jahren hergebrachten und allzeit von jedermänniglich für wahrhaft gehaltenen Erzählung wird beständig geglaubt, daß der hl. Zeno in seiner syrischen Reis oder Pilgramschaft persönlich in Unterösterreichischen Landsrevier eingetroffen, und zwar, daß in dem Viertel Ober-Wienerwald und jener Gegend, wo das nunmehr Hoch-Fürstliche Montecuccolische, herrliche Schloß Hohenegg, auf einem hohen festen Felsen gelegen, der ganzen Landschaft eine Zier, und ihm selbst das allerschönste An- und Aussehen gibt, sich der hl. Zeno eine geraume Zeit aufgehalten habe, maßen allda unweit von bemeldtem Schloß, nächst dem Dorfe Korning ein großer Stein gezeigt wird, so insgemein, je und allzeit der Zenostein genannt worden, auf welchem St. Zeno gebetet und geruht haben sollte. Dieser Stein, so ein durchlaufend fester Kiesel und in die 14 Werk-Schuh breit, fast auch so hoch und obenher eine breite Platte habend, etwas eben ist, liegt zwischen grünen Bäumen, an einem vorbeirinnenden Bächlein, welches durch den Markt Hafnerbach fließend, sich gleich in den Fluß Pielach ergießet und von jedermänniglich

²⁹⁾ G u g i t z, wie oben, Anmerkung 6, Bd. 2, S. 126.

W o l f g a n g H ä u s l e r, wie oben, Anmerkung 4, S. 137 ff.

der Zenobach genannt wird. Auf welchem Stein oder hartem Kiesel noch heutigen Tages die eingedrückten Fußspuren des Heiligen zu sehen sind. Nach der Alten Aussag habe St. Zeno auf diesem Stein gebetet, geruht und große Wunder gewirkt.“³⁰⁾ Der Pfarrer Benedikt Sutor, der sein Büchlein in Wien im Jahr 1702 drucken ließ, wußte noch nicht, daß wenige Jahre später zu dem Stein noch eine gewaltige Statue errichtet werden sollte. Der chronographischen Inschrift nach stammt sie aus dem Jahre 1725 und ist offenbar im Auftrag der fürstlichen Familie Montecuccoli errichtet worden, die sich durch das Vorkommen des oberitalienischen Heiligen in ihrem neuen Herrschaftsbereich besonders angesprochen gefühlt haben mag. Nicht umsonst übernahm man den Namen des Patronen von Verona sogar in den Namenschatz der fürstlichen Familie; in der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt ein Graf Zeno Montecuccoli hervor, der gleiche, der 1756 von Hohenegg in das neue, spätbarocke Schloßchen Mitterau übersiedelte, wodurch der allmähliche Verfall von Hohenegg eingeleitet wurde.³¹⁾ Aber vorher, eben 1725, ließ man doch die große Statue des hl. Zeno beim Spurstein errichten, vielleicht auch mit der Tendenz, die „abergläubisch“ erscheinende Verehrung vom Spurstein auf die kirchlich geweihte Heiligenstatue zu übertragen. Das hat noch anderthalb Jahrhunderte später den Grimm von Guido von List erregt, der in seinem Wanderbericht 1877 schrieb: „Der große Heilige – der ist eine gut zwei Männer hohe Bischofsstatue im Zopfstile ohne allen Kunstwert. Sie ist schlecht bemalt und stellt den heiligen Zeno, Bischof von Verona, vor. Am Ufer eines kleinen Baches steht die Kolossalstatue des Heiligen auf einem Felsblock, in dem Fußspuren eingedrückt sind, in welchen Fußspuren sich das Regenwasser sammelt, das für ‚böse Augen‘ gut sein soll. Der Heilige habe hier bei Lebzeiten geweiht, und die Fußspuren hätte er im Gebete durch sein anhaltendes Knien in den Stein gedrückt. Auch leidet der ‚große Heilige‘ kein Dach und kein Fach über sich; so oft auch der Herr Pfarrer von Mauer ein Dach über die Statue aufrichten ließ, so oft riß es Wind und Wetter in der nächsten Nacht wieder weg.“³²⁾

Das waren für Guido von List deutliche Zeichen dafür, daß die alten germanischen Götter hier im Spiele sein mußten, und der Spurstein eigentlich ein „wuotanistischer Opferstein“ sei, was immer man sich darunter vorstellen mag. Die spätere, historischer eingestellte Forschung hat sich eher bemüht, die Verbindungen des hl. Zeno von

³⁰⁾ Hubert Schützner, Dunkelsteiner Heimatbuch, S. 29.

³¹⁾ Wolfgang Häusler, S. 141f.

³²⁾ Guido List, wie oben, Anmerkung 2, S. 343.

Verona in den Dunkelsteinerwald hinein zu klären. Eine gewisse Übereinstimmung hat sich nur in dieser Hinsicht erzielen lassen, daß niemand mehr daran glaubt, daß der oder auch nur ein hl. Zeno wirklich persönlich in Hafnerbach gewesen sei, sondern daß der Name und das Bild des Heiligen auf dem Weg der Kultübertragung von einer ganz anderen Verehrungsstätte des hl. Zeno gekommen sein müsse. Die Verehrung des Heiligen von Verona ist in hochmittelalterlicher Zeit durch Tirol über die Alpen gekommen. Unter anderem und sehr betont nach Reichenhall, wo das Chorherrenstift von den Grafen von Peilstein auf den Namen des Patrons von Verona gegründet worden war. Diese Gründer von St. Zeno in Reichenhall hatten auch Besitz im Dunkelsteinerwald. Einer der letzten Grafen von Peilstein, Friedrich V., starb im Jahre 1208 auf der Osterburg, also in nächster Nähe von Hafnerbach.³³⁾ Die Verbindungen von den bayerischen Klöstern in die niederösterreichische Kernlandschaft waren immer sehr dicht, nicht zuletzt des Weinbaues und Weinhandels wegen. So hatte denn auch das Kloster St. Zeno in Reichenhall einen Lesehof in Krems; er steht heute noch dort in der Winzergasse 7. 1652 ist der Lesehof in Krems noch „ex belli ruinis“ wieder errichtet worden. Erst 1858 ging er in den Besitz der Erzabtei St. Peter in Salzburg über.³⁴⁾ Verbindungen zu den wichtigsten Verehrungsstätten des hl. Zeno nördlich der Alpen gab es hier also genug. Eine davon wird ausschlaggebend gewesen sein, und zwar so sehr, daß „Sante Zene“ im Hochmittelalter direkt als der Patron der Landschaft angesprochen wurde. Die Erwähnung seiner Anrufung in den Neidhartischen Liedern im 13. Jahrhundert bekundet dies zur Genüge.³⁵⁾

Der Bildstock mit dem Vögel verbannenden hl. Wolfgang in Wolfstein mag schon im Mittelalter errichtet worden sein. Die mächtige Statue am Zenostein ist 1725 errichtet worden, vielleicht angeregt durch die große Heiligenplastik auf dem Kolomanifelsen von Melk. Die Felsen und Spursteine in und um den Wald hatten die Legenden an sich gezogen. Die örtlich verehrten Heiligen gaben jeweils ihr eigenes Kolorit an die Natur des Dunkelsteinerwaldes ab, woraus sich die Grundzüge dieser bemerkenswerten Sagenlandschaft ergaben.

³³⁾ Schützner, Dunkelsteiner Heimatbuch, S. 30.

³⁴⁾ Fritz Dworschak, Krems, Stein und Mautern. Mit einem Katalog des Städtischen Museums in Krems a. d. Donau (= Alte Kunst in Österreich, o. Nr.), Wien 1928, S. 16.

³⁵⁾ Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch, S. 184ff.: „Sante Zene“. Zur Volksverehrung des hl. Zeno nördlich der Alpen.

Eine verbotene Dreifaltigkeitsdarstellung als Giebelzier

Ein Beitrag zum Thema des „Dreigesichts“
(mit 1 Abbildung)

von Emil Schneeweis

In Zeiten erhöhter religiös-konfessioneller Spannungen, theologisch-dogmatischer Auseinandersetzungen, ja von Glaubenskämpfen, nehmen auch die ikonographischen Zeugnisse der betreffenden Epochen besonders interessante, aussagekräftige Formen an, die dem Kundigen so manchen Einblick in die jeweils aktuellen Kontroversen und Polemiken geben. Darüber hinaus ist es für den Volkskundler reizvoll und lohnend, ihre Nachwirkungen und Nachklänge bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen und zu analysieren.

Dies alles gilt in besonderem Maße für den nur mit äußerster Vorsicht so zu bezeichnenden Problemkomplex der Gegenreformation, die ja keinesfalls durch simplifizierende Eingrenzung mittels Jahreszahlen oder ähnlicher unzureichender Methoden, sondern vielmehr lediglich durch eine zusammenfassende Betrachtung universalhistorischer Art zu erfassen ist¹⁾.

Wie brachten nun die Sendboten und Träger dieser „Reaktion der katholischen Kirche auf die evangelische Reformationsbewegung des 16. und des 17. Jahrhunderts“, wie das LThK l. c. es formuliert,

¹⁾ Lexikon für Theologie und Kirche, begründet von Dr. Michael Buchberger. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Freiburg 1957–1967. Des weiteren zit. als LThK. ad hoc: Band IV, Sp. 585.

Vgl. auch: Golo Mann, Wallenstein. Sein Leben erzählt von —. Frankfurt am Main 1978, p. 272: „Das obrigkeitliche Unternehmen, welches protestantische Geschichtsschreiber die Gegenreformation nennen, was aber am Orte selbst und von jenen, die es betrieben, die Reformation genannt wurde...“

ihre Lehren unter das Volk? Nun, selbstverständlich vermittelt der altbewährten Medien – Wort und Bild. Zum ersteren gehören etwa die Predigten, bei denen viele gleichzeitig angesprochen werden können; ferner – nicht zu unterschätzen – die Ohrenbeichte. Zur „pictura“, zum Bildwerk, dessen Bedeutung für die Verkündigung bereits Papst Gregor der Große erkannt und betont hat, leiten über die „lebenden Bilder“ des Schauspiels, von dessen nachhaltiger Lebenskraft zur Freude des Volkskundlers die noch jetzt blühenden Nachfahren des lehrhaften geistlichen Schauspieles zeugen. Und dann stehen wir eben vor dem großen Arbeitsfeld des mit volkskundlicher Methodik arbeitenden Ikonographen, vor den Bildwerken aller nur denkbaren Arten, Formen und Materialien. Gerade sie künden sichtbar, ad oculos, in, vor und an Sanctuarien aller Bauweisen, aber auch in Form so vieler Flurdenkmale, von den zwei Hauptthemen der Gegenreformation: der Marienverehrung und dem Dreifaltigkeitskultus – und von deren Einfluß auf die Volksfrömmigkeit²⁾.

Was aber soll man von einer Skulptur voller theologisch-dogmatischer Aussagen halten, die unter gewöhnlichen Umständen kaum wahrnehmbar, vor allem aber in ihren wichtigen Details nicht „lesbar“, durch ihren Anbringungsort dem Beschauer entrückt ist?

Mit einem solchen Stück, seinem auf Verkündung von Glaubenswahrheiten ausgerichteten Inhalt und etlichen seiner Probleme und Zusammenhänge wollen wir uns hic et nunc beschäftigen.

Die Westfassade der so schön renovierten Franziskaner-Kirche zum heiligen Hieronymus in Wien I trägt einen Renaissancegiebel mit kleinen Obelisksen und Steinplastiken, dessen Details mit bloßem Auge beziehungsweise mit kürzerbrennweitigen Photoobjektiven nur unzulänglich erfaßt werden können³⁾. Er kulminiert in jener, auf abgetrepptem Sockel ruhenden, mit 1604 bezeichneten und somit aus dem Neubau von 1603 bis 1611 stammenden, im „Dehio“ nur kurz

²⁾ Eine Zusammenfassung der Lit. über das Volksschauspiel steht bei: Wörterbuch der deutschen Volkskunde, begr. von O. A. Erich u. R. Beitzl, 3. Aufl. neu bearbeitet von Richard Beitzl unter Mitarbeit von Klaus Beitzl. – Siehe auch: J. Krzyzanowski (Red.), Słownik folkloru polskiego, Warszawa 1965, pp. 400–402 (Wörterbuch der polnischen Folklore, Stichwort Volksschauspiel).

Zur Marien- und Dreifaltigkeitsverehrung: L. A. Veit und L. Lenhart, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Herder Freiburg 1956, passim.

³⁾ Für die Ausführung der schwierigen Tele-Aufnahmen danke ich meinem Sohn, Dr. phil. Felix Schneeweis, herzlichst.

erwähnten Dreifaltigkeitsfigur⁴⁾, welche dem Theologen sowie dem ikonographisch interessierten Volkskundler einiges zu sagen vermag (siehe Abbildung!).

Eine mit lang herabwallendem Mantel bekleidete anthropomorphe Gestalt hält mit zwei Händen vor sich eine aus vier Medaillons und sechs Schriftbändern bestehende Konstruktion, welche nicht nur in ihrer gleich zu erörternden Beschriftung, sondern bereits rein formal eine ausgesprochen trinitarische Symbolik aufweist: ein durchbrochenes, gleichseitiges Dreieck trägt an seinen Ecken je ein Medaillon, dessen Radius merkbar größer ist als die Breite der die Medaillons verbindenden Schriftbänder. Die drei Medaillons der Zirkumferenz sind mit tief eingemeißelten Großbuchstaben markiert, und zwar – vom Beschauer aus links, von der trinitarischen Reihenfolge her jedoch rechts beginnend – mit den Zeichen P, F und SS. Von den drei Eckmedaillons aus führt je ein kürzeres Schriftband mit der gleichbleibenden Inschrift EST zum zentralen Medaillon mit dem Buchstaben D. Die drei Schriftbänder der Dreieckseiten haben ebenfalls gleichlautende Buchstabenfolgen, also dreimal, wieder bei P ansetzend, NON EST.

Ergänzen wir das Schriftbild zunächst einmal im Sinne einer „Theologia negativa“, so ergibt sich für den Dreiecksumfang: P(ater) NON EST F(ilius), F(ilius) NON EST S(piritus) S(anctus), S(piritus) S(anctus) NON EST P(ater). Die positive Aussage erhellt aus dem natürlich als D(eus) zu lesenden D des Zentralmedaillons sowie aus den richtig zugeordneten Buchstaben der Dreieckszirkumferenz: P(ater) EST D(eus) F(ilius) EST DEUS S(piritus) S(anctus) EST DEUS⁵⁾.

Hinsichtlich der, wie schon erwähnt, in dem interessanten Bildwerk ohne Zweifel implizierten Dreiecksymbolik fällt auf, daß darin gegen eine ikonographische beziehungsweise symbolische Grundregel

⁴⁾ Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Wien, von Justus Schmidt und Hans Tietze... 6., verb. Aufl., Wien – München, Anton Schroll & Co. 1973, p. 23.

⁵⁾ Zur allbekannten Dreieck-Symbolik der Dreifaltigkeit seien nur genannt: Dorothea Forstner OSB, Die Welt der Symbole. 2., verb. Aufl. Innsbruck – Wien – München 1967, p. 67sq.

Wilhelm Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst. Graz 1968, Nr. 8, mit Hinweis auf den Pariser Holzschnitt ex 1524!

Manfred Lurker, Symbol, Mythos und Legende in der Kunst. 2., verm. Aufl. Baden-Baden 1974, p. 179 sqq.

Lexikon der christlichen Ikonographie, hg. von E. Kirschbaum SJ, Freiburg 1968–1976, Bd. I, Sp. 525–537. Des weiteren zit. als LCI.

verstoßen wird: Bei Verwendung des gleichseitigen Dreiecks als Trinitätsymbol soll die Spitze des Triangels immer nach oben zeigen, „um das christliche Sinnbild vom Abzeichnen der Freimaurer zu unterscheiden, das durch ein umgestürztes Dreieck die gottfeindliche Richtung dieser Sekte andeutet“⁶⁾.

Sehen wir von diesem, vielleicht ohnehin lediglich durch bildnerische Gestaltungsprobleme bedingten Fauxpas ab, können wir immerhin konstatieren: Das durchbrochene Dreieck mit seiner Epigraphik soll etwas verdeutlichen, um dessen Formulierung die christlichen Theologen seit den frühesten Zeiten gerungen haben, ohne daß ihnen immer eine adäquate Lösung zuteil geworden wäre – das Glaubensgeheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit⁷⁾. Es enthält, bis aufs Äußerste verkürzt, schriftlich all das, was das Konzil von Toledo anno Domini 675 so überzeugend aus früheren Lehrentscheidungen zusammengestellt hat⁸⁾, was unter Karl dem Großen aus der mozarabischen (westgotischen) Liturgie in den Meßkanon gelangt ist⁹⁾ und was wir aus der Dreifaltigkeitspräfation vor dem II. Vaticanum so oft gebetet haben: „Qui cum unigenito Filio tuo et Spiritu Sancto unus es Deus, unus es Dominus: non in unius singularitate personae, sed in unius Trinitate substantiae. Quod enim de tua gloria, revelante te, credimus, hoc de Filio tuo, hoc de Spiritu Sancto sine differentia discretionis sentimus. Ut in confessione verae sempoternaeque Deitatis, et in personis proprietas, et in essentia unitas, et in maiestate adoretur aequalitas“¹⁰⁾; „Mit deinem eingeborenen Sohne und dem Heiligen Geiste bist du ein Gott, ein Herr: nicht als wärest du nur eine Person, du bist vielmehr in drei Personen ein einziger. Und so beten wir beim

⁶⁾ D. Forstner l. c. p. 68.

⁷⁾ Zum näheren Studium empfiehlt sich der unentbehrliche „Denzinger“ (Denzinger-Schönmetzer, *Enchiridion symbolorum, definitionum et declarationum de rebus fidei et morum*. Herder Friburgi Brisgoviae MCMLXVII). Die einschlägigen Nummern sind kurz zusammengefaßt, übersetzt und kommentiert in: J. Neuner und H. Roos, *Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung*. 4., verb. Aufl., Regensburg 1954.

⁸⁾ Neuner-Roos l. c. p. 93.

⁹⁾ LCI Bd. I, Sp. 526.

¹⁰⁾ Anselm Schott OSB, *Das Meßbuch der heiligen Kirche*. Freiburg 1966, p. 628.

J. A. Jungmann S. J., *Missarum sollemnia*. 4., erg. Aufl. Wien 1958, pp. 151–156.

Lobpreis des wahren und ewigen Gottes in den Personen die Verschiedenheit, in der Natur die Einheit, in der Majestät die Gleichheit an“¹¹⁾).

Alle diese und sämtliche an den angeführten Stellen enthaltenen Formulierungen „stellen sich aber einer bildlichen Veranschaulichung geradezu entgegen“, wie das LCI I. c. sehr treffend bemerkt. Und daher rühren denn endlich auch die Probleme und Kalamitäten, die dem ikonographischen Typ des Dreigesichts, fast möchte man sagen zwangsläufig anhängen. Und damit gelangen wir endlich zur „Haupt“sache – im wörtlichen Sinne – unserer Abhandlung, nämlich zum Haupt der Dreifaltigkeitsskulptur auf dem Giebel der Franziskaner-Kirche zu Wien.

Denn wie haben die um dogmatisch möglichst unanfechtbare Gestaltung bemühten Bildner und ihre Auftraggeber versucht, das in obigem theologischen Exkurs flüchtig skizzierte stachlige Problem zu lösen? Prinzipiell in drei Typen: Trimorphos (Dreigestalt), Trikephalos (Dreikopf) und Triprosopos (Dreigesicht) (nicht „Triprosophos“, wie leider hier und da zu lesen ist). Die griechischen Termini erscheinen mir besser und instruktiver als die lateinischen¹²⁾, von denen besonders „trifrons“ unbefriedigend ist. Auch alle Darstellungen sämtlicher aufgezählter Typen waren unzulänglich, ja gefährlich, wurden als „Monstren“ bezeichnet¹³⁾ und daher früher oder später vom kirchlichen Lehramt verurteilt und verboten¹⁴⁾.

Trotz dieses Verbots erhielten sich hier und dort nicht nur in Sammlungen und Museen, sondern sogar in Kirchen und Kapellen einzelne dieser interdizierten Raritäten: Aus dem Wiener Stephansdom stammt ein Tonrelief, eine Stiftung der Töpferinnung, daher „Töpferaltar“ geheißen, das nach dem Verbot entfernt wurde und schließlich in der Gegend von Baden landete¹⁵⁾. Das zweite, ebenfalls von Wien aus leicht erreichbare Paradigma krönt den Hochaltar der

¹¹⁾ LCI Bd. I, Sp. 527.

¹²⁾ Zum Beispiel angewendet im LCI, Bd. I, Sp. 537.

¹³⁾ LCI, Bd. I, Sp. 528.

¹⁴⁾ Lurker, I. c. p. 168; Richard Jerabek, Unbekannte volkstümliche Trinitätsbilder mit dem Dreigesicht aus Böhmen und Mähren. In: Národopisný věstník Československý VII – 1–2, Brno 1972, p. (165)–(182).

¹⁵⁾ Z. B. erwähnt in der Wiener Kirchenzeitung, 127. Jg., Nr. 25, 22. VI. 75; Dehio-Handbuch Niederösterreich, 5., verb. Aufl. 1972, p. 24sq. LCI, Bd. I, Sp. 528.

Pfarrkirche von Falkenstein im nördlichen Weinviertel¹⁶⁾. Beide Exemplare gehören dem Typ Trimorphos, Dreigestalt, an.

Begreiflicherweise wurden all diese trinitarischen Darstellungen ob ihrer auch theologischerseits gewürdigten volkskundlichen Relevanz¹⁷⁾ in der einschlägigen Literatur ausgiebig bearbeitet, was wir hier nicht in extenso wiederholen wollen, zumal in neuerer Zeit eine schöne Zusammenstellung mit viel Schrifttumsangaben geliefert wurde¹⁸⁾; nicht unerwähnt möge jedoch bleiben, daß außer dem zu Unrecht halb vergessenen Karl von Spieß auch osteuropäische Gelehrte sich zum Vorteil der Sache mit dem dankbaren Thema beschäftigt haben, wie bei Jerabek l. c. unschwer zu entnehmen ist.

Wir jedoch können uns nunmehr konkludierend dem eigentlichen Objekt dieser Arbeit widmen, der Giebelzier der Franziskanerkirche zu Wien, näher hin dem Kopf der menschengestaltigen, das Dreieck mit trinitarischer Aussage haltenden Figur. Vor einer vergoldeten, abwechselnd aus geflammten und geradlinig begrenzten Zacken bestehenden Aureole, die durch Betonung dreier weiter vorragender Strahlen abermals trinitarisch determiniert ist, steht ein bärtiges Haupt mit drei Gesichtern; wir haben es demnach mit dem Typus Triprosopos zu tun.

Mit dieser Klassifikation wäre, so scheint es, unsere Arbeit so gut wie getan; als Wissenschaftler aber sind wir gehalten, nach allfälligen Vorlagen und Konnexen ikonographischer Art zu fahnden. Dies wird uns allerdings im vorliegenden Falle recht leicht gemacht: das LCI bringt unter Bezugnahme auf Jo 1, 1sq. einen Holzschnitt ex 1524 aus Paris, der bis auf geringfügige Detailunterschiede eine genaue Entsprechung zu unserer Steinplastik bildet¹⁹⁾. Nicht genug damit; Jerabek bringt in seinem zitierten Opus neben Paradigmata ohne erklärende Beschriftung ein Bild aus Mähren aus dem 3. Viertel des 19. Jahrhunderts²⁰⁾, das wie eine etwas vereinfachte Replik unserer Plastik anmutet: es fehlen lediglich die Schriftbänder zwischen den

¹⁶⁾ Wiener Kirchenzeitung, 126. Jg., Nr. 43, 27. X. 74. LCI, Bd. I, Sp. 528.

¹⁷⁾ KThK, Bd. III, Sp. 558, 562sq. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. von E. Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli. Berlin und Leipzig 1927–1942. ad hoc Bd. II, Sp. 430sq. – Des weiteren zit. als HDA.

¹⁸⁾ Richard Jerabek, wie Anm. 14; unberücksichtigt bleiben hier u. a. Manfred Lurker (siehe Anm. 5), Wilhelm Molsdorf (detto) sowie das LCI.

¹⁹⁾ LCI, Bd. I, Sp. 526, 1.

²⁰⁾ R. Jerabek l. c., Abb. 3.

Eckmedaillons des Dreiecks, die, entsprechend der Provenienz der Malerei, diesmal unabgekürzt, die Bezeichnungen „Büch otec“ (Gott Vater), „Büch sin“ (Gott Sohn) und „Svati Důch“ (Heiliger Geist) aufweisen. Das zentrale Medaillon zeigt folgerichtig das Wort „Büch“ (Gott).

Nicht uninteressant ist auch die Feststellung, daß das mährische „Dreigesicht“ als Nimbus ein, seinerseits wieder in drei Linien gezogenes, mit der Spitze nach oben gewendetes, gleichseitiges Dreieck hat, was gewissermaßen als Korrektur des in Anmerkung ⁶⁾ begründeten ikonographischen Lapsus interpretiert werden kann; wenn wir wollen, mögen wir ferner die an Dreiecksform angenäherte Gloriole des „Wiener Dreigesichts“ (siehe Abbildung!) im gleichen Sinne auffassen.

Auch an diesem Punkte wäre ein Abschluß, notabene bei nicht vorwiegend volkskundlicher Vorgangsweise, vielleicht gerechtfertigt; haben wir doch ein räumlich und zeitlich recht weit gespanntes Ensemble von Belegen beigebracht – mit den Markierungspunkten Paris 1524, Wien 1604 und Mähren, drittes Viertel des 19. Jahrhunderts. Für den Volkskundler allerdings bleibt immer noch eine Frage offen, die freilich über die Kompetenzen des Theologen sowie des Kunsthistorikers hinausgeht: Könnte dem zur Debatte stehenden Bildwerk in Ansehung seiner exponierten Anbringung auf einem volks-glaubensmäßig so bedeutsamen Gebäudeteil, der noch dazu ein Gottes-Hausgiebel ist ²¹⁾, nicht auch eine andere Funktion als die der Verbildlichung dogmatisch-kerygmatisch-didaktischer Aussagen zugeschrieben worden sein, nämlich eine apotropäische? Diese Vermutung drängt sich umso eher auf, wenn man immer wieder bedenkt, daß die auf dem beschriebenen „Wiener Dreigesicht“ so gehäuft vorkommenden trinitarischen Segenszeichen, signa ²²⁾, von Bild und Schrift ²³⁾ mit bloßem Auge kaum les- und deutbar sind; wenn man weiters berücksichtigt, daß man „die göttliche Kraft der Dreieinigkeit in ihrer Abwehr alles Bösen ganz besonders zu erfahren hoffte“ ²⁴⁾, worunter ohne Zweifel auch der Schutz vor verderblichen Atmosphärien zu subsumieren ist, also die Bewahrung vor Blitz und Unwetter – eine Aufgabe übrigens, die der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, wenn man

²¹⁾ HDA, Bd. III, Sp. 1571.

²²⁾ HDA, Bd. VII, Sp. 1582sq.

²³⁾ HDA, Bd. III, Sp. 829; Bd. I, Sp. 1282sq.

²⁴⁾ Gustav G u g i t z, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Wien 1949. Ad hoc: Bd. I, p. 294–299.

diese religionswissenschaftlich als „Höchstes Wesen“ definieren will, ja wohl an- und zustünde²⁵). Und bezeichnenderweise fährt G u g i t z l. c. fort: „daß man...sogar zeitweise bald streng verbotene Darstellungen eines Dreigesichtes verehrte, darf nicht verwundern.“

So schließt sich denn der Kreis; und die Giebelzier der Franziskanerkirche zu Wien hat uns wieder einmal ad oculos bewiesen, daß die bildliche Auszier von Sakralgebäuden auch dem Volkskundler ein reiches Arbeitsgebiet liefern kann, zumal wenn er historisch und ikonographisch interessiert ist.

²⁵) Walter Hirschberg, Wörterbuch der Völkerkunde, hg. von —. Stuttgart 1965, (KTB, Bd. 205). Ad hoc: p. 185 sq.

Chronik der Volkskunde

Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente“. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek

Das Österreichische Museum für Volkskunde eröffnete in seinen beiden neu-adaptierten Ausstellungsräumen im Erdgeschoß des Museumshauptgebäudes am Donnerstag, dem 27. September 1979, um 16.30 Uhr, die herbstliche Sonderausstellung **Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek**.

Die Veranstaltung fand statt im Rahmen der Tagung „Das Österreichische Volksliedwerk im Umkreis von Wissenschaft und Pflege“ (Wien, 24. bis 29. September 1979) und war als Beitrag des Wiener Volkskundemuseums zum 75jährigen Jubiläum dieses gleichfalls in der Wiener Josefstadt beheimateten Instituts gedacht, dessen Aufgabe es ist, die Sammlung und Erforschung der musikalischen Volkskultur Österreichs zu betreiben.

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht die wichtigste Neuerwerbung des Österreichischen Museums für Volkskunde im vergangenen Jahr, nämlich die aus dem Nachlaß von Prof. Dr. Georg Kotek angekaufte Kollektion alter Volksmusikinstrumente. Umfang und Beschaffenheit dieser Kollektion läßt sie als die wohl letzte Privatsammlung dieser Art in Österreich erscheinen. Die Person von Professor Kotek (1889–1977), des großen Wiener Sammlers und eifrigen Pflegers der österreichischen Volksmusik, verbindet in besonderer Weise die Institute des Österreichischen Museums für Volkskunde und des Österreichischen Volksliedwerkes. Noch zu Lebzeiten des Museumsgründers Michael Haberlandt hat Prof. Kotek über Jahrzehnte hinweg als tätiges Mitglied den Vereins- und Museumsausschüssen angehört, weshalb ihm vom Verein für Volkskunde auch 1974 die damals gestiftete Michael-Haberlandt-Medaille für Verdienste um die österreichische Volkskunde verliehen worden ist. Auf der anderen Seite war Prof. Kotek in der Zwischenkriegszeit eine der tragenden Persönlichkeiten des Österreichischen Volksliedunternehmens gewesen, wie er auch nach dem Zweiten Weltkrieg zu den Wiederbegründern des halbstaatlichen Österreichischen Volksliedwerkes zählte.

Mit dem Ankauf des Nachlasses von Prof. Dr. Georg Kotek von insgesamt 30 alten Volksinstrumenten vervollständigt das Wiener Volkskundemuseum seinen

bisher schon stattlichen und in einer ständigen Schausammlung auch dauernd zugänglich gemachten Bestand an Zeugnissen volksmusikalischer Überlieferung in den österreichischen Bundesländern. Die Neuerwerbung bedeutet eine Verdichtung der Zeugnisse hinsichtlich einer systematisch-organologischen Typologie der österreichischen Volksmusik (Gattungen der Idio-, Membrano-, Chordo- und Aerophone) als auch einer landschaftlichen Streuung derselben. So enthält die Sammlung neben Selbstklingern (Idiophonen) wie Hirtenringstöcken und Hölzernen Glachter (Xylophon) typische bäuerliche Saiteninstrumente (Chordophone), wie Drehleiern, Zithern des Mittenwälder und Salzburger Typus, Hackbretter und Gitarren und, aus der Gattung der Blasinstrumente (Aerophone), Alphörner, Panflöten, Schalmeyen, Dudelsäcke, Schwegelpfeifen und Schnabelflöten, wobei die einzelnen gegenständlichen Volksmusikzeugnisse aus allen österreichischen und altösterreichischen Ländern zwischen Wien und Vorarlberg in der einen Richtung und zwischen Egerland und dem jugoslawischen Banat in der anderen stammen.

Die vom Österreichischen Museum für Volkskunde seit langem besonders gepflegte Bildquellenkunde bietet über die Präsentation der verstummten Instrumente hinaus die Möglichkeit, die Stellung dieser Musikinstrumente in Musizierpraxis, Volksbrauch und im gesellschaftlichen Gefüge mit Hilfe von Werken der Persönlichkeitskunst, also in Bildern und Zeichnungen von Künstlern unserer und vergangener Zeit (Rudolf Raimund Ballabene, „Volkstanz der Kroaten im Burgenland“, Wilhelm Dachauer, „Die Harfenspielerin“ und „Landlerntanz“, Leopold Hauer, „Im Fasching“, Illy Kjæer, „Sarntaler Bauernmusiker mit Baßtuba“, Fritz Weninger, „Die Bettelmusikanten“ u. a.), zu veranschaulichen.

Zur Ausstellung erschien ein illustrierter Katalog. (Vgl. unten S. 53.)

Anläßlich der Ausstellungseröffnung war das neue Tor zwischen dem Museumsgarten und dem öffentlichen Schönborn-Park in der Wiener Josefstadt (Lange Gasse, Ecke Florianigasse) erstmals geöffnet. Dieser neue Museumszugang wurde in Zusammenarbeit mit dem Stadtgartenamt des Magistrats der Gemeinde Wien geschaffen und ist als eine erste Maßnahme anzusehen für eine verstärkte Erschließung des Österreichischen Museums für Volkskunde und seiner vielseitigen Schausammlungen zur Volkskultur aus ganz Österreich für das öffentliche kulturelle Leben des umliegenden Bezirkes Wien-Josefstadt und seiner Nachbarbezirke.

Die volksmusikalische Veranstaltung „Junge Leute spielen auf alten Instrumenten“ (kommentiert von Prof. Walter Deutsch), die im Rahmen der Ausstellungseröffnung stattfand, fand anläßlich des „Tages der offenen Tür der Bundesmuseen“ am Nationalfeiertag, dem 26. Oktober 1979, um 11 Uhr eine Wiederholung.

Die Ausstellung ist bis Ende April 1980 jeweils während der Öffnungszeiten des Österreichischen Museums für Volkskunde (Dienstag bis Freitag 9–15 Uhr, Samstag 9–12 Uhr, Sonntag 9–13 Uhr, Montag geschlossen) zu besichtigen.

Klaus Beitzl

Das Niederösterreichische Freilichtmuseum in Haag

Nach dem Ausbau des Mostviertelmuseums in Haag – es wurde 1968 eröffnet – befaßte sich die Stadtgemeinde Haag mit bäuerlichen Objekten aus früheren Zeiten.

Als erhaltungswürdig erschienen ihr vorerst die nur vereinzelt mehr anzutreffenden Speicherbauten in Blockbauweise aus dem 17. und 18. Jhdt. Es handelt sich hier um ehemalige Getreidekästen – als „Troadkast'n“ oder auch „Feldkasten“ bezeichnet –, die etwas abseits vom bäuerlichen Hauptgebäude situiert waren, sie dienten, wie der Name sagt, für die Lagerung des Getreides.

Die „Troadkästen“ sind fensterlose Objekte, die lediglich für die Belüftung einige kleine, vergitterte (Drahtnetze) Öffnungen aufweisen. Die Blockwandbalken bestehen aus gehackten Vierkanthölzern und liegen bereits fugenlos aufeinander.

Weil diese Speicherbauwerke, die einen beachtlichen kulturgeschichtlichen Wert besitzen, im Verschwinden sind, wurde die Stadt Haag durch das Amt der NÖ. Landesregierung (LA III/2, Museumsrat Dr. W. Galler) und durch Persönlichkeiten des NÖ. Gebietsbauamtes St. Pölten für die weitere Sicherung solcher Objekte animiert.

1972 befaßte man sich ernstlich mit dem Erwerb eines derartigen Objektes. Der eigentliche Aufbau begann wohl erst im Jahre 1975 mit dem Troadkasten aus Ertl/Peilstein. Ihm folgte dann eine zweite Speicherbautype aus Kürnberg (Briefberg) und der dritte Speicher kam von Markt Aschbach (Windfeld).

Das große Verständnis der NÖ. Landesregierung und des Gemeinderates der Stadt Haag für diese Objekte förderten den weiteren Ausbau des Freilichtmuseums.

Eine Hausmühle aus dem Jahre 1848 samt Knochenstampfe war eine echte Bereicherung. Diese Mühlen dienten der Getreidemahlung. Ende des vergangenen Jahrhunderts traf man hierzulande selbst an kleinen Bächen oft 10 bis 20 ähnliche Hausmühlen an. Landauf und landab hörte man das Klappern dieser Mühlen. Der Antrieb des Mühlengetriebes erfolgte in der Regel durch ein überschlächtiges Wasserrad. Die im Freilichtmuseum aufgestellte Hausmühle samt Knochenstampfe wurde aus drei verschiedenen, gleichartigen Mühlenanlagen zusammengetragen – es war keine einzige vollständige Mühle mehr anzutreffen – und stellt nun eine komplett betriebsfertige Anlage dar. Sie ist ein Dokument, wie der bäuerliche Mensch in einfacher Weise die Wasserkraft auszunützen verstand. Der Elektromotor brachte dann diese Werke zum Stillstand.

Die vor dem Eingang zum NÖ. Freilichtmuseum stehende **Doppeldruckbaumpresse**, auch Mantelpresse genannt, stammt aus 1864, ist verziert, bemalt und mit Sprüchen versehen, weist auf die Bedeutung hin, die das Mostmachen unserem Gebiet einbrachte. Diesem blühenden Wirtschaftszweig verdankt unser Landesteil seinen Namen „Mostviertel“. So war es sinnvoll, eine mächtige und zugleich mit reicher Zier versehene Presse samt Birnmühle („Steinreibm“) mit Mostfaß beim Eingang des Freilichtmuseums aufzubauen.

Der Spruch: „A Mosthaus – a guats Haus“, der auf einem Faß im Freilichtmuseum zu lesen ist, hatte durch viele Generationen lang einen guten Klang.

Von der Ergiebigkeit der Mostproduktion im NÖ. Mostviertel kündigt ein 11.000-Liter-Faß (196 Eimer). Man findet selbst heute noch Gebinde in bäuerlichen Mostkellern mit einem Fassungsraum von rund 100 Eimern (z. B. in der Samhub in Reichhub).

In der Wagenhütte „Wagenschupfn“ sieht man neben den landwirtschaftlichen Geräten auch einen für das Mostviertel typischen Mostladenschlitten. Er kündigt von der Zeit, als der Mostbauer den vergorenen Obstmost in die umliegenden Städte mit seinem Pferdegespann transportierte. Kulturgeschichtlich und volkskundlich interessant ist die Gegenüberstellung der Mostpressen des Mostviertels mit den Mostpressen aus der St. Pöltner Gegend (Böheimkirchen) und der Vergleich mit der Presse aus dem Weinviertel, Jahrgang 1752 (Großweikersdorf).

Die Erzeugung landwirtschaftlicher Werkzeuge erfolgte durch die Hammer Schmiede. Manche Hausnamen künden auch hierzulande noch von dieser bodenständigen Berufsgruppe. Bei der im Freilichtmuseum zu sehenden Anlage handelt es sich um einen Schwanzhammer, ein *Hammerschmiedewerk* aus der Eisenwurz (Ybbsitz). Der Antrieb erfolgte bis vor einem Jahrzehnt noch mit einem unterschlächtigen Schaufel-Wasserrad.

Ohne Zweifel zählt zu den bedeutendsten Objekten in diesem Volkskundemuseum ein kleinbäuerliches Gehöft in Holzbauweise mit Rauchküche („Schwarze Küche“). Früherer Standort war in Bad Schönau, Almen Nr. 6/Bucklige Welt.

Dieses Gebäude besteht aus einem Vorhaus, Stube, Rauchküche, Kammer mit Vorraum, Stall und Schuppen. Mit Ausnahme der in Natursteinmauerwerk gebauten Rauchküche und des in einfacher Holzbauweise aufgeführten Schuppens wurde das gesamte Objekt in Blockbauweise errichtet und ruht auf einem Sockel aus Natursteinmauerwerk. Der über der Stube liegende Deckenraum ist mit Kerbschnitzereien verziert und mit 1828 datiert.

Dieses Haus ist nach der Art der Streckhofform, die in der Buckligen Welt für kleinere bäuerliche Gehöfte verwendet wurde, gebaut. Im Dreiländereck wird es als „Stübl“ bezeichnet, im westlichen Niederösterreich kennt man ein solches Gehöft unter dem Namen „Überländ“.

Diese Hofform ermöglichte vornehmlich den Auszugsbauern eine selbständige Bewirtschaftung bis ins hohe Alter.

Die Stube war gleichzeitig auch Schlafraum. Die „Schwarze Kuchl“, benannt nach der offenen Feuerstelle, diente neben dem Kochen auch zum Fleischselchen und Brotbacken. In jüngerer Zeit wurde in der Stube auf einem Sparherd gekocht.

Dieses Gebäude, so wie alle Troadkästen und die Hausmühle sind mit Stroh eingedeckt.

Johann Hintermayr, Museumsleiter

NS: Das Freilichtmuseum befindet sich im Zentrum der Stadt (im Weißpark der Stadtgemeinde), ist frei zugänglich und wird gerne mit dem unmittelbar anschließenden Mostviertelmuseum besucht.

Volkskundliche Lehrtagung in Burgeis im Vintschgau

In der Zeit vom 3. bis 8. September 1979 fand auf der Fürstenburg in Burgeis im oberen Vintschgau eine Fortbildungswoche für Südtiroler Volksschullehrerinnen und Volksschullehrer statt. Die Tagung stand unter dem Generalthema „Gegenwartsbezogene Volks- und Heimatkunde für Südtirol – Volkskunde und Schule“. Sie wurde vom Katholischen Südtiroler Lehrerbund und vom Südtiroler Kulturinstitut in Zusammenarbeit mit dem Institut für Volkskunde (Europ. Ethnologie) an der Universität Innsbruck veranstaltet. Die wissenschaftliche Leitung und Verantwortung lag in den Händen des Vorstandes des Institutes für Volkskunde (Europ. Ethnologie), Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg. Die rund 80 Teilnehmer aus allen Landesteilen Südtirols wurden vom Schulamtsleiter Dr. David Kofler, dem Präsidenten des Katholischen Lehrerbundes, Dr. Peter Kollmann, von Dr. Marjan Cescutti als Vertreter des Südtiroler Kulturinstitutes und vom Tagungsleiter, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, begrüßt und willkommen geheißen. Im Laufe der Vortragswoche sprachen (hier in alphabetischer Reihenfolge angeführt) folgende Referenten zu den Themen: Stud. phil. Agnes Egger (Bozen) zu „Seit wann, wie, warum Tracht in Südtirol?“, Dr. Richard Furggler (St. Johann/Ahrntal) zu „Schuldidaktische Möglichkeiten und Volkskunde“, Dr. Hans Griebmair (Bozen-Brixen) zu „Sinn und Nutzen eines Volkskunde-Museums; Aufgaben für die Lehrerschaft“, Dr. Alfred Gruber (Dorf Tirol) zu „Sage und Märchen im Schulunterricht heute“, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg (Innsbruck) zu „Die Volkskunde in der Gegenwart – Entwicklung und Problematik“, „Die Siedlungsweise – Ausdruck eines Volkes“, „Volkstümliches Bauen und Wohnen in den Alpenländern – Heutige Aufgaben“, Dr. Helmut Krajicek (Linz) zu „Volkstanz zur Freude und Förderung der Gemeinschaft“, Dr. Egon Kühbacher (Bozen-Innichen) zu „Warum Pflege der Muttersprache“ und Univ.-Ass. Dr. Peter Stürz (Innsbruck) zu „Hat Brauchtum heute noch einen Sinn? Grundsätzliches zu Sitte und Brauch in volkskundlicher Sicht“. Um das in den Vorträgen über Haus- und Siedlungskunde theoretisch Gehörte zu veranschaulichen und praktisch vor Augen zu führen, führte Prof. Ilg die Tagungsteilnehmer in Exkursionen nach Burgeis, Planeil und in das Ackerbürgerstädtchen Glurns. Die Exkursion in das Ultental sollte u. a. ebenfalls die gegensätzlichen Siedlungs-, Haus- und Hofformen gegenständlich aufzeigen: im oberen Vintschgau die typische, eng verbaute Massendorf-Siedlung mit Durchfahrtshöfen und vorherrschender Steinbauweise, im Ultental die typische Streu- bzw. Einzelhofsiedlung mit Paarhöfen und vorherrschender Holzbauweise. In St. Nikolaus in Ulten hatten die Exkursionsteilnehmer dann Gelegenheit, unter der Führung des Museumsgründers und Präsidenten des Museumsvereines, Herrn Schulleiter Gottfried Oberthaler, das „Ultner Talmuseum“ (es ist im örtlich versetzten, alten Volksschulhaus untergebracht) mit der beachtlichen Sammlung von bäuerlichem Kulturgut gründlich kennenzulernen.

Die Veranstaltungen des gesellschaftlichen Rahmen- bzw. Abendprogrammes wurden von den Tagungsteilnehmern mit Interesse besucht. So gelang es Dr. Helmut Krajicek an einem Abend, sehr erfolgreich eine Reihe von Volkstänzen einzustudieren. Beim geselligen Beisammensein mit Volkstanzübungen konnten sich die Tagungsteilnehmer aus allen Landesteilen Südtirols untereinander kennen-

lernen. Am letzten Abend gaben rund 40 Teilnehmer der in der gleichen Woche in Schlanders unter der Führung von Dr. Sepp M u l s e r veranstalteten Volksmusik- und Volkstanzwoche unter dem Motto „Singen, musizieren und Volkstanz“ (es waren auch Gruppen aus Nord- und Osttirol dabei) ein Hausmusikkonzert. Dabei konnte man Volksmusik und Volkslieder im besten und wahrsten Sinne hören. Zwischendurch wurde fleißig volksgetanzt.

Heiter-besinnlich war der Autorenabend mit den bekannten Südtiroler Mundartdichtern Hans F i n k und Maridl I n n e r h o f e r. Während Hans Fink vornehmlich mit Wortspielereien und Lautmalereien seine Mundartkunst (manchmal schon in der Nähe der Akrobatik) bewies, trug Maridl Innerhofer vornehmlich tiefsinnige, pointierte, zum Nachdenken und Besinnen anregende Gedichte vor.

Daß die Fürstenburg, trotz der mehrmaligen Plünderungen und Heimsuchungen im Laufe der Jahrhunderte, noch zahlreiche, kunsthistorisch bedeutungsvolle Prachtstücke birgt, so z. B. gotische Stuben, frühe Renaissance-Prachträume, Fresken (z. T. werden solche gerade freigelegt) usw., zeigt die freundliche Führung von Dr. Günther A n d e r g a s s e n, de Heimleiter der Landwirtschaftsschule auf der Fürstenburg.

Herrn Lehrer Karl P o b i t z e r aus Schlanders, der für den reibungslosen organisatorischen Ablauf der Tagung selbst sorgte, sei abschließend für die stets freundliche und aufmerksame Betreuung Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Peter S t ü r z

Zur Ausstellung „Trachten einst und jetzt“ in Salzburg Eine Anregung

Daß Jubiläen von kleineren Betrieben auch für die volkskundliche Forschung von Nutzen sein können, zeigt neuerdings das 30jährige Bestehen der Werkstätte Beurle¹⁾, die sich mit der Herstellung von Trachtenbekleidung befaßt. Denn das Unternehmen, das vor nunmehr drei Dezennien im Hoffmann'schen Freihaus, dem Witwensitz von Salome A l t am Stadtplatz 24 in Wels gegründet wurde, hierauf eine Zweigstelle in Gmunden (1952) anschloß, sich im Jahre 1958 auch in Lofer niederließ, ebenso in der Altstadt Salzburgs 1964 eine Werkstatt eröffnete und seit 1970 gleichfalls in Abtenau ansässig ist, veranstaltete vom 16. 3. bis 17. 4. 1979 in Salzburg²⁾ in den eigenen Räumlichkeiten eine Ausstellung unter

¹⁾ Die Gründerin und Inhaberin der Werkstätte Beurle, Frau Marianne Traugott-Beurle, war an der „Mittelstelle Deutscher Tracht“ tätig, ist Gründungsgenossenschafterin des OÖ. Heimatwerkes und fertigte die ersten Musterformen für die OÖ. Trachtenmappe nach Angaben von Franz L i p p a n.

²⁾ Ergänzt durch einige regionale Besonderheiten wurde die Ausstellung in der Folge in Gmunden im Schloß Mühlwang vom 27. 6. bis 18. 7. gezeigt und war abschließend noch vom 11. bis 25. 8. 1979 im Pavillon des Schloßparkes von Walchen bei Vöcklamarkt zu sehen.

dem Titel „Trachten einst und jetzt“³⁾. Neben eigenen Erzeugnissen dieses Betriebes wurden im Rahmen der Schau bedeutende Exponate aus Privatbesitz, ergänzt mit Beständen aus dem Salzburger Museum Carolino-Augusteum, dem Stadtmuseum Gmunden sowie der volkskundlichen Abteilung des OÖ. Landesmuseums in Linz, gezeigt.

Die Ausstellung vermittelte einen instruktiven Überblick über die österreichischen, speziell salzburgischen Frauentrachten des 18. bis 20. Jahrhunderts, zeigte ihre Herkunft auf und behandelte die erfolgreichen Bestrebungen zu ihrer Erhaltung und Erneuerung.

Dabei wurden für alle 5 Salzburger Gaue gleichermaßen die wichtigsten Formen der Alltagsbekleidung wie der Festtracht gezeigt. Als einfachste und älteste Art ist das schon bei nordischen Mädchen um 300 v. Chr. in der Urform von einem ärmellosen Oberkleid bedeckte langärmelige Hemdgewand anzusehen, wie es in der Grundform als Arbeitsgewand der landwirtschaftlich tätigen Frauen bis in unsere Zeit vorkommt. Der Busenmiederkittel mit gezogenem oder seitlich geknöpftem Leibchen ist dagegen im Osten unseres Bundesgebietes häufiger anzutreffen als im zentralalpinen Gebiet. Allgemeine Verbreitung fanden die Latz(mieder)arten, die in Salzburg und OÖ. vor ihrer Überschichtung durch bequemere Gewandformen etwa ab 1790 verbreitet gewesen sind. Dabei muß man zum Wandel der Tracht bemerken, daß die Bekleidung des ländlichen Menschen immer wieder Einflüssen seitens der Mode der Zeit ausgesetzt war – im 19. und 20. Jhdt. waren die Vorbilder besonders städtischer Provenienz –, wie auch umgekehrt in jeder Epoche die Volkstracht ihrerseits die Mode beeinflusst hat. Eine besonders reichhaltige Auswahl der für die Gebirgsgaue so typischen Steppmieder war neben zahlreichen Formen von aus der biedermeierlichen Bürgertracht kommenden Garnierspenzern in den Materialien Seide und Wollbrokat ausgestellt, wie etwa ein hinten geschnürtes Mieder mit Chinoiserie vom Ende des 18. Jhdts., ein braunes Wulstmieder aus Leder und Samt vom Anfang des folgenden Jahrhunderts sowie ein Seidenmieder mit Goldborten aus gleicher Zeit. Allgemein kann man sagen, daß sich die weibliche Tracht in den Salzburger Gebirgsgauen mit Rüschenpenzer, Schürze und Brusttuch weniger durch die Form als durch die Farbenwahl voneinander unterscheidet. Gemeinsam mit den über hundert Exponaten wurden auch die verschiedensten Accessoires gezeigt, angefangen bei alten Seidentüchern, gemodelten Strümpfen und Taschen bis zu wertvollen Filigranarbeiten und interessanten Silberknopfformen⁴⁾. Besonders

³⁾ Zur Ausstellung erschien unter dem gleichen Titel der kleine Katalog: Georg Florens Traugott Hg., Trachten einst und jetzt. Texte zur alten und erneuerten Tracht anlässlich des 30jährigen Bestehens der Werkstätte Beurle. Salzburg 1979, 28 S, Abb.; mit hektogr. Ausstellungsverzeichnis 5 Bll.

⁴⁾ Zahlreiche Exponate stammten aus der Sammlung von Fr. Prof. Nora Watteck. Die Bestände ihrer reichhaltigen kunsthandwerklichen Kollektion hat sie teilweise in versteckt erschienenen Arbeiten beschrieben (vgl. Michael Martischinig, Eleonora von Watteck zum 75. Geburtstag. Mit ihrer Bibliographie. ÖZV XXXI/80, Wien 1977, 163-168).

ausführlich konnte die Entwicklung der weiblichen Kopfbedeckung dargestellt werden, wobei die Berghaube aus dem 19. Jhdt., der aus Stroh geflochtene Bänderhut und der hohe Zylinderhut mit kurzen Bändern ebenso anhand von originalen Objekten vorgestellt wurde wie verschiedene Formen der Goldhaube, die aus dem benachbarten öö. Kerngebiet kommend in Salzburg neben ihrem Vorkommen in der Hauptstadt vor allem im Flachgau stärkere Verbreitung gefunden hat⁵⁾).

In der Ausstellung kam durch die Gegenüberstellung von Alt und Neu recht anschaulich zum Ausdruck, daß im Gegensatz zur bloßen Erhaltung der Tracht deren Erneuerung – mag es dazu noch so viele Einwände geben – die Möglichkeit bietet, historische Formen nicht in einer reinen Nachahmung zu einem Scheindasein weiterzukultivieren, sondern diese in einer Nachschöpfung zu neuem Leben zu erwecken. Großteils im Originalzustand Kleidungsstücke überliefert haben – wie die Leihgaben der „Kitzstoana“ aus Zell am See beispielgebend in der Ausstellung demonstrieren – Volks- und Gebirgstrachten-Erhaltungsvereine⁶⁾, in denen die Tracht wie eine für alle Mitglieder möglichst gleiche Vereinsuniform gewertet und behandelt wurde. Dagegen um die erfolgreiche Erneuerung der im Aussterben begriffenen Volkstracht haben sich im Raum Salzburg in drei markant ausgeprägten Entwicklungswellen⁷⁾ besonders Karl Adrian⁸⁾, Kuno Brandauer⁹⁾, Franz Lipp¹⁰⁾ und Friederike Prodinger¹¹⁾ verdient

⁵⁾ Neben regionalen Forschungsarbeiten (vgl. Anm. 19) gibt es über Salzburgs Tracht auch inhaltsreiche Arbeiten über begrenzte Detailspekte z. B. Christine Alb. Senn er, Salzburger Haubenmode in der Zeit von 1680 bis 1810 (Inventarausweis) in: Salzburger Heimatkalender für Stadt und Land, 1945, Hg. Sbg. Heimatwerk, 2. Jg., Salzburg 1944, S 183.

⁶⁾ Dabei sollte mehr Beachtung geschenkt werden dem Einfluß der mit dem österreichischen Kaiserhaus verschwägerten Wittelsbacher in Bayern auf Salzburgs Volkskultur, ob es sich dabei um Musik, Lied und Tanz oder eben um den Wandel der Tracht handelt. Auch die Rolle einflußreicher Protagonisten, wie sie etwa der Wahlpongauer Arzt Dr. Cassio Castelpietra (gest. 1967) spielte im Zusammenhang mit dem von ihm initiierte Singen um die „Silberne Amsel“ in Bischofs-hofen, wäre zu untersuchen, ehe die Quellen dazu endgültig versiegen.

⁷⁾ Die Belebung der historischen bäuerlichen sowie bürgerlichen Trachten ging im Land Salzburg in 3 Wellen vor sich, die markiert sind durch das Erscheinen von 3 Trachtenmappen: a) (Kuno Brandauer) Salzburger Landes-Trachten, Landesverband der Trachtenvereine in Salzburg, Hg., Salzburg 1935, Textheft o. S., 28 Taf., gezeichnet von Ignaz Cevela. b) Gertrud Pesendorfer, Kuno Brandauer, Unsere Tracht. Gau Salzburg: Pongau. Potsdam 1943, Textheft, 12 S. und 2 Taf., gezeichnet von Gretl Karasek, u. 2 Schnittmusterbogen. Dies., Unsere Tracht. Gau Salzburg: Pinzgau. Potsdam 1943, Textheft, 12 S., 2 Taf., gezeichnet von Gretl Karasek, 2 Schnittmusterbogen. Dies., Unsere Tracht. Gau Salzburg: Lungau. Potsdam 1943. Textheft 12 S., 2 Taf., gezeichnet von Gretl Karasek, 2 Schnittmusterbogen. Dies., Unsere Tracht. Gau Salzburg: Flachgau. Potsdam 1943. Textheft, 12 S., 2 Taf., gezeichnet von Gretl Karasek, 2 Schnittmusterbogen.

⁸⁾ SR Karl A d r i a n war maßgeblich am Erlaß für die offizielle Salzburger Landestracht beteiligt (Landesreg. 2. Juli 1935, Zl. 3227/Präs.) Welche Bedeutung dieser offiziellen Bekleidung zukam, wird etwa in folgendem deutlich: „(Der Antisemitismus der Nationalsozialisten; [Anm. d. Aut.] begann in Salzburg skurril-harmlos, etwa wenn den Juden verboten wurde, die Landestracht, Dirndl und Lederhose, zu tragen.“ (Ernst H a n i s c h, 1938 in Salzburg. Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Jg. 118, Salzburg 1979, S 305).

⁹⁾ RR Kuno B r a n d a u e r, Nestor der Salzburger Heimatpflege, hat zahlreiche Aufsätze darüber publiziert. U. a. in der Österreichischen Trachtenzeitung (Die Kurzlederhose in Salzburg; 1925. Zur Geschichte des Reifrockes, 1926), im Österreichischen Trachtenkalender (Hugo Graf L a m b e r g; 1927), in der Österreichischen Gebirgstrachtenvereinszeitung (Pinzgauer Tracht; 1937. Über Salzburger Volkstrachten; 1937), im Salzburger Volksblatt (Salzburger Trachten; 1939. Tracht der jungen Salzburger; 1940. Rückblick und Ausblick auf die salzburgische Trachtenbewegung; 1960), in der Salzburger Zeitung (Alte Hutformen – neuer Schützegeist; 1943), im Salzburger Heimatkalender (Die Volkstracht lebt; aus der Salzburger Trachtenerneuerung; 1944).

Weiters veröffentlichte er über die Entwicklung der Bekleidungsformen im Raum Salzburg: Von der Tracht der Salzburger Nachbarn (Schönere Heimat, Jg. 34, München, 1938, 58–61); Alte Volkskunst, alte Tracht – auch im neuen Zeitgewand (in: Brot und Eisen, Hg. Hans K e r n m a y r, Salzburg 1951, 493–495); Salzburger Trachten (Alpenjournal-Festspielnummer Juli 1953; o. S.); Salzburger Tracht (in: Salzburg von A bis Z. Hg. Josef K a u t, Salzburg/Wien 1954, 262–265); Halleiner Strümpf und Halleiner Tanz (in: Das Halleiner Heimatbuch. Hg. Sepp K a u f m a n n, Hallein 1954, 156 S., Abb. (= Heimat Österreich, Fg. 16–20); Zur Entwicklung der Tracht im Rupertiwinkel (in: Heimatbuch des Landkreises Laufen, Laufen 1961, 35–40); Aus der Geschichte der Salzburger Trachtenerneuerung (Sbg. Volksbildung. Berichte und Mitteilungen des Sbg. Bildungswerkes. Salzburg 1964, Fg. 19, 52–53); Trachtenpflege (in: 30 Jahre Salzburger Heimatpflege. Hg. Sbg. Landespressebüro, Salzburg 1976, 16–17); Aus der Salzburger Trachtengeschichte (Der Schöffmann, Zeitschrift f. Heimat, Brauchtum u. Volk, Oberndorf, gesammelter Separatdruck f. Sbg. Heimatwerk, o. J., o. S.); ders. und Kurt Frh. v. Wieser, Bemerkungen zur Mondseer und Thalgauer Tracht im 19. Jahrhundert (Wiener Zeitschrift f. Vk., Jg. 44, Wien 1939, 45–55).

¹⁰⁾ Franz L i p p, Frauentrachten I und II. (Österreichischer Volkskundeatlas. Kartenbll. 65, 66, 67a + b, und Kommentar Bd. III, 4. Lief., Wien 1971); ders., Tracht und Gwand (Sbg. Heimatpflege. Berichte, Mitteilungen, Brauchtums-kalender, 3. Jg., Salzburg 1979, H. 2, 51–55).

¹¹⁾ Friederike P r o d i n g e r, Eine Otterhaube aus der Saaldorfer Gegend (Das Salzfaß. Heimatkundliche Zeitschrift des Historischen Vereins Rupertiwin-kel, N. F. IV, München 1969, 19–22); dies., Salzburger Trachten (Sbg. Heimatpflege, Berichte, Mitteilungen, Brauchtums-kalender, 1. Jg., Salzburg 1977, H. 2/3, 50–55, Abb.).

gemacht. Als heute maßgebendes Ergebnis ihrer langjährigen Bemühungen erschien in den sechziger Jahren die Salzburger Trachtenmappe¹²⁾, in der sich besonders vielfältige regierende Trachtenformen finden lassen.

Nicht allein historische und erneuerte Gewandstückformen wurden ausgestellt, sondern auch die einzelnen handwerklichen Schritte bis zum fertigen Stück anschaulich demonstriert. Dabei wurde anhand kunstvoller Handmodelarten die alten Stoffdruckverfahren und mit komplizierten Schnittvorlagen und Sticharten verschiedenartige Entstehungsvorgänge detailliert erläutert, im gesamten damit schrittweise die Herstellung des Steppmieders von der gezeichneten Vorlage bis zum Ausfüllen mit Hanfschnüren (oder neuerdings mit Peddigrohr) und die Möglichkeit des Ausstickens instruktiv vor Augen geführt. Über einem Drahtgestell ließ sich die Anfertigung einer Goldhaube mit Stickerei, Golddrahröhrchen und Pailletten ebenso wie der verwandten Perlhaube mit schwarzem Tüll und Glasstiften verfolgen.

Zusammenfassend wird wieder aufs neue bewußt, daß das Land Salzburg kein monographisches Werk über die historische Entwicklung seiner Männer- und Frauenkleidung wie über die einzelnen Trachtenlandschaften besitzt. Dies ist umso schwerer zu verstehen, als gerade für dieses Bundesland die Quellenlage auf Grund einzigartigen Belegmaterials als außerordentlich gut zu bezeichnen ist.

Die Geschichte der Bekleidung im Raum Salzburg kann man dank instruktiver Funde aus dem von den Illyrern und dann von den Kelten betriebenen Salzbergbau am Dürrnberg bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen. Karolingische Kalendarien des 9. Jahrhunderts und spätere mittelalterliche Buchmalerei setzen kontinuierlich fort. Nebst reichsten Beständen an Votivbildern (Maria Kirchenthal, St. Ulrich in Scheffau etc.) und authentischen Familienporträts, die sich gleichermaßen für trachtenkundliche Studien eignen, hat dieses Bundesland in den von unbekannter Hand gemalten Aquarellen der sog. Kuenburg'schen Trachten-

¹²⁾ Hg. Sbg. Handelskammer, Salzburg 1964, 1977², Textbeilage 26 S., 13 Tafeln gezeichnet von Grete K a r a s e k, 2 Schnittmusterbogen.

Wirkungsvolle Verbreitung der erneuerten Formen bewirkte einerseits das Sbg. Heimatwerk und dessen Trachtenschauen, andererseits die Trachten-Meisterklasse Annahof an der Höheren Bundeslehranstalt für Frauenberufe, die unter Gertrude Max und ihrer Nachfolgerin Helga Winkelmeier die Ausbildung der Trachtenschneiderinnen durchführt; diese einjährige Spezialklasse für Trachtennähen bietet für Schneiderinnen und Schneider (mit Gesellenprüfung im Herren- und Damenschneidergewerbe oder Befähigungsnachweis im Weißnähen) eine in Österreich einmalige Möglichkeit, in der Trachtenschneiderei gediegene Fachkenntnisse zu erwerben (vgl. Winkelmeier Helga, Auch in der Tracht richtig angezogen [Salzburger Heimatpflege, Berichte, Mitteilungen, Brauchtums-kalender, 1. Jg., Salzburg 1977, H. 1, 39–42]; dies., Gedanken zum Kauf eines „Dirndls“ (ebd., 2. Jg., Salzburg 1978, H. 2, 77–78); dies., Bluse und Pfoadl – ein wesentlicher Teil der Tracht (ebd., 79–82); vgl. Michael Martisch-nig, Bericht über das Seminar „Der authentische Tanz im Lande Salzburg“ vom 9. bis 15. Juli 1972 in Oberalm bei Hallein (JÖVLW. 21, Wien 1972, 122–128).

sammlung von der 2. Hälfte des 17. Jhdts. bis zum Ende des 18. Jhdts. wohl wie keine andere Region ein einmaliges Quellen- und Dokumentationsmaterial zur Verfügung, das großteils unpubliziert, ja noch nicht einmal in seinem vollen Umfang bekannt ist.¹³⁾ Dazu zeitlich parallel sind all jene graphischen Darstellungen entstanden, die im Zusammenhang mit der Protestantenemigration des Jahres 1732 geschaffen wurden¹⁴⁾. Vom Ende des gleichen Jahrhunderts sind

¹³⁾ Die Blätter sind verstreut in Originalen sowie in Kopien in mehreren Privatsammlungen und im Salzburger Museum Carolino-Augusteuum. Publiziert ist daraus u. a. in:

Alt-Salzburger Kostbarkeiten. Hg. Sozialistische Partei Österreichs, Landesorganisation Salzburg. Salzburg (1973), Mappe mit 20 Bll.: 1) Pfeifer; 2) Trommler; 3) Ein alter Schiffmann von Laufen; 4) Laufener bürgerliches Eheweib; 5) Bauernjunge aus Seekirchen; 6) Braut aus Adnet; 7) Marktbürgerin aus Golling; 8) Wirt aus Golling; 9) Wirtin aus Golling; 10) Mann aus Golling; 11) Salzburger Emigrantin, 1732; 12) Salzburger Emigrant, 1732; 13) Pinzgauer Tanzpaar; 14) Lediger Bauernsohn, Pinzgau; 15) Brautmutter aus Pinzgau; 16) Pinzgauer Kranzjungfrau; 17) Pinzgauer Bäuerin im Festkleid; 18) Lungauer Jungferndiener; 19) Hochzeitsweib im Lungau; 20) Hochzeiterin, Lungau.

Graf Erik Wickenburg, Der Tracht abgelauscht (Merian-Monatshefte, Jg. XVII, Hamburg 1964, H. 1, 46: Bauernmädchen und Bauernsohn aus Adnet, Kaufmannstochter und Salzburger Student um 1770.

Trachten aus dem Salzburger Land. Hg. Beleuchtungshaus Schmidt, Salzburg 1975, Kalender für 1976 mit 13 Bll.: Titel: Ein Schnitter, 1) Thalgau, Ein Mädchen von der Gaißenau; 2) St. Johann, Ein tanzendes Paar; 3) Golling, Ein Bauer von der Taugl; 4) Golling, Eine Taugler Exjungfer; 5) Lungau, Ein Bräutigam; 6) Abtenau, Eine Bäuerin; 7) Pinzgau, Ein Mäher in der Strähllaken; 8) Werfen, Eine Bäuerin von Hütttau; 9) Pinzgau, Ein Wirt; 10) Radstadt, Eine ledige Näherin von der Gegend Radstadt; 11) Pinzgau, Ein Bauernsohn in seinem ledernen Koller; 12) St. Johann, Eine Bauernmagd in gemeiner Kleidung. (Der Kalender erschien ohne Angabe eines Herausgebers 1976, für das Jahr 1977 nochmals in einer etwas veränderten Form, aber mit den gleichen Abbildungen).

Friederike Prodingner, Brauchtum und Volkskunst entlang der Tauernautobahn, Scheitelstrecke, in: Johann Vilanek, red., Tauernautobahn, Scheitelstrecke. Eine Baudokumentation bis zur Verkehrsübergabe am 21. Juni 1975. Hg. Tauernautobahn A. G., Salzburg 1976, Bd. I, 293–318: Abb. 260) Schweineschneider in Lungauer Tracht; Abb. 263) Wegmacherpaar mit-Schneeschaufeln; Abb. 266) Zederhauser Hochzeitstracht.

Erwin Niedermann, Sport und Spiel in Salzburg. Salzburg 1978, S. 18: Studierender Kavalier, S. 19: Erzbischof im Reitrock, S. 23: Metzgerknecht.

Leomare Qualtinger, Hg., Das Kochbuch der Anna Maria Stainer, 1789, Wien 1978, S. 33: Küchenmagd mit Fischkessel.

¹⁴⁾ Vor kurzem erschien eine beispielhafte Zusammenstellung darüber: Angelika Marsch, Die Salzburger Emigration in Bildern. Mit Beiträgen von Gerhard Florey und Hans Wagner und einem Verzeichnis der zeitgenössischen Kupferstiche. Weißenhorn 1977, 271 S., zahlr. Abb. (Schriften des Nordost-deutschen Kulturwerkes e. V., Lüneburg).

mehrere detailreiche, schriftliche Beschreibungen¹⁵⁾ wie auch aus der Mitte des folgenden Jahrhunderts zahlreiche bildliche Belege vorhanden, etwa in den lithographischen Zyklen von A. Gerasch, J. Rattensberger und J. Benz¹⁶⁾. Von ungemeiner Reichhaltigkeit ist das Lebenswerk des im Jahre 1961 in Radstadt geborenen Kunsterziehers Prof. Franz Kulstrunk, dessen komplette unveröffentlichte Sammlungs- und Forschungsergebnisse im Jahre 1977 dem Sbg. Museum Carolino-Augusteum überantwortet wurden¹⁷⁾.

In weiterer Folge ließen sich photographische Aufnahmen von Hochzeitsfeiern gleichermaßen wie von Sterbebildchen verwerten, wenn auch besonders aussagekräftig die Gouache- und Buntkreidearbeiten von E. Tony Angerer, dem Staatspreisträger 1917, aus den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts sind¹⁸⁾, in denen er sich intensiv mit den Salzburger Trachten

¹⁵⁾ Z. B. Lorenz Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentums Salzburg in Hinsicht auf Topographie u. Statistik. Salzburg 1796, 3 Bd. Vgl. Literaturverzeichnis. In: Christian Brandstätter, Franz Hubmann, Rudolf Bayr, Rudolf Hradil, Michael Martischinig. Salzburg, Stadt und Land. Wien, Molden Edition 1978, 171–172. Gleichermäßen zahlreiche Hinweise trachtenkundlicher Art geben mehrere Kleiderordnungen des erzbischöflichen Landesherrn, bereits durchgearbeitete Verlassenschaftsinventare sowie die Handwerksordnungen der Schneiderzünfte (sh. Franz von Lospichl, Das ehrsame Handwerk der Schneider in Salzburg. Eine Chronik seiner Zunft von den ältesten Zeugnissen bis zum Ende der Zünfte um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Salzburg 1975, 142 S., Abb.)

¹⁶⁾ Vgl. etwa den Abbildungsteil von Ilka Peter, Salzburger Tänze. Salzburg, Verlag Winter, 1975, 158–184.

¹⁷⁾ „Prof. Kulstrunk trug zusammen, was immer sich an ursprünglicher Tracht finden ließ, hielt in zahllosen Skizzen fest, was er gesehen hatte, kopierte Details aus Votivbildern, alten Stichen und Gemälden und sammelte aus Gerichtsakten, Verlassenschaftsinventarien und Zunftdokumenten ein komplettes Glossar historischer Bezeichnungen für Trachten und Zubehör. Alte Salzburger Trachten sind in seinen Aufzeichnungen bis ins kleinste Detail, bis zu Knöpfen, Borten, Schuhen und Hauben nach Herkunft und Zeit beschrieben“ (Das Lebenswerk eines Trachtenforschers, Salzburger Nachrichten, 33. Jg., Salzburg, 3. 2. 1977, 8).

¹⁸⁾ Franz Karl Ginzkey, Salzburg, sein Volk und seine Trachten. Mit künstlerischen Abbildungen von E. Tony Angerer. Wien, Verlag Österreichische Kunst, 1934, 24 S., Abb. Als Neuestes: Friederike Prodingner, Salzburg – Mensch und Landschaft. E. T. Angerer – Trachtenporträts, Maler des 19. Jahrhunderts, Landschaften und Porträts. 49. Sonderausstellung des Sbg. Museums Carolino-Augusteum. Salzburg 1969, 2 Bll., hektogr.

beschäftigte. Darüber hinaus liegen einige Studien¹⁹⁾ eng begrenzter Gebiete vor, in denen bereits das über ihre Region vorhandene Material aufgearbeitet ist. An Originalbelegen dagegen außerordentlich reichhaltig sind die in Salzburg recht zahlreich eingerichteten Heimatmuseen, deren Sammlungen nach Abschluß der im Entstehen begriffenen einzelnen Inventarverzeichnisse leichter erfaßbar sein werden.

Dabei sollten aber nicht etwa nur Prunkstücke berücksichtigt, sondern die ländliche wie die städtische Bekleidung, ja die gesamte Kleiderkultur aller sozialer Schichten in einer Region bearbeitet werden. Konnte sich denn – und das fand bisher leider noch keine Beachtung – jemand eine „Tracht“ auch nur in einer einigermaßen kostspieligen Ausprägung leisten, wenn man hauptsächlich nur Erzeugnisse des eigenen Hofes zum Gebrauch verwenden konnte und etwa für einen weiblichen Diensthofen mittlerer Stellung in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts neben geringstem Bargeld der Lohn pro Jahr beinhaltete „a Poar sauhäutane Schuach, a rupfane Pfoad, a rassane Pfoad, a rassana Kittl“ (Josef [* 1921] und Maria [* 1923] Pfeiffenberger, vulgo Gori, Rothenwand 14, Gmd. Zederhaus; beides nichterbende und daher weichende Kinder von Bauernhöfen und ehemalige Diensthofen)? Kann denn das der Erwachsenenkleidung nachempfundene Kindergewand repräsentativ sein, wenn selbst die Bauern teilweise so arm waren, daß nicht ein jedes der „Kinder im Kommod'kastl“²⁰⁾ später ein Paar Schuhe für den Schulgang im Winter – im Sommer gingen sie ja sowieso barfußig – besaß, und sie sich einander abwechselten, damit nicht ein Teil der Geschwister dem Unterricht gänzlich fernbleiben mußte? Hatte man in der Zwischenkriegszeit noch den „Futterfetzen“, d. i. eine rupferne Schürze ohne Latz, so sind in der heutigen Arbeitskleidung angesichts der fabriksmäßig gefertigten Massenkonnfektionsware regionale, nicht aber berufsmäßige Besonderheiten verschwunden und vor allem vom leinernen blauen Schlossergewand oder strapazfähigen Blue jeans ersetzt, was selbstverständlich als gegenwartsvolkskundlicher Bezug registriert werden sollte.

Angesichts der außerordentlich guten Quellenlage sollte es doch endlich möglich sein, einen den neuesten Forschungsergebnissen angepaßten „Mautner-Geramb“²¹⁾ für Salzburgs Verhältnisse zu erstellen. Dies möge dafür Anregung gewesen sein!

Michael Martischniß

¹⁹⁾ U. a. Karl Fiala, Der Bauernhof und die bäuerliche Tracht im Pongau. In: Franz Martin, Hg., Die Kunstdenkmäler des Landkreises Bischofshofen (= Ostmärkische Kunsttopographie Bd. 28), Baden b. Wien, 1940, 16–27.

Heinrich von Zimburg, Über die Gasteiner Volkstrachten (Badgasteiner Badeblatt, Jg. 21, Badgastein 1961, Nr. 40, 519–523; Nr. 41, 535–540; Nr. 42, 547–549; die Arbeit ist auch separat erschienen mit 34 S.).

²⁰⁾ Diese Bezeichnung der Zederhauser stammt davon, daß der Nachwuchs teilweise so zahlreich war, daß in jeder Schublade (!) der Kommode ein Kind zu liegen kam.

²¹⁾ Konrad Mautner, Viktor Geramb, Steirisches Trachtenbuch. 2 Bde. Graz 1932–1939, 502 u. 619 S., in Lieferungen.

Bericht über das 12. Internationale Hafnerei-Symposium (Handwerkliche Keramik aus Mittel- und Südosteuropa) in Oberteisbach, Gde. Loiching, in Niederbayern vom 8. bis 14. Oktober 1979.

1. Fritz Markmiller, Dingolfing. Kurzer Abriß zur kulturgeschichtlichen Entwicklung der Region.

2. Ingolf Bauer, München. Das Deutsche Hafner-Archiv am Bayerischen Nationalmuseum (aktueller Stand – Neuordnung Regional- und Sachkatalog – Stichwortverzeichnis Sachkatalog – 4600 Stichwörter – Neuauftellung der Abteilung Hafnergeschirr Stiftung Dr. Alois Alzheimer – Bildführer Hafnergeschirr – Eröffnung 1980).

3. Werner Endres, Regensburg. Malhorndekorierte Ware in Altbayern (bisher fast nur abstrakt dekorierte Ware bekannt – rund 10 Fundstellen in Opf, Nby und Oby mit malhorndekorierten, marmorierten und plastisch verzierten Bruchstücken – z. T. noch vor Glasurbrand, also Werkstattbruch – Datierung in 17./frühes 18. Jh. möglich, in Einzelfällen vor 1623).

Ergänzung durch Horst Löbert, Hösseringen. Ähnliche Funde auch in Niedersachsen.

4. Heidi Müller, Berlin. Keramikfunde im Jagdschloß Grunewald (glasierte Irdenware, Steinzeug, Ofenkacheln – Malhorndekor, eingeschnittener Dekor – Ähnlichkeit zu sächsischem Steinzeug – Datierung in einem Zeitraum von 1542 bis 1700).

5. Rüdiger Vossen, Hamburg. Orientalische Einflüsse auf die europäische Töpferei [Vorderer Orient, Nordafrika – Glasuren (Blei, Zinn, Lüster) und Formen (z. B. albarello) – Spanien (Teruel, Orvieto, Cuenca) – Malaga – Majolika (4 Namensklärungen) – Einfluß der Araber (Formen, Bezeichnungen) deutlich in der spanischen Töpferei faßbar].

6. Werner Endres, Regensburg. Werkstattbruchgrube aus Regensburg-Prebrunn des 14./15. Jh. (Prebrunn Ansiedlung der Hafner – nie gegraben – Baumaßnahmen – Funde am Donauufer – Bruch einer Werkstatt – Scherben klingend hart, doch porös – Gruppe a) heller Scherben (Bügelkanne 40 cm hoch), Gruppe b) reduzierend geschwärzt – Veröffentlichung in Vorbereitung).

7. Georg Duma, Budapest. Vergoldete Dachziegel aus dem Mittelalter in Ulm und Buda (Funde in Nyék und Buda – naturwissenschaftliche Untersuchung – gebrannte Ziegel mit Blattgold vergoldet, nochmals gebrannt bei rund 500 Grad – Einsinken der Goldschicht – Überlieferung orientalischer Technik – große Ähnlichkeit mit Dachziegeln in Ulm – von gleicher Hand? – Ziegel in Buda vor Türkenfall, als 15. Jh.).

8. Inge Lippert, München. Unterfranken im Spiegel der Montgelas-Statistik (Niveauekarte für Bayern 1817 – entspricht weitgehend dem heutigen Bayern – Unterfranken hat bisher gefehlt – 1738 Einwohner pro Hafnerwerkstatt im Durchschnitt – Ballungsgebiet im östlichen Unterfranken bisher unbekannt – Diskussion der Möglichkeiten der Niveauekartierung – Übersicht – Bedeutung lokaler Produktionen (wie Oberthulba) erscheint nicht in der Karte – Veröffentlichung in Vorbereitung).

9. Ingolf Bauer, München. Aufgabe volkskundlicher Keramikforschung aus der Sicht des Deutschen Hafner-Archivs (vordringlich: Sammeln von Objekten und Informationen, Datierung und Lokalisierung, Koordinierung – weiterführend: regionale Struktur – Schwerpunkte technisch, formal, dekorativ – Vergleiche mit anderen Erscheinungen der Sachkultur und Ergebnissen regional arbeitender Wissenschaften – Verwendung und Form – regionale, zeitliche und soziale Differenzierung der Verbraucher usw. – Veröffentlichung in Vorbereitung).

10. Rudolf Hammel, Obernzell. Die Liste der Hafner in der Zell von 1630 bis heute (Gerichtsbücher und andere Archivalien als Quelle – namentliche Liste in Vorbereitung – 1691 Übergabebrief Kapeller: gebranntes Geschirr in Wien, Krems, Krain – 1705 Zollfreiheit Obernzell/Wien – bei der Rückkehr von Wien Nahrungsmittel und Kleidung zollfrei – Hafnerknecht als Bürger).

11. Rudolf Hammel, Obernzell. Die Hafnerzeller Meisterzeichen und ihre vorläufige Zuordnung (trotz massenhafter Fehlbrände gestempelter Ware in Obernzell nur Vermutung über Zuweisung – Kreuz mit und ohne Beizeichen – originalen Stempel aus Ton gefunden – Pfeil mit zwei Querbalken und Buchstaben und Datierung 1573 eingeritzt im Schloßturn – Passauer Zeichen nur mit Buchstaben? – Obernzeller nach Ober- und Niederösterreich ausgewandert).

12. Hermann Steininger, Perchtoldsdorf. Tönerne Reliquienbehälter (Fund durch Bischof bei Besichtigung des Hochaltars in St. Benedikten/Steiermark – irdenes Kugelgefäß mit Außenglasur und Wachssiegel – 1968 geöffnet – 13 Bündelchen mit Pergamentstreifen, beschriftet – Datierung 1218–1230 durch Wappen – bisher ältester Fund glasierter Ware in Österreich).

13. Sybille Huber, Wien. Mittelalterliche und neuzeitliche Keramik in Bozen (Zufallsfunde – bisher keine Grabung – fast keine Vorarbeiten – Funde von der Sonnenburg bei St. Lorenzen und aus Bozen – Importkeramik).

14. Lambert Grasmann, Vilsbiburg. Filmvorführungen „Bauerntöpferei“ (1934 – Landesbildstelle – im Kommentar keine Lokalisierung) und „Kröninger Hafnerware – Ausstellung in Vilsbiburg 1977“. – Diskussion über die Ausstellung „alte & neue Keramik aus Innviertel und Niederbayern“ 1979 in Reichersberg/Oberösterreich.

15. Georg Schwarz, Dingolfing. Die Kröninger Hafner als verfassungsgeschichtliches Element (Bedeutung potens/pauper im Mittelalter – 1425 Tod des Herzogs von Bayern-Straubing in Holland – Kröninger „freihait“ von 1428 zur Sicherung der eigenen Corporation und eines begrenzten Spielraums – späterhin Streit mit anderen Organisationen durch veränderte Herrschaftsstrukturen).

16. Fritz Markmiller, Dingolfing. Hafnerhäuser im Kröning (verbreitet war im 18./19. Jh. der gängige Typ des Wohnstallhauses (traufseitiger Eingang mit „flez“ quer durch das Haus) mit berufsspezifischen Änderungen – große Stube als Werkstatt – Kochküche als „brennkuchl“ mit Brennofen – Geschirrkammer – bis ins 18. Jh. wohl ohne Kamin).

17. Lambert Grasmann, Vilsbiburg. Das Vilsbiburger Museum und seine Ausstellung zur Kröninger Hafnerei (1910 gegründet – 1967 Wiederaufleben des seit

1928 bestehenden Heimatvereins – Umbau und Sanierung – Neuordnung des Archivs – 1973 Wiedereröffnung – Funde und Neuerwerbungen des Jahres 1979 – mehrere Grabungen und Notbergungen – datierte Funde: Kachel 1762, Nachttopf 1796).

18. Ernst Loesche, Dießen. Werkstattbruchgruben aus St. Georgen/Dießen am Ammersee des 17./18. Jh. (zahlreiche Bodenfunde – Werkstattbruch – darunter Fayencen – verschiedene Krug- und Schüsselformen, mit und ohne Bemalung und Glasur – Eispirale – datierter Krug von 1655 in Weilheim – Ähnlichkeit zur LS-Gruppe, bisher für Creußen vermutet – archivalischer Hinweis auf „plab und weiß“ 1631 – Ende der Hafnerei auf diesem Grundstück 1726. Filmvorführung über Ausgrabung und Funde).

19. Veit Loers, Regensburg. Renaissance-Kacheln aus Straubing (Kachel von 1552 im Regensburger Museum – signiert Andre Hantlas – 1538 bis 1550 in Straubing nachweisbar – stilistisch verwandt der HR-Gruppe, Hans Resch, Hans Rettinger und Gilg Robl zugewiesen – kommen alle nicht in Frage – Funde aus einer Bruchgrube im Straubinger Gäubodenmuseum – eigene Straubinger Gruppe – Veröffentlichung in Vorbereitung).

Exkursionen: Unter der Leitung von Lambert Grasmann Fahrt durch den Kröning (Hub, Kleinbettenrain, Bölldorf, Jesendorf, Wippstetten) und Besichtigung einfacher Hafnerhäuser – Notbergung einer Bruchgruppe in Kleinbettenrain für den Heimatverein Vilsbiburg – Fahrt nach Tittling, Frauenau und Bogenberg – Besichtigung der Museen von Vilsbiburg und Dingolfing mit Stadtrundgang.

Ergebnisse: Der Tagungsort am Rande des Kröning gab Gelegenheit, dieses Ballungsgebiet der Hafnerei unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betonen. Die Mischung zwischen alten und neuen Teilnehmern brachte wiederum eine Bereicherung und Materialfülle in komprimierter Form. Die eigens beschriebene Wochenendveranstaltung ermöglichte einem weiteren Kreis die Teilnahme. Willkommene Abwechslung boten ein Volksmusik-Hoagarten „Bairisch durchs Jahr“ und ein Kammerkonzert in der Dingolfinger Herzogsburg, organisiert von Fritz Markmiller.

Das 13. IHS findet statt in der Woche nach Pfingsten 1980 in Hermannstadt (Sibiu) in Rumänien. Wir organisieren eine Gruppenfahrt mit der Bundesbahn ab München, die Einladungen erfolgen aus Rumänien.

Ingolf Bauer

Franz Maresch 75 Jahre

Der Gründer und Leiter des Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen, Prof. Ing. Franz Maresch, in Wien ist 75 Jahre alt geworden. Prof. Maresch, der sein eigenes, privates Heimatmuseum in der Loich bei Kirchberg an der Pielach in Niederösterreich aufgebaut hat, ist seit vielen Jahren Ausschußmitglied und Kassier des Vereines für Volkskunde in Wien, wofür ihm der ganz besondere Dank des Vereines gewiß ist.

Am Donnerstag, den 14. Februar 1980 wurde vom Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk im Rittersaal des Niederösterreichischen Regierungsbäudes in Wien eine Feier veranstaltet, bei der die schöne, umfangreiche, dem Jubilar gewidmete Festschrift „Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde“, herausgegeben von Michael Martitschnig, erschienen im Verlag der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, präsentiert wurde. Die Festschrift bezieht sich sinnvollerweise ganz besonders auf das Spezialgebiet der Sachvolkskunde, die für Franz Maresch seit Jahrzehnten das Hauptanliegen bedeutet.

Leopold Schmidt

Christo Vakarelski †

Der große alte Mann der bulgarischen Volkskunde, Prof. Dr. Christo Vakarelski in Sofia, ist im Alter von 82 Jahren gestorben. Die zahlreichen wichtigen Arbeiten von Vakarelski, die wir von 1935 bis 1975 verfolgen konnten, sind nicht nur in bulgarischer, sondern vielfach auch in französischer und deutscher Sprache erschienen. Seine zusammenfassende „Bulgarische Volkskunde“ von 1969 bleibt der beste Überblick über das von ihm nach so vielen Richtungen erschlossene Gebiet. Vakarelski, dem vor einigen Jahren auch der Herder-Preis zuerkannt wurde, wird der dankbaren Mitforschung lange im Gedächtnis verbleiben.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Helene Grün, *Wäsche waschen*. Volkskunde aus dem Lebensraum der Donau. Mit neunzig Bildern, davon zwölf in Farbe. (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 10), Wien, Verlag des Niederösterreichischen Heimatwerkes, 1978, 200 S.

„Bei diesem Anblick wird man wieder ein Kind“, schreibt Erich Kästner in einem Gedicht, zu dem ihn die Betrachtung eines Wäschetrockenplatzes animierte. Ähnlich geht es einem bei der Lektüre von Helene Grünns neuestem Buch. Unwillkürlich tauchen Bilder der eigenen Kindheit auf. Man sieht die kochende Wäsche im eingemauerten Kessel des Vorhausherd, das Schaff mit der Aschenlauge, die Waschrumpel und den Waschtrog. Vor allem aber die vielen Waschbänke im kleinen Bach, die nur auf einem schmalen, über einen steilen Abhang führenden Steig zu erreichen waren. Wie mühsam muß der Transport der nassen Wäsche gewesen sein. Doch als Bub nahm man höchstens die Gereiztheit der Mutter wahr und wußte Mittel, dieser zu entgehen. Man erinnert sich an die Großmutter, die vor jedem Sonntag den gestärkten Brusteinsatz des Nachbarn akkurat in Falten zu legen verstand. Sie war darin Meisterin, denn nach dem Tod des Großvaters mußte sie als Büglerin den Unterhalt für die Familie bestreiten. Erst mit 76 hat sie den Dienst quittiert. Oft habe ich sie in ihrer Bügelstube besucht und sie beobachtet, wie sie die eingespritzte Bettwäsche durch die Bügelmaschine laufen ließ, streng darauf achtend, daß keine Falten entstanden. Damals dachte ich freilich noch an keine Rezension, sondern an die Nachspeise aus der Hotelküche, die sie stets für uns bereithielt. Auch nicht die epochale Veränderung, als dann ab 1954 der Mann mit dem Puchroller erschien und der Mutter gegen Entgelt die Waschmaschine zur Verfügung stellte, bis sie endlich selbst eine bekam. Und man denkt an die eigenen, bitteren Erfahrungen mit den Waschautomaten während der Studentenzeit, wenn man bei Helene Grün darüber im letzten Kapitel liest. Die unreflektierten Wahrnehmungen erhalten durch das Buch plötzlich eine neue Dimension, finden sich eingebettet in eine Kulturgeschichte des Wäschewaschens. Die darin als Ausgangsbasis aufgezeigte Struktur der „Bauernwäsche“ erweist sich jedoch als so allgemein und an keine sozialen Schranken gebunden, daß man den Begriff besser vermeiden sollte. Ungeachtet dieser formalen Einschränkung bietet das mit großem Fleiß zusammengetragene Material bei gleichzeitiger Betonung der lokalen Eigenarten einen guten Überblick über die Entwicklung der Waschmittel, der Waschgeräte und Waschmethoden. Helene

Grünn, die bereits 1954 einen ersten Artikel über „Volkskundliches vom Wäschergewerbe in Linz“ verfaßte, hat dieses Thema konsequent weiterverfolgt und nun zu einer umfassenden Monographie ausgeweitet, in der Abschnitte über die Tracht, das Brauchtum (mit einer Abhandlung über den Wäschermädelball), den Glauben und Sagen nicht fehlen dürfen. Besonderer Raum wird der Lohnwäsche und dem Waschgewerbe von Linz und Wien eingeräumt. Es wird damit ein lange übersehenes Kapitel der Volkskunde, das dem Bereich der Alltagskultur zuzurechnen ist, nachhaltig in den Vordergrund gerückt.

Dabei stößt man auf das Phänomen, daß die harte und beschwerliche Tätigkeit des Wäschewaschens kaum der Realität entsprechende Darstellungen findet, sondern stets von einem Hauch Romantik umgeben wird oder zur Groteske neigt. Dergestalt typisiert finden sich die Betroffenen als Sujet in zahllosen Genrebildern, in Liedern und Gedichten und selbst auf der Bühne wieder, wovon die Autorin eine reiche Auswahl bietet. Diese Gegenüberstellung der Realität mit der Wirkung auf die Zeitgenossen macht den besonderen Reiz des Buches aus. Einmal für dieses Thema sensibilisiert, beginnt man selbst die Fülle künstlerischer Darstellungen zu registrieren, wozu auch das amüsante Büchlein von Ingeborg Hecht, Rund um den Waschtrog. Ernstes, Nachdenkliches, Kurioses (1978, Herderbücherei 687) Beiträge liefert. In dem Roman des Schweizer Kurt Guggenheim kann man, ausgehend von Emile Zolas Wäscherinnenroman mit dem Volkskundeprofessor Hiersinger über das Thema „Die Wäsche der Schweizerin“ reflektieren, das er einem Studenten stellt. Es wäre auch noch das ausführliche Kapitel über die Wäsche in Paul Scheuermeiers „Bauernwerk“ zu erwähnen, das eine Karte über die Laugegefäße enthält. Es sei hier angeführt, weil die Belege allenthalben über den Donaauraum hinausreichen.

Man kann nur empfehlen, sich von dem interessanten und hübsch ausgestatteten Buch, übrigens dem 10. in der Reihe Niederösterreichische Volkskunde, das im Nachwort eine Würdigung der Autorin von Leopold Schmidt enthält, belehren und anregen zu lassen.

Franz Grieshofer

Maria Kundegrabner (Hg.), **Stainzer Volksleben**. Ausgewählte Kapitel über Volksbrauch, Volksglaube und Volkstracht im Gerichtsbezirk Stainz (= Katalog Nr. 5 der Außenstelle Stainz des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum, Steirisches Volkskundemuseum). 52 Seiten mit zahlreichen Abb. Schloß Stainz, Steiermark.

„Stainzer Volksleben“ hieß die 3. Ausstellung des Museums im dortigen Schloß, die anlässlich des 800jährigen Bestehens von Stainz von Juli bis Oktober 1979 durchgeführt wurde. Das vorliegende schmale, aber inhaltsreiche Heft bildet gewissermaßen den Kommentar dazu.

Im Gegensatz zu leider sehr vielen Heimatkunden, bei denen „Volkskunde“ immer noch quasi im Anhang und sehr oft von fachlich gänzlich uninformierten Dilettanten dargestellt wird, haben die „Auserwählten Kapitel“ die beamteten Volkskundler der Steiermark, die am Steirischen Volkskundemuseum und am Institut für Volkskunde der Universität Graz tätig sind, erarbeitet. Es sind dement-

sprechend wirklich nützliche, vielfach neue Quellen erschließende und verwertende Beiträge geworden. Sepp Walter unterrichtet zunächst über „Stainzer Volksleben vor 50 Jahren“, im wesentlichen auf Grund des steirischen Materials zum Atlas der deutschen Volkskunde, und zwar mit Hinweis auf die Geschichte der Einführung des Christbaums, auch über den „Hängenden Christbaum“ (mit Abb. aus Lasselsdorf), über die „Palmbuschen“, über deren weitere volksgläubige Verwertung ein späterer kurzer Beitrag „Weidenruten als Segenszeichen“ von Dieter Weiß handelt. Sepp Walter hat auch einen wichtigen lokalen Faschings- und Maskenbrauch „Die Rassacher ‚Laschi‘-Kunden“ behandelt, wobei es sich um Dürrmasken, mit Maisstroh verhüllte Burschen handelt, die anderwärts in Steiermark „Gschalamandln“ heißen. Aber in Rassach waren es Masken mit Attributen, so daß die „Kunden“ als Jäger, Fleischhauer usw. auftraten, was vermutlich zu den Faschingsspielen anderer Landschaften paßt. Den bäuerlichen Gemeinschaftsbrauch des „Stephanireitens“ beschreibt Dieter Weiß für St. Josef in der Weststeiermark. Ausführlicher berichten Helmut Eberhart und Bernd Mader über den „Stainzer Schilcher“, also den landschaftlich gebundenen Wein, mit Anführung der Termine, der Weinheiligen, der Lese- und Preßarbeit, und das Lesemahl, bei dem früher kleine anthropomorphe Gebäckbrote, die „Lesermandln“ gebacken wurden; gute Photos halten die Gebäcke fest. Das „Lesemahl“ führt hinüber zu den verwandten Brechelbräuchen. Bernd Mader, der über das Thema dissertiert, hat den stoffreichen Beitrag „Brechelbräuche im Gerichtsbezirk Stainz“ erarbeitet. Ein Schlußfest ist auch die „Gleichenfeier“, über deren örtliche Formen Dieter Weiß berichtet, mit Aufzeichnung der Zimmermannssprüche. Einiges an Deutungen der früher vielleicht bekannten, aber örtlich nicht aufgezeichneten Glaubenszüge („magische Handlungen“, „dämonische Kräfte“) ist eher angelesen; man sollte seinen Mannhardt doch schon mehr in Reserve halten. Maria Kundegrabner hat sich mit dem dankbaren Thema „Volksfrömmigkeit im Gerichtsbezirk Stainz“ befaßt. Es sind vor allem die Wallfahrten, also nach auswärts, etwa nach Groß-St. Florian wie örtlich zur Skapuliermadonna in der Stainzer Pfarrkirche, die hier nach bisher nicht benützten Quellen behandelt werden, und die vielen Bruderschaften. Vielfach handelt es sich nur mehr um knappe Aufzeichnungen etwa über die „Scheibermichlbruderschaft“ oder über die „Blochbrüder“, hinter denen jeweils offenbar viel an Gemeinschaftsbrauch stand. — Einer besonderen Tradition der steirischen Volkskunde folgt Gundl HOLAUBEK-LAWATSCH mit ihrem Beitrag über die „Trachten im Gerichtsbezirk Stainz, 1810–1935“. Mindestens in dem damit umschriebenen Jahrhundert war den Wort- und Bildzeugnissen nach die Gegend wirklich eine „Trachtenlandschaft“, eng mit der benachbarten Sulmtaler verwandt, und in den Festtrachten durch recht selbständige bürgerlich angeregte Eigenzüge gekennzeichnet. Die Frauentrachten mit den breitkrepmpigen flachen Hüten haben ihren Rang in diese Traditionen weiterführenden Festaufzügen usw. erhalten. Stainz als Besitz des Erzherzogs Johann hat da immer wieder eine besondere Aufgabe gesehen und sich ihrer pflegerisch unterzogen, eine Erscheinung, die nicht unterschätzt werden soll.

Das schmale Heft bedeutet also eine beachtliche Bereicherung des Faches im Sinn seiner traditionellen Pflege und einen landschaftlichen Gewinn.

Leopold Schmidt

Helmut Prasch sen. und Helmut Prasch jun.: Freilichtmuseum Apriacher Stockmühlen. Hrsg. v. Verein „Apriacher Stockmühlen“. O. O. Spittal a. d. Drau 1979. Selbstverlag. 45 S., 16 Abb.

Im 1500 m hoch gelegenen Kärntner Dorf Apriach, Gde. Heiligenblut, liegen an einem im steilen Hang künstlich angelegten lärchenen Gerinne („Nürschen“) 17 Stock- und Radmühlen hinter- und übereinander. Eine so große Ansammlung von derartigen Mühlen ist keine Seltenheit. Wir finden sie auch anderswo. Der Rezensent ist einer solchen Mühlengruppe erst 1978 in Südtirol oberhalb Spinges im Pustertal und in Jugoslawien in der Nähe von Jajce in Bosnien begegnet. Im Gegensatz zu den Radmühlen werden die Stockmühlen nicht durch ein Mühlrad, sondern durch einen mit Flottern versehenen Radstock („Wellbaum“) angetrieben, dessen Drehbewegung auf den Mühlstein übertragen wird. In ihnen wurden Getreide, „Kranewitt“ (Wacholder), „Taxe“ (Fichtenäste), Bohnenstroh und Eschenlaub gemahlen. In dem vorliegenden sehr informativen kleinen Büchlein werden die Technik der Stockmühlen, das Anwerfen des Mahlgangs und der Mahlvorgang im einzelnen geschildert. Daneben behandeln die Autoren in einem Exkurs die alte Kärntner Holzkultur, hauptsächlich hölzerne Werkzeuge und Geräte. Dabei wird auch auf die zweckgemäße Verwendung der verschiedenen Holzarten eingegangen. So erfahren wir, daß Rauchhüte, Holznägel, Fußböden, Mühlspindeln und Spaltbretter für Dächer vom Holz der Lärche hergestellt wurden, Sensenwarben vom Ahorn, Wehrschläge von der Tanne, Holzschlösser, Webstuhlteile, Keile, Riegel und Türgriffe von der Buche, Eggenzähne und Besenruten von der Birke, Balken, Sparren, Bänke, Stühle, Schlittenkufen und Zäune von der Fichte, Klanginstrumente von der Haselfichte, Schwegeln von der Eibe, Kasten, Bettgestelle und Wiegen von der Zirbe, Truhen von der Föhre, Tischblätter von der Kirsche, Webstühle von der Linde, Spulenöhrln vom Holunder, Schifferln von der Zwetschke, Kumpfe und Alphörner von der Erle, Barren von der Pappel, Eisstöcke von der Birne, Radnaben und Speichen von der Ulme, Krickelschilder vom Wacholder, Rechenzähne, Hefte und Stiele von Berberitze und Akazie, Hobelhölzer vom Apfelbaum, Skier und Rodeln von der Esche sowie Berg- und Skistöcke von der Haselnuß.

Anlaß für die Veröffentlichung ist die Gründung eines Vereins zum „Schutz der Apriacher Stockmühlen“, dem es zu danken ist, daß acht dieser hervorragenden Zeugen der Kärntner Holzbaukultur wieder instand gesetzt und an Ort und Stelle als Ensemble erhalten werden können, ohne daß an den Eigentumsverhältnissen der Mühlen gerüttelt wird. Darüber hinaus ist vorgesehen, das Innere der einzelnen Mühlengebäude museal zu nutzen, indem Schaustücke der mit der Müllerei verbundenen Handwerksberufe und Arbeiten (Zimmerer, Mühlenbauer, Steinmetz, Weber, Faßbinder, Wagner und Drechsler; Brotbacken, Hausgebrauch, Hausrat) ausgestellt werden. Wieder einmal ist es Österreich, das einen nachahmenswerten Weg aufzeigt, gefährdete Denkmäler vor dem Verfall zu retten und für künftige Generationen zu bewahren. Die Apriacher Stockmühlen sollen nicht nur malerische Motive für Fotofreunde (vgl. Otto Swoboda, Alte

Holzbaukunst in Österreich, Bd. 2, Salzburg 1978, Umschlag, S. 185–187) abgeben, sondern lebendiges Kulturerbe sein. Den Initiatoren des ungemein löblichen Unternehmens ist für die Zukunft viel Erfolg zu wünschen!

Helmut Sperber, München

Ilka Peter, *Der Salzburger Fackeltanz. Zur Geschichte eines Tanzes.* Salzburg, Verlag der Salzburger Druckerei, 1979. 64 Seiten mit Abb. und Zeichnungen. S 198,–.

Zur Eröffnung der Salzburger Festspiele wird seit 1952 auf dem Residenzplatz der Fackeltanz aufgeführt, den Gästen als Gruß und Ehrung. Damit wird ein Brauch aufgegriffen und weitergeführt, dessen Wurzeln und Entwicklung die Verfasserin darlegt. Bei den Naturvölkern ist die Fackel Symbol für die geheimnisvollen Kräfte des Feuers, das das Dunkel und alle Übel vertreibt. Die Schutzwirkung überträgt sich auf den Menschen, der in seinem Scheine wandelt. Darum wurde schon bei den alten Griechen die Braut unter Vorantritt einer Fackel tanzend dem Bräutigam zugeführt. Der Hochzeitstanz mit der Fackel oder einem anderen Licht läßt sich durch die Jahrhunderte hindurch und in allen Gesellschaftsschichten bis in unsere Zeit belegen. Er gehörte zum Hochzeitszeremoniell der Hohenzollern ebenso wie zum bäuerlichen Hochzeitsbrauch, etwa beim Widerlaibtänzen in der Oststeiermark, wo ein Mädchen, einen mit brennenden Kerzen geschmückten Gugelhupf auf dem Kopf, vor dem Brautpaar tanzt, oder beim Lichtertanz der Jungfrauen, den der Rezensent bei einer Hochzeit in einem deutschen Sprachinseldorf in der Umgebung von Kremnitz miterleben durfte. Dort umtanzten Mädchen mit brennenden Kerzen die in der Mitte der Stube auf einer Mohnstampfe sitzende Braut, während ihr der Brautkranz abgenommen und die Frauenhaube aufgesetzt wurde.

Aus der schützenden Funktion der Fackel entwickelte sich eine ehrende. Unter ihrem Schein tanzte die zu ehrende Persönlichkeit. Die Tanzform war meist ein feierliches Schreiten, was sicher durch die aufwendige Kleidung bedingt war. Mit dem Aufblühen der Zünfte kamen als Repräsentationsform Handwerksreigen und Fackeltänze auf, daneben entwickelten sich auch Laternentänze, die eigentlich Reiftänze waren, bei denen der Tänzer eine Laterne auf dem Kopfe trug, und die im Grunde auch den Lichtertänzen zuzurechnen sind.

Die Salzburger Erzbischöfe führten als regierende Landesfürsten eine ihrer Stellung entsprechende Hofhaltung. So fanden große Prozessionen, prächtige Turniere und aufwendige Empfänge hoher Fürstlichkeiten statt, in deren Verlauf tänzerische Fackelaufzüge dargeboten wurden. Eine Salzburger Musikhandschrift mit choreografischen Anmerkungen zu einem Fackeltanz ist erst vor wenigen Jahren verlorengegangen.

Als der Salzburger Kuno Braundauer die Wiederaufnahme des Fackeltanzbrauches anregte, entstand unter der Regie von Edwin Vogel, Leiter der Brauchtumsgruppe Jung-Alpenland, aus überlieferten Reif- und Knappentanzformen und neuen Einfällen ein großangelegter Fackeltanz. Die Musik hatte Prof. Leo Ertl

zusammengestellt. Am 25. Juli 1952 fand um den Residenzbrunnen die Erstaufführung statt. Diese Art der Festspieleröffnung hatte so gefallen, daß sie seitdem zum festen Bestandteil geworden ist.

Der Hauptteil des Werkes ist dieser Neuformung gewidmet; in Wort, Zeichnung und Foto werden die Figuren genau beschrieben, so daß das Aufhören des Fackeltanzes mangels ausreichender Information nicht mehr befürchtet werden muß. Eine Chronik des erneuerten Fackeltanzes hält die Zahl der seither stattgefundenen Aufführungen und die Mitwirkenden fest.

Karl H o r a k

Walther Amonn, Die acht Bozner Seligkeiten. Erinnerungen eines Südtiroler Kaufherrn und Kunstmäzens. Herausgegeben von Wolfgang Pfaundler. Vorwort von Oswald Graf Trapp. Nachwort von Franz Hieronymus Riedl. Mit 93 Farb- und 185 Schwarzweißabbildungen nach Photographien von Oswald Kofler. Großformat 318 Seiten. Wien-München-Zürich, Molden Edition.

Das ebenso große wie schöne und teure Buch ist eine Rarität, schon beim Erscheinen: Erinnerungen in solcher Ausstattung werden wohl nur ganz selten gedruckt. Aber der Bozner Großhandelsherr, Hauptvertreter der alten Familie Amonn in diesen Jahrzehnten, hat wahrlich viel erlebt, und seine randvoll ausgefüllten Erinnerungen aus Südtiroler Wirtschaft, Politik und Kultur sind lesenswert genug. Sie würden das Buch allein schon rechtfertigen. Aber daß man den Band noch reich mit Abbildungen ausstattete, wobei sowohl die Ansitze der Familie Amonn wie die Kunstsammlungen vorzüglich zur Geltung kommen, das ist selbstverständlich noch besonders erfreulich.

Vom fachlichen Standpunkt ist vor allem deshalb darauf hinzuweisen, weil Walther Amonn neben vielen anderen Gebieten eben auch Südtiroler Volkskunst gesammelt hat, und ein kundiger Herausgeber wie Wolfgang Pfaundler darauf selbstverständlich besonderen Wert legen konnte. Daher die vielen meist sehr guten Bilder von Oswald Kofler zu unseren Themen. Es seien nur einige davon besonders herausgehoben: Ländliche Häuser (113, 121, 155), Zäune (115), getäfelte Stuben (25), dann vor allem Möbel, wie Truhen (26, 31, 46, 47), Kasten mit geschnitzten Füllungen (28) oder auch mit bemalten (128, 129), bemalte Ladenkasten (29), Küchenmöbel von zum Teil altertümlicher Gestaltung (38, 39, 43), Tische (40), Brettstühle, davon einige dreibeinig (41), Himmelbett von 1692 (42), Milchkasten mit Holzvergitterung (48); dann die vielen Geräte, wie Schellenbogen (132), Mohnstampfer (133), Masken (134), Spanschachteln (124), Blocktrüherln (127), Wiegenbogen (126) und Schießscheiben (162, 163, 164, 165). Aus der religiösen Volkskunst vielerlei: Gefaßte Reliquienanhänger (168), Klosterarbeiten (70, 71, 72), Wachschriskindln (74, 75), dann kolorierte Andachtsbilder (77), aber auch Hinterglasbilder (76, 78), Arma-Christi-Kreuz (79), viele Heiligenplastiken (80, 81, 82, 83, 86, 87, 88, 136), Heiliggeisttauben

(90, 92). Als Besonderheit soll das Fresko mit dem Katzen- und Mäusekrieg im Schloß Moos-Schulthaus bei Eppan hervorgehoben werden (36, 37)¹⁾.

Das findet sich aber alles nur neben den vorzüglichen bürgerlichen und aristokratischen Möbeln und Bildern, neben zahlreichen Werken der antiken und modernen bildenden Kunst, mit so manchem außenseitig erscheinenden Zierstück. Diese Sammlungsgegenstände spiegeln wohl einen beachtlichen Teil des weitgespannten Interesses Walther Amonns, wie der Text der lebhaft und anschaulich erzählten Erinnerungen zeigt.

Unsere großen Südtiroler Bestände im Museum in der Laudongasse erlauben es, die Schätze der Sammlung Amonn sozusagen neidlos zu betrachten und sich an den Varianten der uns so gut bekannten Typen zu erfreuen. Dennoch wäre uns die Beigabe eines Bildverzeichnisses mit genaueren Angaben über Herkunft und Maße, Erhaltungszustand usw. recht lieb gewesen. Auf die paar Seiten, die ein geschulter Museumsmann sicher gern und rasch erstellt hätte, wäre es gewiß nicht angekommen, und das Buch wäre auch für den engeren Fachmann doch besser benützlich geworden. Aber es bleibt ein wertvolles, auch für uns sehr interessantes Buch, nicht zuletzt als Einblick eben in die Welt eines großen Sammlers.

Leopold Schmidt

Johann W. Deininger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg.
Wien (1894), S. Czeiger. München Callwey Reprint 1979. Mit Geleitwort von Paul Werner. Querformat 226 Seiten, mit 141 einfarbigen und 8 vierfarbigen Abb. DM 98,—.

Seit vielen Jahrzehnten wird in der Bibliothek unseres Museums an alle Interessenten, die sich wissenschaftlich oder künstlerisch mit dem Tiroler Bauernhaus und seiner Ausstattung befassen wollen, zuerst immer „der Deininger“ vorgelegt. Die wohltuend sachlichen, genauen Zeichnungen geben den meisten Interessenten tatsächlich das, was sie brauchen. Aber die Blätter des alten Mappenwerkes sind dadurch nicht besser geworden.

Da soll es denn sehr begrüßt werden, daß der Verlag Callwey in München, der so viele gute Volkskunstabände herausbringt, auch „den Deininger“ noch einmal auflegt, wenigstens als Nachdruck in der halben Größe des Originals. Die alten Zeichnungen kommen auf dem modernen Hochglanzpapier sehr gut heraus, und die beibehaltenen kurzen Kommentare genügen auch heute noch zur Einführung. Man hätte sich von fachlicher Seite her wie bei allen diesen Nachdruck-Unternehmungen wohl manches zusätzlich noch wünschen können. Mit einem kleinen Arbeitsauftrag etwa wäre doch festzustellen gewesen, welche der von Deininger erstmals gezeichneten Häuser überhaupt noch stehen, und in welchem Zustand sie sich befinden. Dann hätte man wohl die Zuweisung zu den Orten, die Ortsnamenschreibung revidieren müssen, und ein Ortsnamenverzeichnis beigeben können,

¹⁾ Die Datierung der Fresken schwankt einstweilen noch zwischen dem frühen 14. und dem frühen 16. Jahrhundert. Vgl. Josef Weingartner, *Tiroler Burgen, Schlösser und Ansitze*. Hg. Oswald Graf Trapp. Innsbruck 1971. S. 147.

eventuell auch eine Karte. Das wäre alles kein Luxus gewesen und hätte dem Benützer von heute wesentlich geholfen. Nach achtzig Jahren doch kein Luxus, genauer nach 85, denn „der Deininger“ ist ja nicht, wie es im Impressum heißt, „um 1900“ erschienen, sondern 1894. Manchmal, denkt der Rezensent, sollten die Nachdruck-Verleger doch bei den Fachleuten anfragen, was man bei ihren an sich durchaus wertvollen Verlagserzeugnissen eigentlich noch besser machen könnte. Aber sie tun es nicht, sie fragen nicht und legen offenbar auf eine Unterstützung durch das Fach keinen besonderen Wert. Eigentlich schade, und nicht ganz verständlich.

Leopold Schmidt

Walter Deutsch, Das alpenländische Liederbuch. Scherenschnitte von Helga Lauth. Graphische Gestaltung von Haimo Lauth. 265 Seiten. Wien 1979, Verlag Kremayr & Scheriau. S 232,—.

Ein feinsinniger Kenner und Lehrer des Volksliedes hat hier einen großen Querschnitt erarbeitet, eine Sammlung von sangbaren Liedern, die im wesentlichen den geläufigen Liedschatz der letzten zwei Jahrhunderte repräsentieren, in ihrem Weiterleben, auch in ihrem „Zweiten Dasein“ jedoch weitgehend lebendig erhalten wurden. 192 Lieder, das ergibt eine stattliche Schar, die auch verständlich aufgegliedert erscheint: I. Jahreszeiten- und Ansingelieder. II. Lieder vom Bauernleben. III. Almlieder und Jodler. IV. Ständeslieder. V. Von der Liebe. VI. Tanzlieder, Tänze und Gstanzen. VII. Scherz- und Spottlieder. VIII. Lieder zum Weihnachtsfestkreis. Schon diese Gliederung zeigt, daß man hier die am ehesten lebendig gebliebenen Lieder an der richtigen Stelle suchen und finden wird. Also bei den Jahreszeitenliedern etwa 13 „Is wohl eine schöne Zeit“ aus Kärnten; bei den Bauernliedern 25 „Was braucht ma auf an Bauernhof“ aus Niederösterreich; bei den Almliedern 64 „Der Summer is außi“ aus der Obersteiermark; bei den Ständesliedern 95 „Der Postknecht von Steyr“ aus Oberösterreich, bei den Liebesliedern 110 „Wann du durchgehst durchs Tal“ aus Kärnten, oder, um Georg Koteks liebstes Lied noch einmal zu zitieren, 118 „O du schiane, süäße Nachtigall“ aus Tirol, und längst für alle Alpenländer das so ganz besondere 127 „Es war amal an Abend spat“. Bei den Tanzliedern spielt Wien mit 135 „I bitt, Herr Hauptmann, bitt recht schön“ herein. Bei den Spottliedern trifft man 166 „Wia machens denn die Maurer?“ als Aufzeichnung aus dem Eisacktal. Und bei den Weihnachtsliedern fehlt nicht 185 „Es hat sich halt eröffnet“, aus dem Tiroler Oberinntal.

Kurz, man schlägt das reichhaltige Werk, das auch sehr schön und geschmackvoll mit sinnvollen Scherenschnitten ausgestattet ist, gern auf, und wird meist finden, was man sucht, und nur selten etwa wirklich Wichtiges vermissen. Die Lieder aus der Schweiz mag man ein bißchen als Zugabe betrachten; sie sind doch nicht gemeinalpenländisch, wie man dem Buchtitel nach vielleicht annehmen könnte. Jedem Lied ist der Quellennachweis beigegeben, wobei es sich freilich meist nur um eine Quelle handeln kann, die sich dann oft als später Nachdruck viel älterer Aufzeichnungen herausstellt. Aber das hat mit dem Liedleben der letzten Jahrzehnte, mit der Singbewegung usw. zu tun, und man mag bedenken, daß

weitere Nachweise wirklich nicht die Aufgabe dieses Buches waren. Im ganzen erinnert es sicherlich an das Werk von Rudolf Preiß, das Singbuch des österreichischen Wandervogels „Unsere Lieder“, und man mag bei einem Vergleich der beiden Sammlungen wohl staunen, wieviel von der Auswahl von damals ganz offensichtlich sich gehalten hat. Man könnte es der in vieler Hinsicht gleichwertigen Auswahl, die Walter Deutsch hier vorgelegt hat, wohl auch wünschen.

Leopold Schmidt

Märchen der Weltliteratur. Geleitet von Felix Karlinger und Kurt Schier. Eugen Diederichs Verlag, Köln und Düsseldorf. Neue Bände.

Auch im letzten Jahr ist die berühmte Reihe mit dem unzutreffenden Titel wieder um wichtige Bände angewachsen. Wahrscheinlich wird sie bald einhundert Nummern umfassen, ohne daß die Bände jemals numeriert worden wären. Die Fülle der Textbände aus den verschiedensten Ländern macht es fast unmöglich, auf alle Neuerscheinungen eigens einzugehen. So sind in letzter Zeit Bände aus der Ukraine (Hg. Bohdan Mykytiuk), aus dem Libanon (Hg. Ursula und Yussuf Assaf) und aus Nubien (Hg. Andreas und Waltraud Kronenberg) erschienen. Für die Besprechung zweier uns näherliegender Bände konnten Fachleute gewonnen werden, die sich im nachstehenden über die „Österreichischen Märchen“ und über die „Märchen griechischer Inseln und Märchen aus Malta“ äußern werden.

Leopold Schmidt

Ingo Reiffenstein, Österreichische Märchen. (Reihe: Die Märchen der Weltliteratur. Begründet von Friedrich von der Leyen, hg. von Kurt Schier und Felix Karlinger). Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf – Köln 1979, 300 Seiten.

A. Vorbemerkung. Entgegen meiner ursprünglichen Absicht habe ich auf Anregung von maßgeblicher Stelle mich nun doch entschlossen, das vorliegende Werk zu besprechen. Im März 1974 erhielt ich ein Schreiben des auf seinem Fachgebiet von mir hochgeschätzten Univ.-Prof. Dr. F. Karlinger. Er sei in einer Redaktionssitzung beauftragt worden, mich und Univ.-Prof. Dr. Ingo Reiffenstein um die Übernahme des geplanten Österreichbandes zu ersuchen. „Modellcharakter“ hierfür könne der Band Schweizer Märchen sein. Ich hätte die Aufgabe, für die Hälfte des Bandes Texte aus meiner Sammlung (unveröffentlichter eigener Aufzeichnungen) auszuwählen, dazu die Anmerkungen zu verfassen und ein Nachwort über die Märchenerzähler bzw. über die „Erzählpraxis“ in Österreich zu schreiben. Prof. Reiffenstein würde aus älteren Ausgaben im gleichen Umfang Texte auswählen und kommentieren, sowie ein kürzeres, allgemein gehaltenes Nachwort verfassen. „Abzuklären“ wäre zwischen uns beiden, welche Märchen in der mundartlichen Fassung vorgelegt werden sollten. Nach seiner Auffassung 5–6 aus

neueren Texten ausgewählte, so weit ich meinte, geeignete Beispiele zu besitzen. Nach seiner Erfahrung ergäben sich am ehesten Schwierigkeiten bei der Bezeichnung von Speisen. Aber Prof. R. verfüge im Übertragen von Dialekten über reiche Erfahrung.

In meinem Antwortschreiben vom Mai 1974 gab ich meiner Überraschung Ausdruck, daß man Prof. R. als angesehenem Germanisten und Mundartforscher zumute, auf einem Sachgebiet hervorzutreten, mit dem er sich bisher nicht befaßt habe. Daß der Schweizer Band nicht vorbildlich ist und fast keine Erstveröffentlichung enthält, hatte ich schon 1972 in meiner Rezension des Werkes in der ZfV S. 291 dargelegt. – Nach längerem Briefwechsel, in dem immer wieder nicht stichhaltige Gründe vorgebracht wurden, warum neben einem Fachmanne auch ein zweiter Herausgeber nötig sei, lehnte ich endgültig eine gemeinsame Herausgabe ab.

B. Buchinhalt. Ein beträchtlicher Teil der Geschichten hat die Aufnahme in den Auswahlband nicht verdient. Die angesehene Diederichs-Reihe verfügt über einen aufgeschlossenen, jedoch größtenteils fachlich nicht eingearbeiteten Leserkreis, der das Dargebotene willig aufnimmt. Umso wichtiger ist eine sachkundige Auslese des Erzählgutes. Nr. 4 Witi. Th. Vernaleken hat sich durch seine Sammeltätigkeit große Verdienste erworben. Ihm kann man es nicht verübeln, wenn er um 1860 eine so verworrene Geschichte mit eingeflicktem Unsinn für bare Münze nahm, 120 Jahre danach, im Zeitalter einer blühenden Erzählforschung, fällt dies allerdings peinlich auf. Der Geschichte entsprechend, gehen auch die darauf bezüglichen Anmerkungen daneben. Auch die Worterklärung des „Neusonntagskindes“ (nach Vernaleken) befriedigt nicht. Nr. 7 Das rote Mandel. Auf S. 277 rechnet der Herausgeber Prambergers Märchenach- erzählungen zu den Aufzeichnungen, „die modernen Ansprüchen an eine unveränderte Wiedergabe des volkstümlichen Erzählgutes genügen“, wogegen allein schon Textstellen sprechen, vom Inhalt abgesehen. Schon vor dreißig Jahren schrieb die damalige Studentin Elfriede Rath aus eingehender Beschäftigung mit dem Sammler und seinem Werk: „Pramberger besitzt nach seiner Angabe keine ursprünglichen Aufzeichnungen, als die veröffentlichten, da er sie zumeist nach kurzen Notizen, oder, wenn ein Mitschreiben nicht möglich war, später aus dem Gedächtnis niedergelegt habe. Damit hat er ihnen also seinen eigenen Ausdruck aufgeprägt. Wir dürfen nicht vergessen: Pramberger ist selbst ein hervorragender Erzähler und darüber hinaus ein Dichter...“ Befangen von Prambergers angeblich unveränderter Wiedergabe nimmt R. als „Handlungsmovens“ die Rache des gedemütigten Freiers in Kauf. Nr. 12 Die Schlösser am Meer. In dieser Fassung literarisches Machwerk. Nr. 16 Der Hexenritt. Wird in den Anmerkungen als „eher eine Sage aus dem Kreis der vorarlbergischen Fengageschichten“ bezeichnet! Mit den Wildleutesagen hat diese Erzählung selbstverständlich nichts zu tun, über sie K. Haiding, Sagenschatz Nr. 213. Nr. 21 Das Schloß im Pomeranzen- garten. Ein Beispiel mehr dafür, was alles Tobias Kern in der Gegend zusammen- holte, um sich seinem Sammler J. R. Bünker gegenüber dankbar zu erweisen, der ihn stets gastfreundlich aufnahm. Ob der Erzähler selbst zu diesem Durcheinander beigetragen hat, ließe sich vielleicht noch an Hand alter Kalender- und Flugblatt- literatur feststellen. Bedauerlich ist nur, wenn man solches Zeug gutgläubigen

Lesern vorsetzt. Nr. 22 Die drei Kaufmannstöchter. Stammt nicht aus Österreich, sondern aus Südböhmen. Nr. 27 Der junge Fleischer. Die Aufnahme dieser Geschichte ist ein besonders unverständlicher Fehlgriff. Sind doch wesentliche Züge beim schriftlichen Nacherzählen bewußt entstellt worden. Das falsche Bild, das der Leser erhält, können auch Anmerkungen nicht beseitigen, die überdies nur wenige nachschlagen. Nr. 28 Schwanhiltl. Ebenso zu bewerten wie Nr. 21. R., aber sieht darin ein gutes Beispiel für die dem T. Kern eigene „entmythisierende“ Erzählweise. Nr. 30 Die zwei buckligen Musikanten. Bekanntlich kein Märchen, obwohl es eine ATh-Nr. hat. Nr. 31 Das nackentige Dirndl. Literarische Abhängigkeit. Nr. 36 Der gefangene Schratl und der reiche Julius. Hätte R. die von mir herausgegebene (und von ihm angeführte) Neuauflage der Kinder- und Hausmärchen angesehen, so wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß ich die minderwertigen Kalendergeschichten ausgeschieden habe. Er hätte sich dann die Anmerkung „Der reiche Julius ist eine merkwürdige Anti-Märchen-Figur...“ ersparen können. Nr. 41 Die wiedergefundenen Söhne. Keine Volksüberlieferung. Nr. 44 Die französische Prinzessin. Desgl. Nr. 46 Der Deserteur. Desgl. Es könnten noch mehr Beispiele angeführt werden.

Selbst geeignete Geschichten werden durch unrichtige Anmerkungen in falsche Verbindungen gerückt. So bezeichnet der Herausgeber den Schwank „Wer bekommt das Haus“ (Nr. 20) als „eine entzauberte Schwankversion des Typs Nr. 19“ und stellt ihn daher zu ATh. 402, dem Märchen von der Krötenfrau. In Wahrheit handelt es sich um einen ganz anderen, bei ATh. ebenfalls verzeichneten Typ, von dem ich vier Varianten aus Oberösterreich und eine burgenländische veröffentlicht habe. Aber auch meine „Märchen und Schwänke aus dem Burgenlande“ sind zwar im Schrifttumsverzeichnis angeführt, jedoch nicht verarbeitet worden. Sonst hätte der Autor auf der einzigen Seite des Vorwortes lesen können, daß ich vier Fünftel der 500 im Burgenland aus deutscher Überlieferung bezugeten Märchen- und Schwank-Varianten zwischen 1933 und 1974 aufgezeichnet (und nicht erst nach Kriegsende zu sammeln begonnen habe). Es wäre ihm dann ferner aufgefallen, daß auch im Burgenland große landschaftliche Lücken geschlossen werden konnten. Das wäre übrigens auch aus meinem Werk „Österreichs Märchenschatz“ (1953) zu ersehen gewesen, dem R. für seine Auswahl alle Hinweise auf Varianten entnehmen konnte.

Wie von einem Mundartforscher zu erwarten, sind die „Worterkklärungen“ mit verschwindenden Ausnahmen zutreffend. Allerdings bedeutet „Harpfe“ keine offene Scheune; ein kurzer Blick in das Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreich hätte darüber rasch Auskunft gegeben. Dessen Verfasser, Arthur Haberlandt, hat zudem schon 1928 in dem Werk „Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur“, das lange Zeit zur Pflichtlektüre des Volkskundestudenten, selbst in Budapest, gehörte, das Vorkommen dieser Trockenvorrichtung bis ins westliche China erwähnt. Bei diesem Anlasse sei noch ein anderer hauskundlicher Irrtum berichtet. In seiner dankenswerten „Salzburgischen Dialektgeographie“ schreibt R. Seite 63: „Dieser Reihe von Wort- und Lautgrenzen schließen sich zwei sehr wichtige Hausgrenzen an.“ Wenn er aber dann „Flachdach = Pfettendach“ und „Steildach = hier Sparrendach“ schreibt, so hat er A. Klarr mißverstanden. In meinem Aufsatz „Zur Hausforschung im Bezirk Liezen“ (ZHV Graz 1972) habe

ich die durch diesen Bezirk gehende Grenze zwischen dem flachen und dem steilen Pfettendach (und anderen Dachstuhlformen; nicht jedoch Sparrendach) behandelt und ihre weiter als bisher bekannte Ausdehnung nach Osten nachgewiesen.

Stoffmangel war es wohl, der den Herausgeber veranlaßte, entgegen seiner Kritik an den „Deutschen Märchen aus dem Donaulande“, die durch seinen Band ja abgelöst werden sollten, ohne sachliche Berechtigung drei Märchen aus deutschen Siedlungen in Ungarn aufzunehmen (Schildgebirge und Bakonyawald). Die Entnahme aus einem Werk der verdienten Feldforscherin Prof. Dr. Elli Zenker ist überdies (wie die ihrer Kärntner Aufzeichnung) ohne deren Wissen und Genehmigung geschehen. Aus allem ergibt sich, daß ich nicht ohne Gründe eine gemeinsame Herausgabe des Werkes abgelehnt habe. Es ist nur bedauerlich, daß die einmalige Gelegenheit eines Österreichbandes in der angesehenen Diederichs-Reihe weder im Sinne der Forschung noch der Leser genutzt werden konnte.

Karl Haiding

Regine Schmidt, Die Darstellung von Kinderspielzeug und Kinderspiel in der griechischen Kunst (= Raabser Märchenreihe, Bd. 3), Wien 1977. 171 Seiten und 13 Abb. auf Tafeln.

Eine druckreif verfaßte Dissertation, die auch sehr rasch veröffentlicht werden konnte. Schon die Brüder Grimm haben in ihrer Abhandlung „Kinderwesen und Kindersitten“ (Kinder- und Hausmärchen, zweiter Band, zweite vermehrte Auflage, Berlin 1819, S. III–LVIII) neben deutschen Spielen verwandte antike erwähnt. Ihre Ausführungen sind jedoch in spätere Auflagen nicht übernommen worden. Vermutlich hat sie daher I. V. Zingerle nicht zu Gesicht bekommen. Sonst hätte er sie in der Einleitung zu seinem Werk „Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter“ (erstmalig 1867 in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien erschienen) hervorgehoben. Er sagt jedoch nur, daß er durch J. Scheible und E. L. Rochholz zu seiner 1873 nochmals in erweiterter Form erschienenen Abhandlung angeregt worden sei. Inzwischen war auch schon 1864 L. Grasbergers umfangreiche Arbeit „Die leibliche Erziehung bei den Griechen und Römern, 1. Abteilung: die Knabenspiele“ erschienen. Zum Unterschiede von dieser und mehreren nachfolgenden Untersuchungen widmet sich Regine Schmidt indes ausdrücklich der Darstellung von Kinderspielzeug und Kinderspiel in der griechischen Kunst, was bisher noch nie umfassend geschehen ist.

Zuerst stellt sie sich die Frage nach der Einteilung ihres Stoffes. Diese wird allein schon dadurch erschwert, daß zwar Spielzeuge in großer Zahl erhalten geblieben sind, es von ihnen jedoch nur wenige Darstellungen gibt. Darüber hinaus haben die antiken Autoren viele Spiele beschrieben, von denen überhaupt keine Wiedergaben bekannt sind. Der Hauptteil der vorliegenden Arbeit ist daher der Darstellung des Spielzeuges gewidmet, während die Spiele als solche zurücktreten. Die Aufgabe ist zwangsläufig auf einen zufällig erhaltenen Bestand beschränkt, wodurch vieles von dem einstigen Gesamtstoffe nicht einbezogen werden kann. Dieser Zufallsausschnitt ist allerdings so gründlich untersucht, daß

selbst schwer erfaßbare Sammlungen kaum wesentliche Ergänzungen beisteuern könnten. Nur eine vollständig erfaßte, reiche Überlieferung könnte die als nicht durchführbar bezeichnete Teilung des Spielzeuges (und der Spiele) nach Geschlechtern ermöglichen, über die beispielsweise Hendrik A. H o l t z a p p e l berichtet (Intern. Kongreß f. Anthropologie und Ethnologie, Wien 1952, Bd. II, S. 261 ff.). Auch die Teilung in „Nachahmungsspielzeug“ und „echtes Spielzeug“ (Spielgerät an sich) ist nur ein Behelf. Der Gliederung dem Alter nach stehen ebenfalls Hindernisse entgegen. Einteilungen werden eben niemals ganz befriedigen. So finden wir „Jo-Jo“ bei den Geschicklichkeitsspielzeugen, während das viel mehr Geschicklichkeit erfordernde Knöchelwurfspielzeug unter dem Bewegungsspielzeug eingereiht ist.

Wesentlich für das griechische Kinderspiel und damit auch für das Spielzeug erscheint uns die Bindung an Jahreszeiten beziehungsweise an bestimmte Feste und in manchen Fällen auch an den Lebenslauf, so die Schenkung der Choenkännchen am zweiten Tage der Anthesterien an die im dritten Lebensjahre stehenden Kinder. Wie weit es von Bedeutung ist, daß die Choendarstellungen viel weniger Mädchen zeigen als Knaben, wird nur schwer zu ergründen sein. Was jedoch selbst die spärlichen Zeugnisse hergeben, sei an den Darstellungen des Kreiselspieles gezeigt. Schm. unterscheidet zwei Arten dieses Spielzeuges, den kegelförmigen Kreisel und einen mit einem darüber befindlichen Zylinder. Zu dieser Form gehört eine z w e i s c h n ü r i g e Peitsche. Auf die Zusammengehörigkeit dieser Geißelart und Kreiselform habe ich seinerzeit sowohl in Seminarübungen als auch in meiner kurzgefaßten Abhandlung „Das Spielbild Pieter Bruegels“ (Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde, 6. Jahrgang, Berlin 1937, S. 69) aufmerksam gemacht. P. B r u e g e l war ein vorzüglicher Beobachter und Kenner des Volkslebens und hat die gleichen drei Kreiselformen auch auf dem Faschingsbilde dargestellt. Auch hier sehen wir die zweischnürige Geißel. In meiner kurzgefaßten Abhandlung ging es mir nur darum, die dargestellten Spiele zu bestimmen, was mit geringen Ausnahmen eindeutig gelungen ist. Wo dies nicht der Fall war, wie bei „Nik-nik-nére-genikt“ (S. 68), konnte auch Jeanette Hills, die bekanntlich auf Grund meiner Abhandlung von Archer T a y l o r zu ihrer Dissertation angeregt wurde (später unter fördernder Anteilnahme von Erwin M e h l als Veröffentlichung des Österreichischen Museums für Volkskunde, „Das Kinderspielbild von Pieter Bruegel d. Ä.“ [1560], Wien 1957 erschienen), nicht weiterkommen. Sie wiederholt hier nur meine Vermutung, daß die beiden Knaben sich zu den spielenden Mädchen gesetzt hätten. Hills nimmt an, daß die dritte, birnenförmige Kreiselart, die „Werptol“, um die Schnur gewickelt wird, ehe der Spieler – die Schnur abrollend – den Kreisel zu Boden wirft, der dann nicht mehr angetrieben werden kann, einer späteren Entwicklung angehöre. Man könnte nachträglich verleitet werden, dies anzunehmen, weil diese Wurfart bisher auf keiner griechischen Darstellung nachgewiesen ist, während Bruegel und Antike übereinstimmen. Da es jedoch nur fünf antike Belege gibt, kann dies Zufall sein. Betrachten wir die Fülle von Kreiselformen, die Walter K a u d e r n auf seiner Expedition von 1917 bis 1929 über „Games and Dances in Celebes“ (Kopenhagen 1929), S. 147 bis 221, zusammengetragen hat, so gewinnen wir einen anderen Eindruck. Auf S. 219 vergleicht er bis in die Handfassung das Schleudern eines mit dem Strick

umwundenen Steines mit dem des birnenförmigen Kreisels (der in ähnlicher Gestalt und Umwicklung übrigens auch in Britisch-Kolumbien üblich war).

Eine ebenso große Verbreitung besitzt das Spiel mit der in abwechselnder Richtung sich drehenden Doppelscheibe (griechische Form), nach dem Malaiischen als „Jo-Jo“ bezeichnet. Zu den wenigen antiken Bildzeugnissen kann R. Schm. ziemlich viel Literatur anführen. In meinem Bruegel-Aufsatz habe ich auf S. 60 zwei Arten von Spindelrollen erwähnt. Außer der als Modespiel noch erinnerlichen Form des ab- und aufrollenden Spielzeuges gibt es eine, bei der die Hülle der auf eine Schnur gewickelten Spindel in einer Hand gehalten wird, während die andere die Drehung der Achse samt einer Schwungmasse bewirkt. In Wien und Niederösterreich gab es ähnliche Spielzeuge noch vor kurzem; ob sie gelegentlich noch hergestellt werden, läßt sich wegen mangelnder Feldforschung im Augenblick nicht sagen. Als Hülse dienten Walnuß, Haselnuß, Pfirsich- oder Marillenkern. In jüngster Zeit hat sich Fr. Maresch noch von alten Gewährsleuten in der Loich die Herstellung eines derartigen „Spinnrads“ erklären lassen. Der aus einer Walnuß gefertigte bayerische „Surrer“ wie die aus einer Haselnuß gebastelte rheinische „Schnurre“ zeigen, daß auch das beim Drehen hervorge-rufene Geräusch namengebend sein kann. Als Beispiel der weiten Verbreitung derartiger Spielzeuge aus den örtlich vorhandenen Grundstoffen sei eine schön verzierte Ausführung bei den Alaska-Eskimos erwähnt, die das Horn des Narwals zur sich drehenden Spindel verarbeiten (St. Culin, Games of the North American Indians, Washington 1907, Fig. 1015, a, b). Auch zu anderen Beispielen enthält die in ihrer Sorgfalt und Genauigkeit vorbildliche Dissertation eine gesicherte Grundlage für Vergleiche, doch das würde zu weit führen.

Karl Haiding

Volksmusikinstrumente, Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek, Katalog herausgegeben von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer sowie weiteren Autoren, Wien 1979, Österreichisches Museum für Volkskunde, 56 Seiten, Abb.

Der 1977 in Wien verstorbene Georg Kotek nimmt nicht nur in der österreichischen Volksmusikpflege einen geschichtlich hervorragenden Platz ein, auch als vielseitig interessierter Sammler hat er zur Erhaltung von Dokumenten aus der Volksnatur Bleibendes geleistet. Davon zeugt dieser Ausstellungskatalog, der neben Würdigungen seiner Aktivitäten sowie einem Verzeichnis seiner Veröffentlichungen einen Katalog derjenigen Volksmusikinstrumente enthält, die glücklicherweise das Österreichische Museum für Volkskunde aus dem Nachlaß erwerben konnte. Es handelt sich um 30 Musiziergeräte, die mehrheitlich zu Anfang dieses Jahrhunderts erworben wurden, sowie um einige Bildzeugnisse dazu. In vorbildlicher Weise haben bei der Erfassung und Bearbeitung mehrere bekannte Autoren zusammengewirkt und einen musterhaften Katalog mit 20 Abbildungen der wichtigsten Objekte erstellt. Besonders zu begrüßen ist, daß sie sich dabei auf das im „Handbuch der europäischen Volksmusikinstrumente“ ausgearbeitete Beschreibungssystem gestützt haben, das damit einmal mehr die Chance erhält, international verbindlich zu werden.

Walter Salmen

Dietmar Stutzer, Wohl gewachsen, munter von Gebärden. Leben in Churbaiern. 312 Seiten, davon 18 Kunstdrucktafeln, mit den erstmals veröffentlichten „Monatsbildern“ aus dem Festsaal des Klosters Benediktbeuern. 38 Abb. Rosenheim 1979, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 29,80.

Vor zwei Jahren hat Dietmar Stutzer seine sehr eindrucksvolle Darstellung der „Säkularisation 1803“ mit dem Untertitel „Der Sturm auf Bayerns Kirchen und Klöster“ veröffentlicht, das auch für unser Fach, nicht zuletzt für die religiöse Volkskunde, von Bedeutung ist.

Hier nun legt er einen Band mit kulturhistorischen Einzelschilderungen vor, den man auch mit fachlichem Interesse lesen wird. Der Obertitel stammt aus dem Beitrag „Die Bewohner des Miesbacher Oberlandes 1786“, der auf der Reisebeschreibung des Freisinger Hofkavalieres Baron Ferdinand Wilhelm Bugniet des Croisettes fußt. Andere Kapitel behandeln beispielsweise den „freigestifteten Veit Nodler, Halbhöfler zu Schlehdorf“, wobei wir mit Betrieb und Ertrag eines oberbayerischen Bauernhofes im 17. Jahrhundert bekannt gemacht werden, oder auch die „Kleiderordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts“ mit ihren scharfen Ausfällen gegen die „statthabenden Entplöbungen und schamblose Aufzüge des weiblichen Geschlechts“, wie man 1653 schrieb.

Quellenangaben oder Literaturhinweise zu den einzelnen, recht lesenswerten Kapiteln fehlen. Die Bildnachweise sind dagegen dankenswert genau, was einigermaßen widersprüchlich anmutet. Auch ein schön gemachtes Buch sollte doch mit Anmerkungen und womöglich einem Register aufgeschlossen sein.

Leopold Schmidt

Andreas Kuntz, Der Dampfflug. Bilder und Geschichte der Mechanisierung und Industrialisierung von Ackerbau und Landleben im 19. Jahrhundert. Querformat, 132 Seiten, mit 123 Abb. Marburg an der Lahn 1979, Jonas-Verlag, DM 28,80.

Wer jemals die vorzüglich geschriebenen Erinnerungen von Max Eyth „Im Strom unserer Zeit“ gelesen hat, der hat dadurch einen guten Einblick in die Veränderungen im Landleben des späteren 19. Jahrhunderts bekommen, die durch die Einführung des Dampfpfuges erfolgten. Andreas Kuntz, Leiter des Stadtmuseums von Schramberg, hat sich dieses Themas tatkräftig angenommen und darüber ein sehr lesenswertes Buch geschrieben. Es geht dabei nicht nur um die Erfindung des Dampfpfuges und seine Einführung in die Landwirtschaft, sondern um die Ablösung des gesamten alten Pflugwesens durch diese industrielle Novation, dementsprechend um die landwirtschaftlichen Ausstellungen und Vereine, die sehr rasch sich für das neue Gerät einsetzten, und auch um die Änderungen im Landleben, nicht zuletzt im Landarbeiterleben, das nunmehr erst jene Züge annahm, die es besonders im Bereich des Großgrundbesitzes ungefähr ein Jahrhundert beibehalten sollte. Für jede Art der Einsicht in die neuere Agrargeschichte, also auch für die volkskundliche, zweifellos bemerkenswert. Die gute Verarbeitung des Themas und die vorzügliche Ausstattung mit alten Photos erhöhen den Wert dieser Arbeit.

Leopold Schmidt

Felix Karlinger, Märchen griechischer Inseln und Märchen aus Malta. Herausgegeben und übersetzt. Düsseldorf/Köln, Diederichs 1979 (Die Märchen der Weltliteratur. Nr.) 296 S.

Nach seinem Band „Inselmärchen des Mittelmeers“ (Düsseldorf/Köln 1962) legt der Verf. einen weiteren Märchenband aus dem mediterranen Raum vor, der insgesamt 66 Märchen aus der gesamten ostmediterranen Inselwelt umfaßt, geordnet in einer ost-westlichen Reihenfolge: Zypern (6), Rhodos (4), Karpathos (4), Chalkis (1), Kos (1), Lipsos (1), Patmos (2), Samos (1), Lesbos (4), Thasos (1), Samothrake (1), Skyros (1), Euböa (2), Andros (1), Syros (1), Kythnos (1), Naxos (1), Santorin (2), Kreta (6), Kythera (1), Zante (2), Kephallonia (1), Korfu (3), Malta (18). Die Übersetzungen sind inedierte Aufzeichnungen von Marianne Klaar und Felix Karlinger selbst entnommen, bzw. den veröffentlichten Sammlungen von Chiarini (1), Karlinger (2), Kretschmer (3), Megas (4), Levkopoli (5), die maltesischen aus Ilg (6) und Stumme (7). Eine Sammlung Sella-Dillschopp, der die Nr. 8, 18, 27 und 44 entstammen, die offenbar aus deutschen Übersetzungen bereits edierter griechischen Märchenvarianten besteht, ist im Literaturverzeichnis nicht aufgeschlüsselt und trotz aller Nachforschungen in der Fachwelt auch nicht bekannt. Die geographisch ausgewogene Streuung der Beispiele gibt einen Eindruck von Lebendigkeit und Umfang der ostmediterranen Märchenwelt. In einem kurzen Nachwort (269–278) weist der Verf. auf die Drehscheibenfunktion dieser Zonen zwischen Ost und West im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte hin, die sich verschiedentlich auch in den Märchentraditionen niederschlägt. Interessant ist der Hinweis auf die mögliche Vermittlerrolle von Giambattista Basile, dessen Kreta-Aufenthalt in venezianischen Diensten sich stofflich im „Pentamerone“ niedergeschlagen haben soll. Die Traditionsverflechtungen zwischen Ost und West auf dem Sektor der oralen Überlieferung scheinen tatsächlich überaus dicht. Dazu ein Beispiel: Nr. 18 der Sammlung, Ferendinos im gläsernen Turm (AT 313C) erscheint im „Pentamerone“ als 9. Novelle des dritten Tages („Rosella“) und findet sich in über 100 Varianten in der griechischen Inselwelt, davon allein 30 auf Kreta. Basiles Bearbeitung des Stoffes scheint aber auf eine Passage aus dem „Mambriano“ des Cieco von Ferrara (ca. 1490, c. XXI, 31 – c. XXIII, 6) zurückzugehen, und wurde schon vor Basile oder gleichzeitig mit ihm bearbeitet: im „Galateo Español“ von Gracián Dantisco (Madrid 1599) und in den „Ducento Novelle“ von Celio Malespini (Venedig 1609). Den Ost-West-Einflüssen sind hier wahrscheinlich West-Ost-Einflüsse entgegenszusetzen.

¹⁾ Pietro Chiarini, Costumi, Usi, Fiabe delle Isole dell'Egeo. Roma s. a.

²⁾ Felix Karlinger, Inselmärchen des Mittelmeeres. Düsseldorf/Köln 1962.

³⁾ Paul Kretschmer, Neugriechische Märchen. Jena 1917.

⁴⁾ Georgios Megas, Griechische Volksmärchen. Düsseldorf/Köln 1965.

Ders., Begegnung der Völker im Märchen: Griechenland-Deutschland. (Bd. 3). Münster 1968.

⁵⁾ Jorge Levkopoli, Cuentos de las islas de Grecia. C. d. Bolivar 1945.

⁶⁾ Berta Ilg, Maltesische Märchen und Schwänke. 2 Bde. Leipzig 1906/07.

⁷⁾ Hans Stumme, Maltesische Märchen. 2 Bde. Leipzig 1904.

Kurze Anmerkungen (280–289) sowie ein kleines Literaturverzeichnis (290 f.) und ein Typen- und Motivregister (292 f.) runden die neuerliche Leistung des unermüdlichen Herausgebers und Forschers, der sich so sehr um die Volksliteratur des Europäischen Südens in oraler und schriftlicher Tradierung verdient gemacht hat, ab.

Walter Puchner

Marianne Klaar, Die Reise im goldenen Schiff. Märchen von ägäischen Inseln. Im Dodekanes gesammelt, aus dem Neugriechischen übersetzt und herausgegeben von –. Kassel, Erich-Röth-Verlag 1977 („Das Gesicht der Völker“. Dokumentation des Märchens. Hg. v. Dieter Röth, Bd. 46). 207 Seiten.

Die neue Märchensammlung von Frau Marianne Klaar, die sich wie schon die früheren auch durchwegs auf Feldforschung stützt und nun in der von Dieter Röth herausgegebenen Reihe erscheint, stammt von den Inseln der Dodekanes, ein Märchenraum, der durch besonders breit ausmalende und detailfreudige Variantenbildungen gekennzeichnet ist, und umfaßt insgesamt 20 Beispiele in deutscher Übersetzung. In einer kleinen Einleitung (S. 5–20) weist die Verf. in gepflegter Prosa auf die näheren Umstände der Erfassung ihrer Kollektion, auf Schwierigkeiten der Feldforschung, des Vertrauen-Gewinnens der Gewährsleute sowie auf besondere Charakteristika der einzelnen Inseln hin. Wie schon in früheren Arbeiten deutlich wurde, sind in ihrer Arbeitsmotivation starke Akzente von Zivilisationssättigung eingebettet, die sie gern zu den vielmonatigen Aufenthalten auf den einzelnen Inseln veranlaßt sowie zu einem sehr persönlichen, langsamen und einfühlsamen Kollektionsstil, den sonst nur noch die kulturanthropologischen Fallstudien anwenden. Die Ausgedehtheit ihrer Aufenthalte lassen es doch erstaunlich erscheinen, daß diese Feldbeobachtungen nicht größere Tiefenschärfe annehmen, nicht mehr Hintergrund bieten, sondern trotz allem vertraulichen Zusammenleben doch in der gewissen Distanz der in der neugriechischen Volkskultur so tief verankerten ehrenvollen „Xenos“-Rolle verbleiben. Hier fällt freilich die doppelte Xenos-Rolle, die des Ortsfremden und die des Sprachfremden, auch doppelt ins Gewicht. Aber vielleicht verdichten sich diese unschätzbaren Erfahrungen noch einmal zu jenem ausführlichen Bericht über diese jahrelangen Symbiosen in verschiedenen Mikrogemeinschaften der neugriechischen Volkskultur, Erfahrungen, die wohl den Neid so manchen angelsächsischen Kulturanthropologen erregen.

Der Hauptteil des Bändchens (S. 21–185) ist den Texten der Märchen gewidmet, die in wohlklingende deutsche Prosa übersetzt sind. Freilich hätte man an manchen Stellen gerne den Urtext zur Kontrolle. So heißt es da auf S. 135: „Los Mari, steh auf!“, was nicht eine Kurzform von Maria ist, sondern mit Sicherheit das etwas beleidigende „mori“, auf das die Verf. selbst auf S. 18 so genau eingeht. Oder auf S. 51: „Hier drin ist Vermögen, ist Leben, hier drin ist Gold“; in einer Fußnote zum Ausdruck „Leben“ (S. 189, Anm. 5) gibt die Verf. an, daß in Griechenland manchmal für „Vermögen“ und „Leben“ das gleiche Wort gebraucht wird, was nicht ganz stimmt, denn „bíos“ (Leben) und „biós“

(oder sächlich „bió“, Hab und Gut, Vermögen) sind nicht dasselbe. Die Übersetzung ist in diesem Falle nicht ganz korrekt. — Durch solche kleine Mißgriffe wird freilich der Wert der Arbeit nicht bedeutend eingeschränkt. Anmerkungen und nähere Angaben über die Gewährsleute sowie eine sachkundige Eingliederung in das internationale Typenschema der Märchen von Dr. Dieter Röth (S. 186–204), sodann eine kleine Auswahlbibliographie (S. 205–207) beschließen den begrüßenswerten Märchen-Band.

Walter Puchner

Johannes Künzig und Waltraud Werner-Künzig, Authentische Tonaufnahmen 1959–1966 (= Quellen deutscher Volkskunde. Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv Freiburg) Freiburg im Breisgau, Institut für ostdeutsche Volkskunde. 1978, 1979.

Bd. 7: Volkslesestoffe in mündlicher Überlieferung. Kommentare: Leander Petzoldt. 4 Langspielplatten und 1 Textheft mit 96 Seiten.

Bd. 10: Liebeslieder vom Böhmerwald bis zur Wolga. Kommentare: Rolf Wilh. Brednich und Gottfried Habenicht. 3 Langspielplatten und 1 Textheft mit 182 Seiten (vervielfältigt).

In der langen, wertvollen Reihe ihrer Schallplattenveröffentlichungen legen Johannes Künzig und Waltraud Werner-Künzig zwei neue Kassetten vor. Handelte es sich bisher hauptsächlich um Balladen aus dem weiteren deutschen Osten, so haben sie nunmehr auch andere Sammelgüter zusammengestellt und kommentieren lassen. Vom „Volkslesestoff in mündlicher Überlieferung“ war bisher kaum schon die Rede. Hier liegen nun Nacherzählungen der barocken und jüngeren Volksbücher vom Kaiser Oktavian, von der geduldigen Genoveva und von der Markgräfin Griseldis vor, und daneben noch einige weitere Erzählungen, die entweder direkt von Christoph Schmid stammen und aus dessen geistiger Nähe. Einige Fassungen sind auch nicht wie sonst im ungarischen Schildgebirge oder in der Karpatho-Ukraine aufgezeichnet, sondern in Furtwangen im Schwarzwald. Diese Aufzeichnungen, die sich im Lauf der langjährigen Sammelarbeit des rührigen Paares also ergeben haben, werden im Textheft einmal in Mundart und daneben in schriftdeutscher Übersetzung abgedruckt. Leander Petzoldt hat sich bemüht, von seiten der Volkserzählforschung Kommentare zu erstellen. Die Literatur zur älteren Volksbuchverbreitung wie zur Volksbuchdramatisierung ist ihm wohl nicht ausreichend zur Hand gewesen, sonst hätte er beispielsweise zum „Kaiser Oktavian“ doch das betreffende Kapitel in den beiden Kommentarbänden im Ernyey-Kurzweil-Schmidt, Deutsche Volksschauspiele aus den Oberungarischen Bergstädten (Budapest 1938) benützt.

Die Kommentierung der „Liebeslieder“ durch Rolf-Wilh. Brednich ist weitaus eingehender. Diese 40 Lieder aus den verschiedensten deutschen Siedlungen in Ungarn, aber auch aus dem Nössnerland in Siebenbürgen und von den Wolgadeutschen, sind mit dem ganzen eindrucksvoll gesammelten und durchgearbeiteten Material des Deutschen Volksliedarchives kommentiert. Es ist ein

wahres Vergnügen, sich durch das so reich gebotene Hinweis- und Vergleichsmaterial durchzuarbeiten. Das gleiche gilt auch für die „Melodie-Kommentare“ von Gottfried Habenicht, die erfreulicherweise mit den Textkommentaren harmonieren. Für das geläufige Liebeslied des 19. Jahrhunderts mit seinen vielfachen Verflechtungen wird man auf diese Kommentierungen stets gern zurückgreifen.

Leopold Schmidt

Ingeborg Weber-Kellermann, *Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1978. 399 Seiten.

Wo zwei Völker nebeneinander wohnen, sind gegenseitige Beeinflussungen festzustellen. Umfang und Stärke der Einwirkungen hängen von vielen Faktoren ab: ob geschlossener Volksboden oder kleine Splittergruppen, von wirtschaftlichen, sozialen und politischen Unterschieden, u. a. m. Wer nun glaubt, auf fast 400 Seiten ein objektives Bild über diese Verhältnisse im pannonischen Raum früher und jetzt oder über etwaige Gesetzmäßigkeiten zwischenvölklicher Beziehungen zu erfahren, wird etwas enttäuscht sein. Einige Beiträge, besonders die von der Herausgeberin verfaßten, nehmen nur polemisch gegen bisher Geleistetes Stellung – Vorwürfe, die teils falsch, teils überholt sind. Jede Wissenschaft, natürlich auch die Volkskunde, wird von den Anschauungen, den Entwicklungen und dem Umfang des Wissensstandes geprägt, die sich im Laufe der Jahre oft gewaltig ändern.

Schon vor langer Zeit hat die Sprachwissenschaft erkannt, daß abgesprengte Volksgruppen ältere Sprachzustände bewahren, und als sich die Volkskunde zu einem eigenständigen Wissenschaftszweig entwickelte, übernahm sie diese Erkenntnisse. Die volkskundliche Erforschung solcher Volkssplitter setzte allerdings sehr zaghaft und im wesentlichen erst in unserem Jahrhundert ein. Nach dem ersten Weltkrieg wurde die Erforschung besonders von jenen Forschern und Sammlern vorangetrieben, die aus der Jugendbewegung (Wandervögel u. a.) hervorgingen. Es war schließlich nicht jedermanns Sache, in glühender Sonnenhitze über staubige Straßen, bei Regen durch tiefen Kot oder im Winter gegen beißende Schneeschauer ankämpfend, mit einem schweren Rucksack zu den verkehrsmäßig wenig erschlossenen Orten vorzudringen und dort, zwar bei außergewöhnlicher Gastfreundschaft, aber doch unter ungewohnten und oft primitiven Verhältnissen mit der Bevölkerung mitzuleben. Ferner ist festzustellen, daß damals schon Spezialisten am Werke waren. Es hatte sich bereits die Erkenntnis durchgesetzt, daß z. B. zum Festhalten des Phänomens „Volkslied und -musik“ musikalische, des „Volksstanzes“ auch choreologische Kenntnisse notwendig sind.

Es ist wohl verständlich, daß die Liedforschung bei der Fülle von lebendigen Liedern schon aus Zeitmangel sich mehr dem altartigen Liedgut, das damals schon im Verklingen war, zuwandte und Couplets u. ä. zurückstellte. Nicht aus Ablehnung, sondern unter dem gleichen Zeitdruck und auch mangels ausreichender Sprachkenntnisse war ein Eingehen auf die volkskundlichen Erscheinungen bei den umwohnenden Völkern nur in beschränktem Maße möglich. Das deutsche

Singen war am Anfang der dreißiger Jahre ein unbewußtes Betonen der „schwobischen“ Eigenart, aber nicht im Sinne eines ideologischen oder parteipolitischen Bekenntnisses, wie es die Verfasserin deutet. Das Betonen der Eigenart war auch eine Reaktion auf den Druck staatlicher Stellen, die deutsche Muttersprache aufzugeben und im Staatsvolk aufzugehen. Ich konnte in keinem der bis zum Jahre 1935 besuchten 59 Orte der Schwäbischen Türkei beobachten, daß die am Abend auf der Dorfstraße auf- und abziehenden Burschen- und Mädchenreihen je ein magyarisches Lied gesungen hätten. Damals war das Traditionsbewußtsein – im Sinne der Anerkennung der Anschauungen der Dorfgemeinschaft und nicht im Sinne eines Bewußtseins an die ‚Urheimat‘ oder der Zugehörigkeit zum ‚großen deutschen Volke‘ – noch so groß, daß der Volkskundler an einzelnen Erscheinungen die Herkunft der Kolonisten erkennen konnte.

Anfang der dreißiger Jahre hat die Feldforschung soviel Sammelgut und Erkenntnisse gebracht, daß eine Zusammenfassung und Überschau notwendig wurde, die dann Walter Kuhn in seinem Buch „Deutsche Sprachinselforschung“ vorgelegt hat. Den Arbeiten der damaligen Zeit und dem zitierten Werk Objektivität absprechen kann man nur, wenn man selbst die Welt durch gefärbte Brillen betrachtet. So steht eindeutig auf S. 14 „gerade dann vermag die Wissenschaft dem Leben zu dienen, wenn sie scharf zwischen dem Sein und Sollen unterscheidet und die Tatsachen mit klarem Blick und ungetrübt durch politische Wunschbilder ins Auge faßt“; nirgends findet sich eine Betrachtung unter dem Gesichtspunkt der Zugehörigkeit zum „Reich“. Die Kritik an der Sprachinselforschung ist umso verwunderlicher, als die Verfasserin in ihrer Veröffentlichung „Josefsdorf (Josipovac). Lebensbild eines deutschen Dorfes in Slawonien (Leipzig 1942)“ von einem Dorfbild auf lebensgesetzlichen Grundlagen, von slawoniendeutschen Volksgenossen (dort S. VI), von den Deutschen vor des Reiches Grenzen (S. 21) und vom Überlegenheitsgefühl gegenüber der fremden Umwelt (S. 24) spricht. Den am Dorfrand wohnenden Zigeunern sind 10 Zeilen, den umwohnenden Kroaten aber keine einzige Zeile gewidmet.

Freilich muß bestätigt werden, daß etwa nach 1935 der Totalitätsanspruch der NSDAP auch die Wissenschaft einbezog und daß mancher Wissenschaftler sich dieser Tendenz unterwarf. Das gilt aber nicht nur für die Sprachinselforschung, sondern für alle Zweige der Wissenschaft. Und besteht diese Tendenz, freilich in anderer ideologischer Richtung, nicht auch heute noch in manchen Teilen Europas?

Es ist nicht verständlich, warum das Wort „Sprachinsel“ abgelehnt wird. Gibt doch dieser bildhafte Ausdruck am besten die Lage einer Siedlung oder Siedlungsgruppe inmitten eines anderssprachigen Siedlungsraumes wieder. Vom methodischen Standpunkt aus muß bezweifelt werden, ob einige der in diesem Buch vereinigten Beiträge wirklich etwas zum Thema sagen können. Ist es richtig, das Verhältnis zwischen Deutschen und Magyaren in Ungarn, zwischen Sachsen und Rumänen in Siebenbürgen in Vergleich zu setzen mit dem Verhältnis zweier deutscher Gruppen (Ansässige und Umsiedler), die bei allen Unterschieden doch gleiche Schriftsprache haben? Es kann gar nicht stark genug betont werden, daß sich in den letzten Jahrzehnten die politischen, sozialen und wirtschaftlichen

Zustände in allen Staaten des pannonischen Raumes so grundlegend geändert haben, daß ein direkter Vergleich der zwischenvölklichen Beziehungen in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg und der Zeit um 1970 wenig Sinn hat.

Wie kann man aus dem Liedbestand in einem Dorf in Ungarn (Mözs) auf die volkskundliche Charakteristik der Donauschwaben schließen, zumal der Liedbestand aus handschriftlichen Liederbüchern aus dem neuen Wohnort der Umsiedler in Sachsen und brieflichen Mitteilungen gewonnen wurde?

Lassen sich allgemeingültige Schlüsse ziehen, wenn man einen Mann mit „liberalisierter Persönlichkeit“ als Sprecher der donauschwäbischen Volksgruppe vorstellt oder wenn man ein mehrsprachiges Dorf im so dicht besiedelten rumänischen Banat untersucht?

Wie wohltuend und überzeugend sticht der Beitrag von Nicolae Dunare und Luise Treiber-Netoliczka über „Rumänische, sächsische und ungarische Beziehungen auf dem Gebiet der Volkskunde“ ab, der sich auf Untersuchungen in zehn „ethnografischen Zonen“ Siebenbürgens mit ungefähr 900 Ortschaften gründet.

Es ist schade, daß nicht alle Artikel des Buches die gleiche Beweiskraft besitzen, sondern manche trotz einiger beachtenswerter Gedanken durch ihre einseitige und voreingenommene Betrachtungsweise den objektiven Tatsachen nicht gerecht werden.

Karl H o r a k

Lexikon des Mittelalters. Erster Band, 4. und 5. Lieferung (Spalte 577–1024). München und Zürich 1979, Artemis Verlag.

Das großangelegte Werk wächst bedächtig. Man steht auch mit der 5. Lieferung noch im Buchstaben A, die 4. Lieferung reicht nämlich von Anchialos bis Apotheker, die 5. von Apotheose bis Arques. Diese Stichworte allein genügen vielleicht schon, um die starke Verbindung des Mittelalters mit der Antike zu kennzeichnen, wie sie hier immer wieder vorgeführt werden muß. An den Lieferungen bestechen wie immer die großen Übersichtsartikel wie etwa „Araber“ oder „Armenien“, wo man umfangreiche, abseitsliegende Gebiete knapp, aber gründlich dargeboten findet. Sonst sind es beispielsweise die Heiligen-Artikel, die man immer wieder gern heranziehen wird. Nur aus der Fülle der anderen Artikel seien hier Stichworte herausgegriffen wie Aquamanile, Arbeit, besonders: Arbeitsbilder, Arcanum, Architektursymbolik, Aristoteles-Bildzeugnisse (besonders für die Schwankforschung von Bedeutung), Arma Christi (noch immer auf Rudolf Berliner beruhend), Armarium (wohl allzu kurz), Arme Seelen, und die dazugehörige Bruderschaft. Da haben sich vielfach Kunsthistoriker, Theologen und Volkskundler die Artikel aufgeteilt, und wenn man manchmal etwas kritischer zusieht, möchte man meinen, daß noch mehr Volkskundler hätten Teilartikel beitragen können. – Aber die Leistung des Lexikons ist so schon bewundernswert, es ist ersichtlich, daß die Redaktion sich bemüht, die einzelnen Artikel weiter ausgreifen zu lassen, als es die bisherige fachlich eingeengte Literatur tun konnte.

Leopold S c h m i d t

Leander Petzoldt, (Hg.), Magie und Religion. Beiträge zu einer Theorie der Magie (= Wege der Forschung Bd. 337) XVI und 443 Seiten. Darmstadt 1978, Wissenschaftliche Buchgesellschaft. DM 75,-

Die Sammelbände der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt sind meist sehr nützlich. Bieten sie doch Zusammenstellungen von Abhandlungen, die man sonst kaum überblicken könnte, deren man unter Umständen gar nicht mehr habhaft werden kann, und all das, wie man lobend hervorheben muß, bei fremdsprachigen Erscheinungen in guten deutschen Übersetzungen.

Das gilt alles auch für den vorliegenden Band, der ein schwieriges, wenn auch für uns vielleicht gar nicht mehr so aktuelles Thema zu erschließen versucht. Es sind religionswissenschaftliche und ethnologische Abhandlungen nach James Georges Frazer, also aus den letzten siebzig Jahren etwa, in denen man die „animistischen“ Theorien allmählich durch neue Sachlichkeit, mitunter freilich auch nur durch neue Wörter wie „Präanimismus“ oder „Animatismus“ zu überwinden versuchte. Petzoldt erschließt dieses Kapitel der Wissenschaftsgeschichte durch seine Einleitung, in der er auch begründet, warum zumindest zwei rein volkskundliche Abhandlungen mit aufgenommen wurden. Der Forschungsgeschichte nach läßt er zunächst Lucien Lévy-Bruhl sein „Gesetz der Teilhabe“ von 1910 noch einmal vortragen. Dann kommt der einstmals in Wien tätige protestantische Theologe Karl Beth mit seinem „Verhältnis von Religion und Magie“ von 1914 zu Wort. Beth sollte in unserer Forschungsgeschichte nicht vergessen werden, er hat auch namhaft zum Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens beigetragen. Der Bonner Religionshistoriker Carl Clemen scheint mit „Wesen und Ursprung der Magie“ von 1921 auf. Eine Wende bahnte sich 1922 durch „Die psychologische Bedeutung magischer Bräuche“ von Theodor Wilhelm Danzel an. Das ist deutlich die Geisteswelt, in der damals Hans Naumann und Adolf Spamer lebten. Anschließend kommt der bedeutende Ethnologe Bronislaw Malinowski mit „Die Kunst der Magie und die Macht des Glaubens“ von 1925 zu Wort. Der deutsche Religionshistoriker Alfred Bertholet hat sich auf Grund vieler Vorarbeiten 1926/27 über „Das Wesen der Magie“ ausgesprochen. Ihm erscheint der Artikel „Das Wesen der Religion und das Wesen der Magie“ von Karl Zeininger von 1929 zugeordnet. Dann betritt ein Jahrzehnt später der bedeutende Ethnologe Alfred Vierkandt mit seiner umfangreichen „Entwicklungspsychologischen Theorie der Zauberei“ 1937 die Szene. Der Ethnologe Südamerikas Konrad Theodor Preuß steuert 1938/39 „Das Irrationale in der Magie“ bei.

Das Jahrzehnt des zweiten Weltkrieges bleibt ausgespart. Dann versuchte Willy Hellpach nicht unbedingt kompetent 1947 über „Mächte und Pflichten“ zu handeln. Schon 1949 schrieb Claude Lévi-Strauß seine Beobachtungen über den „Zauberer und seine Magie“ nieder, aus denen man vielleicht für die Beurteilungen von Gauklern oder auch von Politikern mehr lernen kann als über die Magie, von der bisher die Rede war. Vollends an ein neues Ufer führt 1950 Ad. E. Jensen mit „Gibt es Zauberhandlungen“, der nach seinen Beobachtungen auf Westceram zu der Folgerung kommt, daß man davon eigentlich nicht reden könne „wenigstens nicht im Sinne der Zaubentheorie“. Die

Nähe zu einer mythologischen Betrachtungsweise wird hier deutlich erkennbar, wovon in allen anderen Beiträgen eigentlich nichts zu merken ist. Mehr eine Zusammenfassung des seit Karl Beth erarbeiteten Gedankengutes stellt dann der Beitrag „Magie“ von Arnold Gehlen dar. Die älteren Strömungen erscheinen deutlich im Abklingen, besonders bei den skandinavischen Beiträgern. Erland Ehmark läßt dies in seinem Beitrag „Religion und Magie. Frazer, Söderblom und Hägerström“ deutlich erkennen. Auch Olof Pettersson findet sich 1957 mit „Magie – Religion“ auf dem gleichen Weg.

Eine bemerkenswerte Möglichkeit der objektiven Weitersuche erscheint mit dem Beitrag „Der Begriff der Magie“ von Murray und Rosalia Wax 1963 gegeben, dem die Diskussionsbeiträge von Michael Ames, Robert G. Armstrong, William J. Goode, Eduard Norbeck, Ivar Paulson und Ruth Hill Useem angefügt sind. Diese teils amerikanischen, teils skandinavischen Diskussionsbeiträge zeigen wohl den gegenwärtigen Stand der Magie-Forschung am deutlichsten. Nützlicherweise ist hier auch ein ausführliches Literaturverzeichnis beigegeben.

Die beiden letzten Beiträge stammen aus unserer Volkskunde. Selbstverständlich ist der erstmals 1968 in unserer Zeitschrift veröffentlichte Beitrag von Rudolf Kriss „Zum Problem der religiösen Magie und ihrer Rolle im volkstümlichen Opferbrauch und Sakramentalien-Wesen“ aufgenommen, der gewissermaßen die religiöse Volkskunde am Ende der positivistischen Epoche verkörpert. Als Gegenbeispiel dazu hat der Herausgeber einen bisher unveröffentlichten, 1972 abgehaltenen Vortrag von Wolfgang Brückner „Überlegungen zur Magietheorie. Vom Zauber mit Bildern“ aufgenommen. Von „Magietheorie“ ist darin fast kaum die Rede, Brückner versucht zu zeigen, wie die Zauberei „mit Bildern“ innerhalb der jeweiligen Welt der in ihren Nöten zur Magie greifenden Menschen zu verstehen ist. Sie verwenden nicht selten „Bilder“, also beispielsweise Zauberpüppchen, Atzmänner dazu, und stechen sie mit Nadeln. Das ist alt und weit verbreitet, dient hier Brückner aber im wesentlichen als Grundlage seiner Ausführungen, daß man zu solchen Handlungen nicht „Bildzauber“ sagen solle, sondern lieber „Zauber mit Bildern“. Er meint, es handle sich bei diesem Sprachgebrauch um eine wissenschaftliche Begriffsbildung, der „nämlich eine bisweilen pseudoschöpferische Kraft“ innewohne. Ja freilich, das hätte er halt vor zweihundert Jahren den Männern sagen sollen, die „chansons populaires“ mit „Volkslied“ übersetzten. Jetzt ist es zu spät, die so ungemein praktischen Komposita von „Autobahn“ bis „Schlachtschiff“ lassen sich doch nicht mehr rückgängig machen. Brückner meint im weiteren, die Wortbildung trage dazu bei, daß man öfter meine, die Zaubermännlein müßten die Ebenbilder der jeweils gemeinten Personen sein. Nun, es gibt genug Beispiele dafür, daß sie wirklich gemeint waren und sind. Mag sein, daß das „envoutement“ manchmal nur ganz allgemein gemeint war, etwa so wie Brückner sagt: „Es waren keine Abbilder der zu Bezaubernden, sondern vielmehr jene belebten Zaubermännlein, nämlich koboldartige Dämonenhelfer.“ Wenn ich mir aber meine Kollektion von zeitgenössischen Karikaturen anschau, dann finde ich nie solche Dämonenhelfer, die mit Nadeln geplagt werden, sondern die knapp aber deutlich gekennzeichneten Bilder von Bürovorstehern, Schwiegermüttern, Politikern usw. Man soll solche

theoretische Betrachtungen immer auch an der Wirklichkeit der Gegenwarts-volkskunde abstützen.

Aber es geht hier nicht um die Diskussion eines einzigen, in seiner Art weiterführenden Beitrages, sondern darum, daß man dem ganzen Band durchaus Interesse entgegenbringen wird. Jüngere Semester können daran ablesen, womit man sich einige Jahrzehnte lang auf diesem Gebiet doch sehr intensiv beschäftigt hat; sie ersparen sich vermutlich doch die Lektüre wenigstens eines Teiles der auch auf diesem Gebiet längst zu umfangreich gewordenen theoretischen Literatur.

Leopold Schmidt

Peter Assion, Altes Handwerk und frühe Industrie im deutschen Südwesten. Ein Literaturbericht unter Mitarbeit von Wolfgang M e r m a n n und Heinz P l e m p e. (= Eine Veröffentlichung der Badischen Landesstelle für Volkskunde beim Landesdenkmalamt) XXIX und 201 Seiten. Freiburg im Breisgau, 1978, Landesdenkmalamt (Schwaighofstraße 13).

Eine landschaftlich begrenzte Volkskunde wird immer gut daran tun, sich die Nachbargebiete anzuschauen und alles, was für das Fach zu nützen sein mag, wenigstens im Überblick, eventuell in Form einer Bibliographie zu erfassen. Das ist nun hier von der Badischen Landesstelle für Volkskunde in Freiburg aus für das Gebiet „Handwerk und Industrie im Oberrheingebiet“ geschehen. Ein Memorandum „Dokumentation versinkender Lebens- und Arbeitsbereiche“ weist auf die Zielsetzung der weiteren Arbeit dieser Art in Freiburg hin. Assion hat in seiner Einleitung versucht, diese Art von Aufarbeitung in den Zusammenhang der gegenwärtig betriebenen Volkskunde zu stellen. Ob man deshalb unser Fach so einfach als „eine sozialwissenschaftliche Disziplin“ bezeichnen kann, bleibt mir fraglich. Alle paar Jahre oder Jahrzehnte erfolgen solche Einschachtelungsversuche, die dann von einer weiteren Generation prompt wieder abgestoßen werden.

Die Bibliographie selbst umfaßt ungefähr 2000 Titel, in 32 Gruppen gegliedert, so ungefähr von der Wald- und Holzwirtschaft, Flößerei und Köhlerei bis zum Verkehrswesen. Manche Kapitel heben sich als landschaftsbezeichnend gut heraus, so etwa 5. Holzschnitzerei (auch Masken), oder 7. Besen- und Bürstenmacherei, oder 8. Strohverarbeitendes Gewerbe (Strohhüte), selbstverständlich 15. Uhrmacherei (Schwarzwälder Uhren), 18. Trachtenhandwerk (beispielsweise die Bollenhutmacherinnen). Man kann sich da gut orientieren, wenn auch die Veröffentlichungen oft in kleinen und kleinsten Heimatzeitschriften stehen und daher für den Fernstehenden nicht leicht zu erreichen sein dürften.

Die Bibliographie, sonst sehr zu loben, ist nicht durchnummeriert und verfügt über keine Register.

Leopold Schmidt

Internationales handwerksgeschichtliches Symposium. Veszprém 20.–24. 11. 1978.

Ungarische Akademie der Wissenschaften. Veszprémer Akademische Kommission. 453 Seite. Budapest, Múzeumi Restaurator és mődszertani központ 1979.

Der in schlichtem Vervielfältigungsverfahren hergestellte Band ist eine erfreuliche Überraschung auch für die volkskundlichen Kollegen, die sich auf dem Grenzgebiet zwischen Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Geschichte der angewandten Kunst bewegen, das heißt also nicht zuletzt für alle, die an volkskundlichen Museen tätig sind. Denn diese Sammlungen beherbergen zumeist auch Gegenstände des alten Zunftwesens, das nun hier in den Vorträgen dieser Tagung von 1978 so vielseitig und aufschlußreich behandelt wurde. 42 Vorträge, in vier Themenkreisen angeordnet: 1. Die alten Handwerksgesellen, ihre Reiserouten, Wanderbücher, Kundschaften usw. 2. Die Zunftaltertümer und ihre Zusammenhänge. 3. Die Zunftorganisationen, im wesentlichen bis zur Erlassung der Gewerbeordnungen. 4. Das Zunftwesen in verschiedenen Aspekten. Darüber also haben 19 ausländische und 15 ungarische Teilnehmer gesprochen, mehrere aus West- wie aus Ostdeutschland und zwei aus Österreich.

Man kann sie gar nicht alle aufzählen, diese fruchtbaren Kongreßbeiträge und die Diskussionen darüber. Daß Themen wie „Die Reiserouten der wandernden Handwerksgesellen“ oder „Die ungarischen Handwerksgesellen in Frankfurt am Main“ interessieren, ist selbstverständlich. Bedeutsam der Vortrag von Gustav O t r u b a „Wanderpflicht und Handwerksburschenwege im Spiegel Wiener und niederösterreichischer Zunftarchivalien“. Erfreulich der Spezialbeitrag von Gerhard J a r i t z „Gesellenwanderung in Niederösterreich im 15. und 16. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Tullner ‚Schuhknechte‘“. Die oft graphisch sehr schön gearbeiteten „Kundschaften“ sind Gegenstand mehrerer Vorträge gewesen. Von Klaus S t o p p erfährt man bei dieser Gelegenheit über „Die Erstellung einer Bibliographie der Handwerkskundschaften mit Stadtansichten“, wozu wohl viele Museen etwas beitragen könnten. Der 2. Themenkreis hat vor allem die Zunftaltertümer zum Gegenstand gehabt. Der Beitrag von Klaus P e c h s t e i n „Zunftaltertümer aus Nürnberg“ erscheint besonders ertragreich. Aber es ist erfreulich, durch Gryzyna W r o b l e w s k a über polnische und von Küllike K a p l i n s k i über estnische Zunftzeichen zu hören. Man schlägt weiter nach und findet im 3. Themenkreis beispielsweise Beiträge über die „Lausitzer Bandweberei“ von Bernd S c h ö n e oder von Laszlo B e l i c z a y über die „Entwicklung des Lebzelter- und Wachszieherhandwerks mit Berücksichtigung des Produktionswandels der Bienenwirtschaft im 19. Jahrhundert“. Selbstverständlich kommen ungarische Beiträge nicht zu kurz, so etwa mit den Mitteilungen von Tamás F a r a g ó über „Dorfhandwerker im Pilisgebirge um 1770“ oder von Eva S o m k u t i über die „Tätigkeit der Weißgerber von Székesfehérvár im 18. und 19. Jahrhundert“. Ein einziger Beitrag ist nicht in deutscher Sprache abgedruckt, sondern in englischer, nämlich der von Irena T u r n a u über die ungarische Strickerei im 18. Jahrhundert. Auch die Vorträge des 4. Themenkreises wird man weiterhin dankbar benützen, so besonders die „Historiographie von Handwerk und Zunft im Raume der heutigen Republik Österreich“ von Gustav O t r u b a, mit ausführlicher Bibliographie. Daß die Blickrichtung gelegentlich auch nach einer ganz anderen Seite gehen kann, zeigt die Studie von Susanna Arany-Magyar über „Die zauberhafte Manipulation der Tuchfärber“. Methodisch wichtig schließlich der Beitrag von Manfred Thaller „Probleme der computerunterstützten Auswertung historischer Quellen, Ein Konzept computerlesbarer Regsten“.

Es ist sehr erfreulich, daß dieser Kongreßband vorliegt, daß die Beiträge in deutscher oder englischer Sprache veröffentlicht wurden, und so die durchaus wichtigen Ergebnisse allgemein zugänglich bleiben.

Leopold Schmidt

Ingeborg Drewitz (Hg.), *Märkische Sagen*. Berlin und die Mark Brandenburg. 320 Seiten, mit vielen Abbildungen im Text. Düsseldorf und Köln 1979, Verlag Eugen Diederichs. DM 29,50.

Anschließend an seine ehemalige Serie deutscher landschaftlicher Sagensammlungen läßt der Verlag Eugen Diederichs immer wieder Bände erscheinen, die ungefähr dem alten Modell gleichen. So nunmehr einen Auswahlband märkischer Sagen, ganz nach den alten Sagensammlungen gearbeitet. Die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz ist von Kindheit an mit den Sagen in und um Berlin bekanntgemacht worden. Sie hat sich nunmehr die guten alten Sammlungen von Adalbert Kuhn (1843) bis Lohre (1924), Müller (1933) und Brachwitz (1937) vorgenommen und deren wichtigste Inhalte gewissermaßen spiralgig von Berlin ausgehend um Berlin herum gruppiert: Zunächst Potsdam, dann die Mittelmark, der Kreis Luckau, der Kreis Zauch-Belzig, Havelland und Grafschaft Ruppin, die Prignitz, das Barnimer Land, die Uckermark, schließlich die Neumark und das Sternberger Land, die Altmark im Westen und Spreewald und Lausitz im Südosten. Dafür hat sie allein aus Adalbert Kuhn einhundertfünf Sagenaufzeichnungen entnehmen können. Der so lose komponierte Band bringt wie die früheren Sagenbände bei Diederichs wieder gute alte Ortsansichten, Trachtenbilder und ähnliches als Stiche und Lithos im Text.

Er scheint beim Verlag Diederichs gelegentlich Mode zu werden, für Märchen- und Sagenbände keine Märchen- und Sagenforscher heranzuziehen. Das ist schlecht, das sollte nicht so sein, denn das Gebiet der Erzählforschung in der Volkskunde ist gut bestellt, und jeder einigermaßen mit der betreffenden Landschaft und ihrer Literatur Vertraute hätte wohl eine bessere Auswahl zustandebringen und vor allem einen wenn auch knappen, so doch dem gegenwärtigen Forschungsstand entsprechenden Kommentar beibringen können. Schade um die versäumte Gelegenheit.

Leopold Schmidt

Theodor Fontane, *Der deutsche Krieg von 1866*. Nachdruck der Erstausgabe Berlin 1870/71. Mit 17 Porträts, 19 Gefechtsbildern, 383 Abb. und 65 Plänen sowie einem Register. 2 Bde. 784 und 424 Seiten. Düsseldorf-Köln Verlag Eugen Diederichs. DM 98,—.

Ein Werk von Fontane kann man hundert Jahre nach seinem Erscheinen nicht besprechen. Man kann nur darauf hinweisen, daß Fontane nicht nur der Balladendichter und große Romanschreiber war, sondern auch als bedeutender Journalist gearbeitet hat, wobei die drei besonderen Werke über den deutsch-dänischen Krieg von 1864, über den deutsch-deutschen Krieg von 1866 und über den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 das Ergebnis waren. Sie alle sind in den Gesamtaus-

gaben der dichterischen Werke Fontanes nicht aufgenommen, und daher erscheint es besonders nützlich, daß der Verlag Diederichs sie durch Neudrucke der Originalfassungen zugänglich macht. Daß hier überhaupt darauf hingewiesen wird, soll den Fontane-Leser im Publikum der Volkskunde darauf hinweisen, daß es bei Fontane immer auch Volkskundliches zu lesen gibt. Er hat in der Art seiner Zeit Land und Leute mit zur Kenntnis genommen, also im Kriegsbuch von 1866 selbstverständlich Böhmen, von dem die größere deutsche Öffentlichkeit vorher recht wenig wußte. Ein erster Versuch in dieser Hinsicht wurde ja geradezu gleichzeitig erarbeitet: 1872 erschien das schmale, aber inhaltsreiche Buch von Richard A n d r e e, Tschechische Gänge. Böhmisches Wandern und Studien, Bielefeld und Leipzig, und zwar bereits mit einer Sprachenkarte von Böhmen. Für den genaueren Interessenten mag der Vergleich der Darstellung Andrees mit den Skizzen Fontanes nützlich sein. Hier sei nur noch auf die vorzügliche Bebilderung des Werkes mit den Holzstichen nach Zeichnungen von Ludwig B u r g e r hingewiesen. Sie sind während des Feldzuges an Ort und Stelle entstanden und bezeugen einen außerordentlich hochstehenden Bildjournalismus jener Zeit.

Leopold Schmidt

René Meurant, Géants processionnels et de cortège en Europe, en Belgique, en Wallonie. (= Commission Royale Belge de Folklore, Section Wallonne, Collection Folklore et Art populaire de Wallonie, Bd. VI), 646 Seiten, mit zahlreichen Abb. Brüssel 1979, Ministère de la Culture Française.

René Meurant, Schriftsteller und Forscher neben seinem Privatberuf, ist 1977 im Alter von 72 Jahren gestorben. Er war allenthalben als der Erforscher der Umgangsriesen in Belgien bekannt, hat im Lauf eines halben Jahrhunderts eine große Anzahl von Artikeln darüber geschrieben, in denen er sich, gewiß nicht ohne Beeinflussung durch die sich modernisierende Volkskunde, immer mehr zu einem systematischen Darsteller der örtlichen und landschaftlichen Formen der Umgangsriesen entwickelte. Seine vielen Spezialartikel sind in der verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen erschienen und daher für den Außenstehenden, vor allem außerhalb des ungemein publikationsfreudigen Belgien, beinahe unerreichbar. Es war daher ein schöner, ein nutzenversprechender Gedanke der Belgischen Volkskundekommission, diese verstreuten Artikel in einem Band zusammen drucken zu lassen, mit allen Kärtchen, Abbildungen und den sehr zahlreichen Anmerkungen, die besonders deutlich beweisen, wie sehr sich Meurant bemüht hat, auch die ihm ferner liegende Literatur zu erfassen. Der Präsident der Kommission, Albert Doppagne, hat den Band eingeleitet, Jean Dugnoille hat Leben und Werk Meurants in einer Einleitung umrissen. Jean-Pierre Ducastelle, Jean Dugnoille und Jean-Marie Duvoisquel haben sich bemüht, eine vollständige Bibliographie der sehr verstreuten Veröffentlichungen Meurants zusammenzubringen. Ein Register, das man bei diesem so stoffreichen Sammelband wohl gern gesehen hätte, muß man leider vermissen. Man kann aber auch so für diese posthume Gabe Meurants, des großen Spezialisten, wohl nur dankbar sein.

Leopold Schmidt

Atlas tis Ellinikis Laografias. Ekdosis tu Kentru Erevnis tis ellinikis laografias tis Akadimias Athinon. Lefkoma I. Xylinon arotron, zygos, sidirum arotron, arotriasis. Epimeleia Stef. D. Imellos – G. K. Dimitropulu. Athen 1975. 57 x 42 cm, 14 S., 4 Faltkarten, 207 Abb. auf 14 Taf. (Atlas der Griechischen Volkskunde. Edition des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde der Akademie Athen. I. Lieferung. Holzflug, Joch, Eisenflug, Arten des Pflügens. Von Stef. D. Imellos u. G. K. Dimitropulu).

Die erste Lieferung des Griechischen Volkskundeatlas darf als bleibende Leistung der wissenschaftlich-volkskundlichen Kartographie und Bilddokumentation bezeichnet werden. Die kartographischen Ergebnisse stützen sich auf Tausende von Fragebögen, die jahrelang intensiv ausgewertet wurden. Die entsprechenden Kartenwerke weisen daher eine in manchen Ballungsgebieten kaum noch darstellbare Belegdichte auf (durchschnittlich über 4000 Symbole). Die geographische Streuung ist durchgängig, größere totale Leerbezirke gibt es kaum.

Die erste Karte ist den Jahresfeuern gewidmet, also eigentlich bezuglos zum vorliegenden Thema, soll aber im europäischen Volkskundeatlas zur Veröffentlichung kommen, sobald die Zentralkarten zu den Jahresfeuern fertiggestellt sind. Auf dieser Karte werden insgesamt 38 Feuertermine im Jahreslauf verzeichnet, was natürlich in manchen Gebieten zu Zeichenstauungen führt. Vor allem ins Auge springend ist die Belegdichte der Karsamstags- und Ostersonntagsfeuer auf Kreta sowie im mittleren Pindus-Gebiet, die Fastnachtsfeuer auf der Peloponnes und in Epirus, die Johannes (Sonnwend-) Feuer in der West- und Südpeloponnes und auf den Jonischen Inseln sowie im Pelion, in Attika, in Nordeuböa und auf Andros.

Die Erfahrungen bei der Herstellung dieser ersten Karte sind für die nächsten verwertet worden: die Zeichensymbole der zweiten Karte, die 47 verschiedene Holzflug-Typen darstellt, sind feiner gehalten und es kommt zu keinen optisch ermüdenden Ballungsflächen. Dabei ist die Belegdichte nur wenig geringer. Als sehr vorteilhaft erweisen sich die Skizzen der einzelnen Flugtypen auf der Karte selbst, was einer mühelosen Auswertung entgegenkommt.

Die dritte Karte ist den Jochformen gewidmet und umfaßt 26 Symbole. Die landschaftliche Zuordnung einzelner Jochformen läßt sich prima vista viel leichter durchführen als dies bei der großen Variabilität der Holzflugformen der Fall ist.

31 Arten von eisernen Pflügen stellt Karte Nr. 4 dar, die durch geschickte Kontrastgebung der Zeichensymbole sehr anschaulich wirkt. Aus den ehemaligen Siedlungsräumen der Kleinasien-Griechen vor ihrer Aussiedlung 1922, Kappadokien und den Euxinischen Pontus (südliche Schwarzmeerküste und Hinterland) sind so gut wie keine Belege des Eisenpfluges vorhanden.

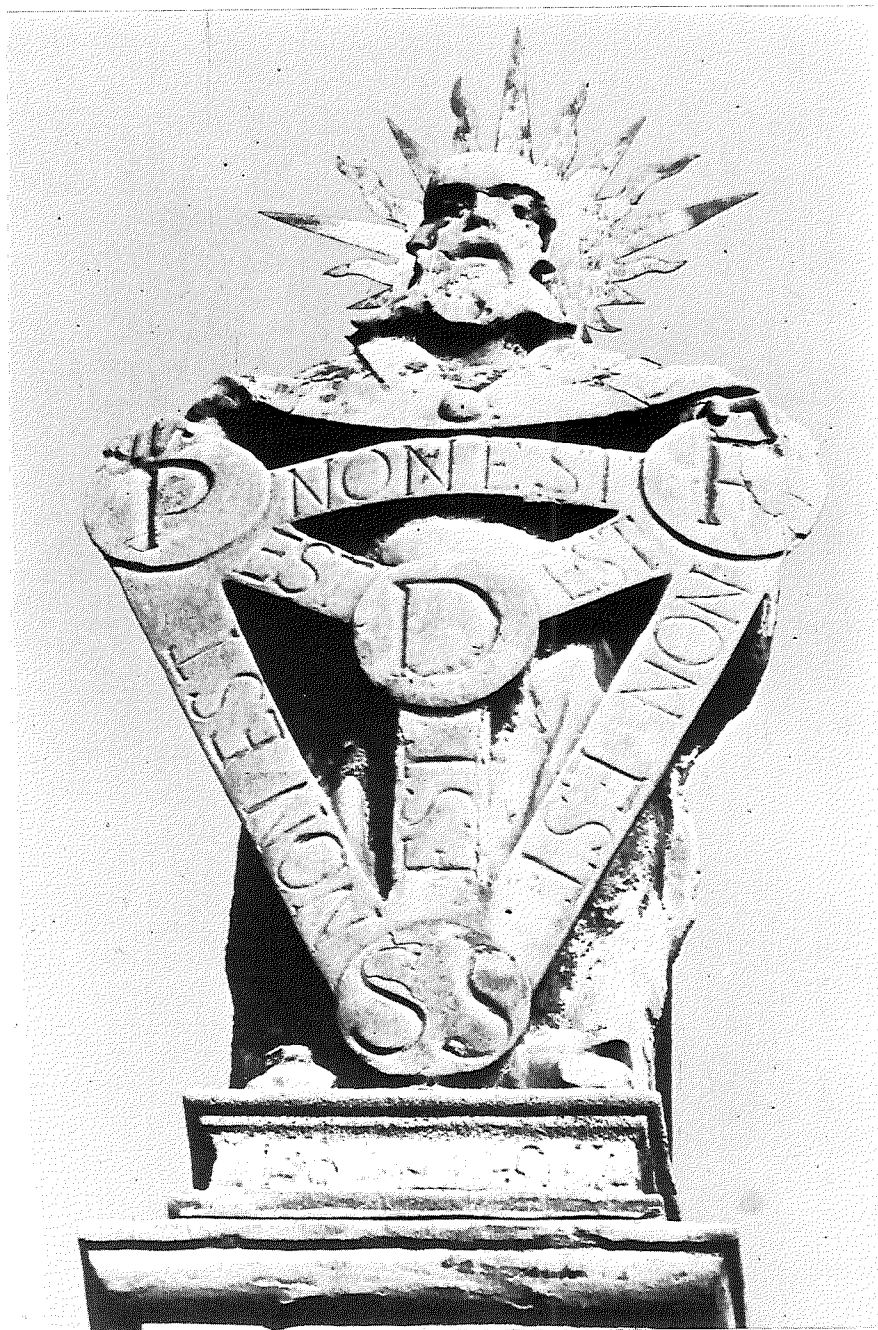
Die Typenskizzen in den Kartenlegenden sind durch einen ausführlichen Abbildungsteil ergänzt und anschaulich gemacht. Die Bildtafeln 1–2, 3–4 und 8–10 zeigen verschiedene Typen von Flug und Joch und beziehen sich auf die entsprechende Darstellung am Kartenrand. Darüber hinaus (Taf. 5–7 und 10 (Abb. 1–8) bis 14) sind verschiedene Phasen des Anschirrens der Zugtiere, Flugtechniken und eisernen und hölzernen Flug, verschiedene Formen von Flugscharen Mischformen von Holz- und Eisenflug sowie Kummelformen aus verschiedenen

griechischen Landschaften abgebildet. Sämtliche Beschriftungen und Legenden sind zweisprachig griechisch und deutsch verfaßt.

Die gründliche Erfassung des Belegbestandes, die sorgfältige und ansprechende Ausführung der kartographischen Darstellung sowie die reiche Bilddokumentation darf im Rahmen der Bemühungen des Europäischen Volkskundeatlas, der in verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als vorbildlich gelten. Der Kommentar bleibt vorerst noch ausgespart und ist späterer Veröffentlichung vorbehalten.

Walter P u c h n e r

Zu Schneeweis, Dreifaltigkeitsdarstellung



Giebelaufsatz der Franziskanerkirche in Wien
Aufn. Emil und Felix Schneeweis

Bevorzugte Stellung der Mehlspeisen in österreichischen Landen

Von Anni Gamerith

Als typisch für den süddeutsch-österreichischen Raum gelten – zumindest ab dem 16. Jh. – vegetabile Speisen, insbesondere jene aus Getreiden und Mehlen. Deren Erarbeitung wurde als speziell österreichische Aufgabe bezeichnet.

So sei ein Teilbeitrag hiezu gewagt. Zeitkürze zwingt zur Schwerpunktswahl. Innerhalb eines grob skizzierten Gesamtbildes falle der Hauptblick:

sachlich auf die einfacheren Mehlgerichte der breiten Volksschichten;

zeitlich auf die vorindustrielle Epoche, etwa 1880 bis 1914, teils 1945 – von mir noch erlebt und bei damals Ältesten erfragt – heute nicht oder nur mehr fehlerhaft erkundbar –;

räumlich auf das bestgekante Land Steiermark, mit Tirol und Alpenländern, da mir, obwohl ich 1970 die Nahrungsfragen zur Letztlieferung des Österr. Volkskundeatlases formulieren konnte, weder eine erfolgte Ausarbeitung noch das Antwortmaterial zugänglich war.

Alle weitergreifenden Bezüge sind im Texte sachlich, zeitlich, räumlich eigens datiert und davon eindeutig abgehoben.

Karten wurden gezeichnet, konnten jedoch hier nicht mitveröffentlicht werden.

Der Begriff „Mehlspeisen“

Der älteste und umfassendste Begriff des Wortes „Mehlspeise“ meint alle Speisen, die hauptsächlich aus Mehlen oder Grießen zubereitet werden, wenn auch er den Schwerpunkt mehr auf Gerichte aus Mehnteigen legt, weniger auf Mehlspeisen.

Später meint man mit „Mehlspeisen“ hauptsächlich die feineren, gesüßten und leckeren Speisen, die dann die „Wiener Küche“ des 19. Jh. zur Blüte entwickelte und die als „Wiener Mehlspeisen“ weitverbreitet ein Begriff wurden.¹⁾

Hier seien beide Begriffe umfaßt, aber die teiglosen Speisen mit Mehlen, die reinen Breie, dabei ausgeschaltet.

Vorstufen und Nachstufen der „Mehlspeisen“

Vorstufen – innerhalb zeitlicher Entwicklung – für die Speisen aus Mehnteigen sind Genuß und Gerichte von Körnern und Breie und die Brote.

Nachstufen sind: die metamorphisierte, verfeinert luxuriöse Übernahme auserwählter Mehlspeisen durch Konditorei und Gewerbe, bei Großmengen leichter herzustellender, durch Fabrik und Industrie.

Zugleich treten Mehlspeisen an Bedeutung im Mahlzeitemsystem zurück gegenüber Fleisch, Salaten, Rohobstspeisen, etwas auch Kartoffeln (und Eis, Puddings, Schleckereien), einzelne verschwinden, doch spielen die beliebtesten in der Volkskost noch immer eine nicht zu übersehende Teilrolle, vor allem dort, wo der Hausfrau noch Zeit zur Bereitung bleibt; aber auch im Hotel- und Gastgewerbe halten sich manche Spezialitäten (Topfen- und Apfelstrudel, Salzburger Nockerl, Linzer-, Sacher- und Dobostorte usw.), auch als Fremdenattraktion.

Stellung der „Mehlspeisen“ im Nahrungshaushalt des Österreicher

Die Mannigfaltigkeit der Mehlspeisen im süddeutschen Gebiete verlockt zur Überschätzung ihrer Rolle innerhalb des gesamten Mahlzeitemsystems aller Schichten.

¹⁾ U. Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen, Marburg 1975, S. 42. U.v.a.!

Sie waren allgemein entweder Beilage – mit Gemüsen – zu Fleisch oder Vor- oder Nachgericht oder schichtweise eigene Hauptspeise ohne oder mit kleiner Fleischzugabe darin.

Dies gegend-, schichten- und zeitspezifisch aufzuschlüsseln, ist hier ausgeschlossen.

Stellung der „Mehlspeisen“ im zeitlichen Wandel der Getreidenahrung

Bitte, erlauben Sie, um ein zeitliches Ganzheitsbild über alle Werdensstufen der Getreideaufbereitungen wie der daraus folgenden Kost- und Speiseformen zu gewinnen, wie auch um Mißverständnisse zu klären, einen kurzen Rückblick:

A. URFORM, HARTAUSGEREIFTE KÖRNER ALLER GETREIDE menschlichem Genusse aufzuschließen, war wohl QUELLEN, NETZEN, MALZEN, dann TROCKNEN, DÖRREN, RÖSTEN.

Möglich noch ohne Gerät und ohne Gefäß, bei konzentriertem Nähr- und Sättigungswert, mittragbar und lagerbar – vor Beginn der Seßhaftigkeit.³⁾

Wo Großwärmequellen vorhanden (Kochofengebiete Osteuropas, Rauchstubegebiete u. a.), zu täglichem Hausbedarf in vielen Schattierungen weiterentwickelt⁴⁾, auch als Teiltechnik bezeugt⁵⁾, dazu modernste Pionierversuche.⁶⁾ Dies QUELL/RÖST/KORN daher wohl die I. Urtechnik zu nennen.

³⁾ Unzählige Berichte über die Welt.

⁴⁾ Von Finnland – heute noch „talkkuna“ auf den meisten Landmärkten – über die slawischen Länder (altslaw. Toloknò, polnisch tlukno, weißruss. talaknò) bis in die Türkei; als „Talggn“ oder „Haberner Grieß“ in Stmk. und Kärnten, als „Haberbrein“ in Ostbayern, bis Nürnberg geliefert (Bayr. JB f. VK 1951, Festschrift Ritz, S. 168), „Gsütthaber“ in der Schleißheimer Kostordnung (G. Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen, Marburg 1967, S. 38); u.v.a.

⁵⁾ In der Antike bei Griechen; heute noch auf den Kanarischen Inseln als „Gofio“ Volksnahrung (kürzlich erst erhalten!) usw.

⁶⁾ „Thermogetreide“.

B. BREIGETREIDE ALS GANZE KÖRNER (sie besitzen harte Außenhüllen und feinere Kleien plus Aleuronschichten) durch stundenlanges, geduldiges leichtes STOSSEN, ANEINANDERROLLEN und -REIBEN, es erwärmend bei FEUCHTEN – je nach Fruchtart auch DÖRREN – bis zu einem Sichselbst-Ablösen beider Gruppen von Zelluloseschichten („zwei Häut“) und derem mehrmaligen ABWINDEN bei VORFERMENTIEREN des gesamten Nährkernes samt Aleuron.⁷⁾ Dieser Monate haltbar. Zur Speise noch zu kochen. Ergibt Körnerbreie = Breine, später „Graupen“ genannt.⁸⁾

Als Gerät – nach Vorstufen – die Stampfen (Mörser, „Ankn“), als Gefäß jedes primitiv wasserhaltende – da auch Steinkochen – möglich.

Die Handstampfe war das Gerät Schwarzafrikas zum Enthülsen der Hirsen, auch in Nordamerika für flint corn⁹⁾, die Hebelstampfen, jenes ganz Asiens zur Enthüllung von Reis und Gerste.¹⁰⁾ Europa erfand zu Hand- und Fußstampfen die Wasserstampfe zum „Noien“ der Stampfgetreide, wie Gerste, Hirsen, Dinkel u. a., einst in vielen Mühlen zur Aufschließung der Grundkost für Schiffs-, Kloster- und Bauersleute,

⁷⁾ G. Gorbach und M. Stranger-Johannessen, Urtümliche Mahlverfahren im Steirischen Brauchtum zur Schonung der biologischen Werte der Gerste. Die Ernährungsindustrie, 59. Jg. (1957), S. 513–515, Industrieverlag v. Hernhaussen, K. G. Hamburg, 11. Nachdruck in A. Gämmerl, Ehrfurcht vor Korn und Brot, 2. Aufl., 1976, Bad Godesheim; Lebendiges Ganzkorn, 1956 ebendort.

⁸⁾ Wort- und Sachgebiete von „Graupen“, „Grützen“ etc., müßte noch genauer nachgegangen werden. In Österreich haben sich alte deutsche Worte „Greiß“, „Graus“, „Breine“ erhalten. Plattdeutsch „Grut“. Gemeinsame indogermanische Wurzel? (Zu Ph. Wick, Die slavischen Lehnwörter in der neuhochdeutschen Schriftsprache, Marburg 1979, Diss.).

⁹⁾ Werner Köhler, Der afrikanische Holzmörser, Diss. Jena 1952; Arthur C. Parker, Coquios Uses of Maize and other Fond Plant, in Education Department Bulletin, New York State Museum 144, S. 73 f.

¹⁰⁾ Als Fußstampfe oder durch Wasser getrieben nach Prinzip unserer Wildscheuchen, den „Gnepfen“ oder des „Seltensreichs“. Erstere R. Meringer, Werkzeuge der pinsere Reihe, Wörter und Sachen I, u.v.a.; zweite in H. Koenen, Alturtümliche Wildscheuchen, in Neue Chronik, Graz, 1955, Nr. 27.

für Schüler und das einfache Volk bis Ende des Mittelalters; dann zurücktretend.¹¹⁾

Dies **ENTHÜLSTE GANZKORN** für Körnerbreie daher wohl II. Urtechnik.

C. HAUPTGETREIDE ZERREIBEND ZERLEGEN IN FEINERE UND GRÖßERE BRUCHTEILE, d. h. zu Schrotten.

Als Gerät zwei harte Mahlsteine, später Kvernen und Mühlen verschiedenster Art, als Gefäß nur Knetmulde und Kessel oder Topf.

Diese Schrote gestatten:

1. Anrühren zu Grobteigen, deren Formen, und direktes oder erst nach Säuerung erfolgendes **BACKEN**.
Als Gefäß hiezu Knetmulde, dann Heißplatten oder Backofen.
2. Einkochen in Flüssigkeit zu supziger, weicher, steifer oder steifbrockiger Konsistenz zu Breien. Als Gefäß hiezu Kessel oder Topf (Steinkochen wegen klebriger Beschaffenheit nicht gut möglich).

Schrote führen daher zu **BROTEN**, **BRÖTCHEN**, wie zu **GRÜTZ-** und **SCHROTBREIEN** verschiedenster Konsistenz. Durch Sieben und Aufschütten in Wannen und Winden sind feinere Bestandteile, mühevoll, abtrennbar, zu feineren Gebäcken.

Schon Babyloniern, Ägyptern und Hebräern bekannt. Dies **MAHLEN ZU SCHROTEN** für **BROTE**, **GEBÄCKE** und **GRÜTZBREIE** daher wohl III. große Urtechnik.

Weltweit umfassend wären selbstverständlich noch unzählige Ab- und Sonderarten, Abwandlungen, Zwischentechniken wie Kombinationen dieser Grundtechniken zu nennen und einzubauen: etwa die nasse

¹¹⁾ Oskar Moser, Anken und Stampfen, Carinthia I, 1959, Klagenfurt. Meringer u. A. Gamerith (Ganzkorn) wie oben. In China vereinzelt Wasserstampfen nach unserem Prinzip, aber selten. (Belege derzeit nicht greifbar.)

Wasser-Kalk-Schälung des Mais¹²⁾ bei südamerikanischen Indianern, verschiedenste Maisaufschließungsverfahren bei nordamerikanischen¹³⁾, die seltsame Couscous-Technik der Berber Nordafrikas¹⁴⁾ und sehr viel anderes mehr.

(Der in Helsinki 1973 vorgelegte Versuch einer Systematik der GETREIDEBREIE war – zwar an lokal konkretem Beispiel – bewußt auch im Sinne der Hauptgrundtechniken der Menschheit zu erstellen versucht.)¹⁵⁾

Innerhalb der III. Urtechnik, dem Mahlenden Zerlegen der Körner, erfolgen vielerlei Fortschritte, gleichsam in kleineren und größeren Stufen. Zwei der bedeutendsten Stufen seien – kürzest skizziert – in der Verbindung zu Speisegruppen hervorgehoben:

Einfachere Mehlgерichte aus Teigen

Die BEUTELUNG des MAHLGUTES innerhalb der über das mittelalterliche Gewerbe, die Städte, ständig exakter verbesserten Mühlen, datiert mit Erfindung des MÜHLBEUTELS und BEUTELKASTENS zu Beginn des 16. Jh.¹⁶⁾; später durch feinere Gewebe des Beutels und durch „Säuberer“ (selbsttätige Siebe) zur Scheidung des Un- oder Halbzerkleinerten zu neuerlichem Aufschütten, verbessert.

¹²⁾ Trotz Mahlstein und Mahlmulde ein eigentümliches Drehendquetschen der nassen, über Nacht eingeweichten Körner, also kein Mahlen! Kleien lösen sich durch Kalk (ähnlich einst in Arabien, 17. Jh.). Mündliche Berichte und Vorzeigen österreichischer Köchinnen, die, auf Farmen angestellt, viel in Hütten der Einheimischen waren. Weniger gut und scharf beobachtet in vielerlei Literatur.

¹³⁾ A. C. Parker, wie oben, S. 66–113.

¹⁴⁾ Farbaufnahmen eines Freundes in Berberhäusern 1976 (Proben mitgebracht); A. Maurizio, Nahrungsmittel aus Getreide, II. Bd., S. 144 ff., Berlin 1926; viele Reiseberichte.

¹⁵⁾ A. G., Arten und Wandel der Getreidebreie am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen, in „Ethnologische Nahrungsforschung“; Helsinki 1975, Kansatieteellinen Arkisto, Bd. 26.

¹⁶⁾ Gerhard Luther, Die technische Entwicklung des deutschen Mühlengewerbes im 19. Jh.; in Gustav Schmöller, Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Berlin 1909, 24. Bd., S. 12–15.

Dies stellt plötzlich – von der Groß- bis in die letzte Lohn- und kleinste Bauernmühle mit Wasserantrieb – große Mengen feingebeutelter Mehle aus fast allen Getreiden ohne menschlichen Kraft- oder besonderen Zeitaufwand bereit. Es ermöglicht außerdem mühelos ein Sortieren nach Fein- und Grobstufen. Die bräunlichen, derben, aber weit schmackhafteren für Suppen und Breie, die feineren aber ergaben – in Wasser oder Schmalz – siedfeste Teige, die, zusammenhaltend, nicht zerkochen. Kleie nahm man für Futter.

Die Vermutung erscheint fast Gewißheit, daß diese Verbesserung in der Mühle die Voraussetzung für das plötzliche Auftauchen und die schnelle Verbreitung vieler Mehlgерichte, d. h. der **wassergekochten** und **schmalzgebackenen** Teigspeisen innerhalb des 16. Jh. schuf. Wenn auch, aus kleineren handgesiebten, daher teuren Mengen von Mehlen in Oberschichten oder festtags Vorläufer vorangegangen sind.

NEUE SPEISEN HIEDURCH:

Daß der Mehlnödel kaum über das 16. Jh. zurückgeht, hat Prof. G. Wiegelm ann eindeutig festgestellt.¹⁷⁾ Alle mir bisher greifbaren steirischen Archivbelege ergeben genau dasselbe Bild.

Das oberdeutsche Wort „Nocken“ für Hügel ist erst spätmittelalterlich als Speisenname bezeugt.^{18a)}

Das Wort „Nudel“ taucht erst im 16. Jh. auf.^{18b)} Es kommt von „Teig abmudeln“ = ihn abgreifen und lange Teigschlangen (= „Nudeln“) zu rollen – ein Teilhandgriff auch bei jeder bäuerlichen Krapfen- und Schmalzteigformung. NUDEL kann daher jede festere Teigspeise bedeuten und bedeutete auch gegendweise sehr unterschiedliche. In der Tradition des Landes Steiermark allein sieben grundverschiedene, „Nudel“ genannte Arten, jede mit mehreren oder zahlreichen Abarten!

Die Teigwaren, d. h. die vorfabrizierten, haltbaren und verkäuflichen, getrockneten Kochteige = Nudeln (volkstümlich: „Schnittnudeln“) begann das Gewerbe der „Nudelmacher“ – meist mit dem der Bäcker vereint – herzustellen; hausgemacht später im Bürger-, sehr spät erst im steirischen Bauerntum. In Tirol früher.

¹⁷⁾ G. Wiegelm ann, wie oben, S. 233–234, Anm. 26–33.

^{18a und b)} J. G r i m m, Deutsches Wörterbuch, 7. Bd., Sp. a) 877 f., b) 975 ff.

Es wäre eine Frage an weitere Mühlen-, Speisen- und Geschichtsforschung, ob Mühlenmodernisierung und Beuteln etwa im oberdeutschen Raume sich weit früher durchgesetzt haben, als im Niederdeutschen und sich daraus der Vorsprung des süddeutschen Bereiches in der Mehlspeisenentwicklung (laut Tolksdorf vor Preußen etwa 200 Jahre¹⁹⁾) voll- oder miterklärte.

Ein wesentlicher Grund oder Mitgrund für diesen Vorsprung des Südens lag unzweifelhaft in der Feuerstätte. Denn der tischhohe Herd der Alpenländer²⁰⁾ gestattet mit mehreren Pfannen zu Kessel und Topf ein leichtes Spielen, Hantieren, Manipulieren der Teiggerichte auf dem offenen Herde, wie ein Zugleich-Kochen mehrerer Gerichte. Während die bodentiefe Herdstätte des norddeutschen Hallenhauses – klimatisch nötig, damit Rauch und Wärme die Futterräume durchzogen – nur den tiefhängenden Kessel erlaubte, was zu primitiver Kesselkost, einem Zusammenkochen als Eintopf zwang – im Alltag – wenn auch zusätzlich Waffeleisen, Hängeisen, seltenes Heizen des Backofens u. a. gleichsam am Rande, die Alltagskost reich ergänzte.

Gewohnte Sitte aber überdauert meist lange den Grund, aus dem sie entstand.

Die „Wiener Mehlspeisen“

War oben für die erste Phase der Mehlspeisverbreitung eine Frage gestellt, so ist keine Frage, sondern sicherer Tatbestand, daß der Spätstufe der feineren, gesüßten, leckeren „Wiener Mehlspeisen“ des 19. Jh. – vorbereitet im 17. und 18. Jh.²¹⁾ – ein erklecklicher Vorsprung Österreichs und Ungarns in der Mühlen-technik zugrunde lag, bald von nichtösterreichischen Ländern Süddeutschlands übernommen:

¹⁹⁾ U. Tolksdorf, wie oben, S. 203. Allerdings hier auf die Teigware „Nudeln“ bezogen. Genauere Vergleiche wären nötig.

²⁰⁾ A. Gamerith, Feuerstättenbedingte Kochtechniken und Speisen. *Ethnologia Scandinavica* 1971, S. 78–86.

²¹⁾ Herta Neunteufel, *Kochkunst im Barock*, Graz, 1976, über das erste gedruckte Kochbuch im Lande, 1686. Dies enthält, trotz schwerfälliger Feuerstätte, bereits Speisen aus Brand-, Back-, Butter-, Mürb-, Plunder-, Waffel- und Biskottenteig, wie häusliches Konfekt.

Die „Wiener Grieß- und Hochmüllerei“. Erst durch konsequenten Ausbau der Hochmüllerei²²⁾, ab 1810 durch Erfindung der „Grießputzmaschine“ durch Ignaz Paur, die maschinelle Großerzeugung feinster Mehle ermöglicht. Praktiziert! Diese europabegehrte, von Niederdeutschland bezogene, 1862 auf der Londoner Weltausstellung als beste der Welt erklärt.²³⁾

Jedes neue Lebensmittel verlockt, damit zu spielen, all seine Möglichkeiten auszuprobieren.²⁴⁾ Vieles traf zusammen:

1. Ab 1810: **Feinste Mehle**, erschwinglich mengenweis.

2. Um 1820: Erfindung der Backhefe, d. h. der künstlichen Züchtung der Hefebazillen – der alten Bierhefe wie Sauerteig gerade für Weißgebäcke weit überlegen.

3. Zucker in Massenherstellung sehr verbilligt, für viele erstehbar.

4. Wien, bis 1804 (1806) Stadt des röm.-deutschen Kaisers, bis 1866 vorsitzende Macht des „Deutschen Bundes“, noch Teil und Großstadt Deutschlands, zugleich und anschließend Zentrum der Vielvölkermonarchie, hatte eine zahlenmäßig starke Oberschicht, deren Frauen unausgefüllt waren. Die alten Pflichten der Bauers-, Handwerkers- und Gutsfrau waren entfallen, Wege in Beruf oder exakte Bildung noch verschlossen. Was Wunder, daß sie sich „in die Küche warfen“, ihren Stolz auf immer leckerere Erprobungen von Speisen lenkten – nicht immer zum Segen der Ihren.

5. Im 19. Jh.: Erfindung und Einführung des rauchfreien Küchenherdes in Adel und Bürgertum. Die neue Küche war der ganze Stolz, machte den Aufenthalt in ihr angenehm. Dazu brachte der neue Sparherd:

²²⁾ G. Luther, wie oben, S. 16, 19, 20, 30; G. Pappenheim, Populäres Lehrbuch der Müllerei, Wien, 1. Aufl. 1878; 4. Aufl. 1903, Kap. „Geschichte“ und „Hochmüllerei“. U.v.a.

²³⁾ Derselbe, S. 32–34.

²⁴⁾ Wie die alte Jagd- und Herrschaftsschicht Wild, Fisch, Fleisch, Gewerbe, Honig und Lebzelt, dann Tragant und Zucker zu einer Unzahl von Gerichten oder Leckereien entwickelte, später die Ärmern Kartoffeln zu sehr vielen – spielt man heute mit Obst, Eis, Gemüse und dgl.

6. Das Backrohr! Genau das, was man für die vielen Germ-, Mürbteig- und Kleingebäcke brauchte, für Aufläufe usw. Allerdings hatte die Oberschichte in den Rauchküchen auch Pasteten- oder kleine Backöfen gehabt, die Dortenpfanne entwickelt²⁵⁾ oder sich nur mit geschlossenen, glutbedeckten Reinen beholfen – aber alles zeitraubend, umständlich, nur in der Oberschichte.

Das Backrohr aber wird automatisch bei Herdheizung in diesem Sparherd mitgeheizt, ist jederzeit leichtest zu benutzen, stand bald in jeder Küche auch der Mittelschichten.

7. Die vielen Völker strömten nach Wien und brachten ihre Speisen, jene der Ostgebiete ihre Ofenspeisen samt Erfahrung in Speisenerstellung im Ofen, die nun das Backrohr weiterentwickeln konnte. Hier ist vor allem Böhmen zu nennen und Prag neben Wien. Die „böhmische Köchin“ war wegen ihres Könnens in feinen Hotels und besten Häusern gesucht.²⁶⁾

Neueste Mehle – Konditorei

Gewaltsames QUETSCHEN, AUFBRECHEN und ENTSTRUKTURIEREN der Körner und Kornteilchen mittels neuerfundener WALZENSTÜHLE beginnt noch im 19. Jh. das langsam-rhythmische Zerreiben und Aneinanderrollen zwischen Mahlsteinen abzulösen und wird im Laufe des 20. Jh. herrschend.

Walzenerzeugte und steingemahlene Mehle erscheinen dem Auge zunächst gleich. Doch wußten praxiserfahrene, scharf beobachtende Frauen und Bäcker nicht unbedeutende Unterschiede im Verhalten der Mehle und daraus bereiteter Teige. Vermutlich Mitursache mancher Abänderung von Rezepten. Dies wäre präzise noch zu erarbeiten. Hier falle nur auf die markanteste Erscheinung noch der Blick:

²⁵⁾ In die dreifußige Tortenpfanne wurde das Backgefäß erst eingesetzt (Modell Archiv Hahn).

²⁶⁾ Die „Böhmische Köchin“ wurde ein gängiges Wort, im ehrenden wie im ironischen Sinne.

Die Konditorei

War die „Wiener Mehlspeise“ Leistung und Sparte der Frau, so die Konditorei seit je eine des Mannes.

Zu dem in England (Breakfield) erschienenen „Internationalen Konditoreibuch“²⁷⁾ – im Vorjahr bereits in 7 Welt-sprachen erschienen – hat der vor kurzem verstorbene Kollege unserer beiden früheren Konferenzen (Lund u. Helsinki), **Konditor-meister Fritz Hahn**, den Beitrag über die geschichtliche Entwicklung²⁸⁾ geliefert. Danach stellt **Conrad Haggars** „Neues saltzburgisches Kochbuch“ eine „höchste Leistung“ dar. Viele Länder, insbesondere Frankreich, haben diese süße Kunst gefördert, getragen, die in Österreich und Deutschland eigenes Gewerbe neben dem der Bäcker wurde. Die Wiener Fachschule trug ihr Gutteil bei zum „Weltruhm der österreichischen Zuckerbäckerei“.

Meister Fritz Hahns mit außerordentlicher sachlicher Exaktheit, aus handwerklicher Meisterschaft und mit übergroßem Fleiße zusammengetragenes Archiv durfte ich, als sein Gast, öfter besichtigen, konnte den Wert dieser Datenfülle zur Koch-, Back-, Feinback- und Konditoreigeschichte erkennen und es vor Verlust oder Zerstreuung bewahren: Es ist von meiner tüchtigen Nachfahrin **Frau Dr. Kundegraber** in die Außenstelle unseres steirischen Volkskundemuseums übernommen und wird – nach Fertigstellung des Raumes, im ehemaligen Schlosse Erzherzog Johans in Stainz²⁹⁾, zu allgemeiner Benützung, aufgestellt.³⁰⁾

²⁷⁾ The International Confectioner, Virtue and Companie Ltd. Publishers, 25 Breakfield, CB Souldon Surrey OR3 2UE, England. Deutsche A. v. Rene Kramer, Verlag A. Pröbster, Kempten, Allgäu, 1970.

²⁸⁾ „Die Entwicklung der süßen Kunst in Europa“, S. 9–25, Beitrag „Germany and Austria“.

²⁹⁾ Mittelpunkt der südwestlichen Steiermark.

³⁰⁾ Außenstelle für Arbeit, Wirtschaft und Nahrung.

Kochtechnik und Systematik der Speisen aus Teigen

In Helsinki wurden Breie als jene Speisen definiert, zu denen Getreideprodukte nur in Wasser (o. a. Flüssigkeit) eingekocht, aber noch keine Teige bereitet werden.

Daß sie als Breie mit der Konsistenz „breiig“ zwischen jenen von „flüssig“ und „fest“ liegen, wurde, da selbstverständlich, der Hauptdefinition erst nachgestellt.

Hier seien, darauf aufbauend, die Teigspeisen aus Mehlen und Grießen, nach Kochtechnik und Feuerstätte systematisch geordnet, vorgestellt.

Der großen Problematik einer solchen Anordnung, wie der Ungenügendheit dieses **ersten Entwurfes**, bin ich mir wohl bewußt.

Die ungeheure Mannigfaltigkeit der Speisen, wie die unzähligen Namen und deren oft kaum durchschaubare Bedeutungsverschiebungen, sind überhaupt schwer, in Kürze auf engstem Raume nicht voll und befriedigend zu fassen.

Sehr vieles mußte unerwähnt bleiben, die meisten Belege ungenannt. An Quellen wurden neben den eigenen Aufzeichnungen die in Ethnologia Europaea 1971, S. 96, 97, verzeichnete Literatur, Kleinaufsätze, einzelne Archivalien zu dem hier Zitierten mitverwendet.

ZWEITER TEIL:

DIE TEIGSPEISEN AUS MEHLEN UND GRIESSEN³¹⁾

Alle Teige brauchen, um für den Genuß „gar“ zu werden, einen sie möglichst allseits umschließenden **Wärmemantel** – aus Wasser (o. a. Flüssigkeit), heißem Schmalze oder heißer Luft (geschlossene Erdgruben, Ofen, Backofen, Backrohr), oder, diesen ersetzend, ein wechselndes Zukehren zur Wärmequelle, also ein Wenden oder Drehen oder zerstoßendes Rühren, das zugleich wendet. Dies letztere sei zuerst vorgestellt:

³¹⁾ Die hier vorgelegte Systematik ist nicht als Konkurrenz oder Ablehnung der von U. Tolksdorf entwickelten (wie 1) gemeint, sondern als Ergänzung von anderem Blickpunkt her.

Teige

A) Ohne Wärmemantel – gedrehte oder gewendete Teige

I. PLATTENGEWENDETE TEIGE = PLATTENSPEISEN

1. Trocken gewendete = Fladen

Ohne Gerät, Gefäß, Ofen, nur heiße Steine, Fläche, Eisen-, später Herdplatte nötig. Urtechnik für Fladen und Fladenbrote. Skandinavien, u. a., heute noch Berggebiete Irans und Afghanistans (Hindukusch)³²⁾ usw.; in Stmk. bisher nur gefunden: „**Herdscharla**“ (Ramsau). Sonst hier alle längst in Backofen abgewandert. Siehe dort!

2. Gefettet gepreßte Teige = Waffelspeisen

Gerät: Waffeleisen („Kucheneisen“). Typisches Tiefherdgerät und -speise, -kuchen Nordeuropas.³³⁾ In Ö. nur in Oberschichten, nicht häufig, und zum Hostienbacken.

II. SPIESSGEDREHTE TEIGE = SPIESS-, BAUMKUCHEN

Brotteig (Antike), feiner Teig (Klöster) um Stange gewickelt, seit Biskuitteig-Erfindung³⁴⁾ solcher auf drehbare Model aufgegossen, wie Braten am Spieße neben dem Feuer gedreht. Europaverbreitet in Oberschichten, dann als höchste Festspeise ins Volk gesunken.³⁵⁾

In Ö. als „**Prügelkrapfen**“³⁶⁾ zu Hochzeit, Primiz, höchste Namens- oder Geburtstage.

³²⁾ Foto-Reihe meines Neffen über Brotbereitung ihrer Träger bei dortigen Hochgebirgsexpeditionen.

³³⁾ Ernst Thiele, Waffeleisen und Waffelgebäck, Köln 1959.

³⁴⁾ Bisquitteig (= Emulsion von Ei und Zucker), erst knapp vor 1700 vereinzelt in Kochbüchern auftauchend.

³⁵⁾ „Baumkuchen-Archiv“ von Fritz Hahn, mit ungezählten Text- und Bilddaten hiezu.

³⁶⁾ Vielerlei Nennungen, eigene Erfahrung; K. Haiding, Wie der Prügelkrapfen gebacken wird, ÖZVK, 65. Bd., S. 35–37.

III. PFANNENSCHMALZGEWENDETE TEIGE = PFANNEN- WENDSPEISEN

1. Zerbröckelnd zerstoßene Teige = Schmarren, Muse, in hoher Pfanne auf tischhohem Herd, **-Sterze, -Kocher.** Mehl mit kaltem, siedend überbrennendem oder eiverquirltem Wasser zu Teig, in Schmalz in der Pfanne geschmort, rührend zerstoßen (mit „Muser“) schon als „Übergangsstufen zu Teigspeisen“ (Teigbreie) in der Arbeit über Getreidebreie (Helsinki) besprochen. Mit feineren Mehlen, die nicht „schlatzen“³⁷⁾, auch Milch und Ei hinein = „**Schmarren**“, bis zum „**Kaiserschmarrn**“, als „Oamus“ (Eiermus) bis zum feinsten „Heiligen Müsl“ (Oberes Ennstal, Heiligenabendtag). Auch Beeren, Obst, Schoten mitgeschmort oder dazugegessen. War eine *Grunderkost* unserer Alpenländer: derbe kräftige Alltagskost, die feinere, dem Pfannkuchen ebenbürtige, sehr schmackhafte Festspeise, in tiefer Pfanne auch für viele Esser schnell bereitbar.

Wird weitum auch „Nudel“ genannt, „**Musnudel**“, oder nach Zutat „Schwarzbeernudel“, „Kasnudel“, etc. (Salzburg, Lungau, Murau...).

2. Im Ganzen gewendete Teige = Pfannkuchen.

In leichter Flachpfanne, oft mit Schwung überworfen. War die bessere Speise des Tieferherdgebietes, da ins „Hangeisen“ leicht einsetzbar. In Österreich Speise nach Namen und in Kochbüchern bekannt; im Volke seltener, da viel, viel zeitraubender herzustellen als derselbe Teig als Mus und Schmarrn.

Besonderheit „**Melkermus**“ der Tiroler Sennen³⁸⁾. Sonst unter Fremdnamen – bei heute kleineren Familien – ins Volk gesunken: „**Fritatten**“, dünnerer Teig, feingeschnitten als Suppeneinlage, als „**Palatschinken**“, etwas dicker, gefüllt, gerollt serviert und als „**Omletten**“, dicker, locker, halb über Fülle geschlagen, meist roh-gebacken.

3. Leibchenförmige Teige = Preßnocken.

Eigens geformte Leibchen früher selten. Aber Nockenteig, in diesen eingerührt Beeren, feingeschnittenes Obst, Käse, je ein Löffel

³⁷⁾ Wie ¹⁵⁾. „Schlatzen“ = gleitend sein; der Teig bleibt nach Kochen oder Backen entweder klebender Patzen oder wird unporös fest.

³⁸⁾ E. Hubatschek, Über die Alltagskost beim Tiroler Bergbauern (Schlernschrift 1948), S. 171; u. a.

in die geschmälzte Pfanne, mit Löffel plattgedrückt (=gepreßt), auf beiden Seiten lichtbraun geschmort, viel verbreitet (Salzburg, Tirol, u. a.).

„**Holz knechtnocken**“ entweder in Wasser gekocht, in Pfanne abgeschmalzen oder aus halbhohem Fett ausgeschmort.

B) In geschlossenem Wärmemantel gegarte Teige

IV. IM HEISSEN WASSER-MANTEL = GEKOCHTE TEIGSPEISEN (Karte IV)

1. Abgebröselte Teigknötchen = Farferl (Klumpchen)

Mehl mit Wasser oder Milch und Ei zwischen Handflächen (oder Gabel) reibend abbröseln, in Wasser einkochen, durch geröstete Zwiebel, Schmalz oder Einbrenne verbessern; auch in Milch. Einst überall, viele Abarten; Abend-, Fasttags-, teils Morgenspeise. Auch im gutbürgerlichen Kochbuch der Prato.³⁹⁾

2. Löffelgeformte Teige = Nocken, Spatzen

Mehlteig mit Wasser, kalt oder überbrühend, oder auch Milch und etwas Fett, selten Ei; der weiche Teig mit Löffel geformt in Wasser (Milch) eingekocht oder auch mit Messer vom Brett geschnipselt. Namen „Spatzen“ – „Nocken“ wechseln in ihrer Bedeutung gegendweise; sehr viele Varianten.

„**Krautnocken**“ wie oben, gekocht, dann mit viel gedünstetem Kraut fett abgeschmort, waren das Mittagmahl teils Außendienst machender Holzknechte und Salinenarbeiter, insbesondere der Bergleute bis 1937/38 am Erzberg.⁴⁰⁾

3/4 l im Häferl mitgenommen, am Arbeitsplatz gewärmt.

„**Holz knechtnocken**“, wie oben, in Fett geschmort oder erst wassergekocht. Teils letztere „Spatzen“ genannt. Aus demselben Teig Nocken oder Spatzen oder Mus (Sterz), sehr fett, war die Verpfle-

³⁹⁾ K. Prato, Die Süddeutsche Küche, Graz 1899, 28. Aufl., S. 69, 114, 403.

⁴⁰⁾ Göthsche Serie, nach 1800; mündliche Berichte von Bergleuten und Bergingenieuren: In Bergarbeit tretende Bauernsöhne von weiter her, die sich Verpflegung (Geräuchertes, Speck, Brot) nachsenden ließen, erkrankten – ohne Krautnocken – bald schwer. Erst als ab 1937 die Zulieferung billiger Großmengen Frischobst und -gemüse in die entfernten Hochtäler einsetzte, wurde die gesundheitlich bewährte Altspeise aufgelassen.

gung der Holzarbeiter während der Arbeitswoche auf der „Hütt“⁴¹⁾. (Jedesmal selbst frisch gekocht).

„**Apfel-, Kas-, Schnittlauch-, Zwiebel-, Beerennocken**“ aller Art Mittagsggericht an fleischlosen Wochentagen weitem. (Tirol, Salzburg, Ennstal ...). Fleisch- oder Kasnöckel Samstaggericht (Ennstal).

3. Ballgeformte Teige = Knödel (Kloß, Klump)

Gehörten und gehören an den Fleischtagen der Woche: Di, Do und So; teils auch Mo oder Mi, teils Di entfallen. Samstag immer mit eigenem Gericht außer der Wochenordnung. Oft Halb-Fleischgericht.

Mehlknödel, nur Wasser, Salz, allenfalls Kräuter, gekocht, zu einem Stück Fleisch pro Person nach Gemüseschüssel und leerer Selchsuppe in allen Viehzucht- und Mastgebieten. (Oberes Murtal, Hochschwab, Fischbacher Alpen.)

Fleischknödel in Milchwirtschaftsgebieten. Hier wenig Fleischge-
nuß; meist gealpte große Schafherden, bei Herbsteinstellung Aufwuchs geschlachtet, Fleisch geräuchert. Dies sehr schmackhaft, aber trocken, zähe. Daher feingeschnipselt in den Knödelteig als Hauptgericht. (Salzburg, Tirol, Oberes Ennstal, Vorderstoder u. a.)

„**Tiroler Knödel**“, mit Semmel- oder Brotwürfeln, heute – seit Kartoffeln und Mais, Ausbau der Schweinezucht – meist Schweinefleisch hinein, haben sich erst im 19. Jh. zur berühmten Tiroler Speise entwickelt.⁴²⁾ An Fleischtagen.

„**Fastenknödel**“ für Nicht- und Fleischtage entweder in Einbrennsuppe aufgetischt oder vor Kochen schmalzgebacken, oft stark kräutergewürzter Teig.

Speck- oder Grammelnknödel, Grammeln⁴³⁾ oder Speck entweder in den Teig oder dieser damit eingefüllt.

Seit Kartoffeln neuere Formen: Zwetschken-, Marillen-, Erdäpfelknödel aus **Kartoffel**(Erdäpfel)**teig**.

⁴¹⁾ Nur zu kurzem Wochenende oder festtags nach Hause, dort abwechslungsreicherer Speisezetteln.

⁴²⁾ K. Ilg, Vorarlberger Nahrungsvolkskunde (Jb. d. Vorarlberger Landesmuseumsverein 1954, S. 92); E. Hubatschek, wie ³⁸⁾, S. 165; S. Magda, Wandlungen in der volkstümlichen Nahrungsweise im Paznauntal (Der Schlern, 1964, S. 198, u. a.).

⁴³⁾ Grammeln = Grieben, Rückstand bei Auslassen des Fettes aus dem Schweinespeck.

Knödel selten, ungebräuchlich, fast unbekannt in südöstlicher Steiermark.⁴⁴⁾

4. Gefüllt gerollte Teige = Struggel, Struckel (gekochte Strudel)

Knödel- oder Nudelteig in einen sehr großen, dünneren Fleck ausgewalkt, gefüllt – meist mit Grammeln, Speck, Würzen, auch mit Breien, Breinen, kräutergewürzt, seltener Fleischstückchen – fest zusammengerollt, an den Enden fest abgedrückt und ohne Tuch in Salzwasser gekocht. Meist statt Knödeln an Fleischtagen zum Fleisch. Oft mit Knödeln wechselnd. (Hochschwab, in Obersteier u. weiter)

„**Lungenstrudel**“ in die Fleischsuppe bis in die Jetztzeit Hochzeits- und Festtagsgericht.

5. Gefüllte kleinere Flachteige = Gelegte Knödel oder „Nudel“

Quadratische, etwa faustgroße Teigflecke ausradeln, in der Mitte Fülle darauf (wie oben), ein gleicher Teigfleck darüber gelegt, an den Rändern fest abgedrückt, damit siedfest, sind die „**Zsammgelegten Knödel**“ oder, da nicht ballförmig rund, die „**Viereckerten**“ (Fischbacher Alpen, Salzburg).

Zur „**Kärntner Nudel**“ die runden kleineren Teigflecke halbgefüllt, zweite Hälfte darübergeschlagen, abgedrückt. Besonders viele Arten, mit Topfen, Beeren, gesüßt oder Kräutern, vor allem „Käferfüll“ (Kerbel).

6. Aufgehende Teige = Dampfnudel

Name nicht von Kochen im Dampf, sondern dem angesetzten Triebmittel = „Dampf.“

Riesenknödel in einem Tuch („Fetzen“) gekocht. In Rückzugsgebieten Roggen-, also wohl Brotteige, aber auch weizerne mit Sauerteig (Großartag im Pongau, Lungau), dann gekaufte Bierhefe oder, wo Geld zu knapp, selbstfabrizierten Trieb (Götsche Serie, Koralpe)⁴⁵⁾, in späterer Zeit Germ (Backhefe). Auch als „Kesseinudel“ im Dampf eines Kessels gedämpft (Salzburg). Fertig gegart meist warm auseinandergerissen, mit feingestoßenem Mohn bestreut, mit frisch zerlassener Butter überschmalzen. Samstagmittaggericht, am 24. 12. abends, teils bis in Letztzeit (Modriach, Koraln).

⁴⁴⁾ E. Puntigam, Volksnahrung im Raume Feldbach und Umgebung. Proseminararbeit Graz, 1972.

⁴⁵⁾ Voitsberg, 1842: Ferment aus Kleien, mit siedendem Hopfenaufguß befeuchtet, zu Kuchen geballt, in der Ofenwärme ausgetrocknet.

7. Getrocknet geschnittene festere Teige = Teigwaren („Schnittnudeln“)

Wenig Wasser, mit oder ohne Ei zu sehr festem Teig kneten, rasten lassen, dünn ausrollen, übertrocknen lassen, klein zerschneiden (fein- oder grobnudlig, in Fleckchen etc.). Gleich in Wasser, Suppe, Milch zu kochen oder voll getrocknet als Dauerware aufzuheben.

Hausgemacht in Tirol mit eigener Nudelpresse im Haus, heute viel fabrikhergestellte Teigwaren gekauft.

Volkstümliche Vorform die „**Scharla**“, die backofengedörst nicht zu schneiden, nur zu brechen waren, sehr lange haltbar. Zur Speise nur mit Heißwasser zu überbrühen, zu schmalzen.

Wie VI, 5a, d.

8. Getropfte Teige = Knöpfel

Weichen Teig durch Sieb ins Wasser streichen, kochen. Seltener. Käsknöpfe mit Graukäse und abgeschmort (Vorarlberg). „**Eingetropftes**“ als Suppeneinlage einst mehr bürgerlich.

9. Geriebene Teige = Reibgerstel

Teig ohne Wasser, nur Ei und Mehl.

Mit Reibeisen gerieben zu rollgerstenartiger Form. Kann getrocknet und aufbewahrt werden. Selten. Mehr bürgerlich, als Suppeneinlage. (Ahmt die einst eingekochte Stampf-, später Rollgerste in der Suppe nach.)

V. IN HEISSEM SCHMALZ-MANTEL = SCHMALZGEBÄCKE

Schwimmend in heißem Fett gebacken. Voraussetzung: reichlich Fett, tiefe Pfanne, tischhoher Herd.⁴⁸⁾

Für Festtage vereinzelt einst überall. Typische Alltags- und Festspeise an den sehr regen- und daher milchreichen, aber getreidearmen Nordseiten der Hochgebirge. Hier die Lehre: „Sparen muß beim Mehl, nicht beim Schmalz!“, da überfettete Speisen in kleinen Mengen für viele Stunden sättigen, zudem Bauch, Bewegung und Körper auch bei schwersten Arbeiten an Steilhängen, bei steilsten Bergaufstiegen, nicht behindern. Butterschmalz, gekonnt geläutert aus Alpenbutter, aus nur kurzzeitig gelagertem, angesäuerten Rahm gebuttert, ist von vorzüglichem, leicht süßem, milden Geschmack –

⁴⁸⁾ A. Gamerith, Festliche Brauchtumsgebäcke (oberstes Ennstal), Neue Chronik, Graz, 10. 1958.

mit keinem anderen Fett vergleichbar! Auch ziehen gekonnt bereitete Teige in ihm weit weniger Fett beim Backen in sich, als in anderen Fettarten.

1. Ausgewalkte, festere Teige = Krapfen

a) „Roggene Krapfen“, Roggenkrapfen“, „Blattl“.

Mehl, heißes Wasser, Salz, eventuell etwas Butter zu festem nudelartigem Teig, diesen in eine gleichmäßige große Nudel gewälzt, diese in gleichgroße Stückchen geschnitten (Scheibchen, in Tirol „Zelten“), jedes ausgewalkt zu fingerdickem, mittel- bis großteller-großem Teigblatt; dies schwimmend herausgebacken. Entweder so zu Milch, Kaffee etc. gegessen oder Fülle darauf (Kraut, Rüben, Käse etc.) eingerollt und so verspeist (oberes Ennstal, Salzburg, u. a.). Oder vor dem Ausbacken gefüllt und mit der Fülle verbacken (Nord-tirol u. a.).

„Kärntner Käskrapfen“⁴⁶⁾, „Krapfen“ und „Nudeln“, meist nur halb über die Fülle, dann schmalzgebacken.

Erstere oft an Nicht-Fleischtagen (Ennstal) und Samstagabendge-richt, zugleich ausgeteilt als Sonntags-Morgen- und Mitnehmspeise.

b) „Dünnkrapfen“, „Dünne Krapfen = Blattkrapfen“

Überbrühter Teig aus Weizenbraunmehl oder Feinmehl, in dünnste Flecken gewalkt, in Vierecke geschnitten, herausgebacken. Meist ohne Einschnitt in der Mitte. (Mit solchem, einen Teigzipf durch diesen gezogen – „Hasenohr“ oder „Polsterzipf“, in Koch-büchern.)⁴⁷⁾

Mittwochmittagsgesamt im Ennstal u. anschließendem Salzburg.

c) „Bachkrapfen“, meist aus weißem Mehl, mit Milch und Ei, in letzterer Zeit mit Hefe. Sie lösten die „Roggenen“ ab, besonders Samstag, Sonntag.

d) „Bauernkrapfen“, allüberall zu besonderen Terminen und Festen. Vielfach nach diesen benannt: „Lichtmeßkrapfen“, „Drei-königskrapfen“, „Schnitterkrapfen“, usw. meist Germteige, derbere oder feinere. Als „Zupfkrapfen“ nicht ausgewalkt, Teigpatzeln nur mit Fingern abgezupft (südl. Koralpe); als „Ausgezogene Krapfen“ das Teigblattl so mit den Fingern auseinandergezogen, daß in der Mitte eine Grube über Teigdünnstelle entsteht, zu besserem Durchbacken. Diese „Grübeikrapfen“ (Salzburg) mitunter, selten,

⁴⁶⁾ O. Moser, „zwen chrapfen guot“, Kärntner Landsmannschaft 1964, S. 3–4; L. Miklau, Kärntner Kochbüchl, Klagenfurt 1960, weitere Auflagen.

⁴⁷⁾ Wie ³⁹⁾, S. 423, 421.

gefüllt; als „Spüalkrapfen“, größtellergrößer mit Längseinschnitten, so daß „Spüal“ (= Rippen) entstehen, längliche „Stanglkrapfen“ u. a. Formen; festtags teils mit Honig übergossen.

e) **Hohe Festtagskrapfen** der Alltagskrapfengebiete:

Durch feinere Teige, Füllen von Rosinen, Lebkuchenstückchen (selbstgebacken) u. ähnl. gefüllt, teils mit feinstem Netz aus Eimasse überzogen und geziert. Auch honigbegossen. Da Krapfen hier Alltagsspeise, entweder durch anderen Namen abgehoben: „**Witzel**“, „**Vögel**“, „**Küchel**“, oder Sonderbezeichnung vorgesetzt: „**Fedtlkrapfen**“ (Almabfahrt), „**Runde**“ Krapfler (Form der städtischen Faschingskrapfen), u. a.

f) **Mürbteigkrapfen** = **Mürbkrapfen** („**Moa-Krapfen**“)

Mürbteige mit Rahm, oder Butter im Teig zu bestimmten Festen, oft sinnbildlich geformt: „**Heiligengeistkrapfen**“ (Pfingsten, Ennstal), nur Eier-Rahmteig, dünnste Blätter, mit „Dreh“ mittels Gabel während des Backens = Flügelform, Taube. „**Affn**“⁴⁹⁾, Mürbteig mit viel Zimt, während des Backens im Kreuz polar zusammengeschoben: krause Flügel, Eulenform, zum Brecheln (Fischbacher). Daraus auch Schichtformen gebaut, wieder gebacken; „**Rosenkrapfen**“, „**Krautschädelkrapfen**“, usw., alles besondere Künste, nicht von allen Frauen gekonnt.

„**Spagatkrapfen**“ („**Schnürkrapfen**“), sehr feiner Mürbteig, viel Zimt, Mandeln; etwa dezimeterlange Teigstücke mit Schnur („**Spagat**“) über ein leicht konisches Blechrohr als Form gebunden, in Schmalz getaucht gebacken.⁵⁰⁾ Das Haupthochzeitsgebäck in der Steiermark, aus bürgerlichen Kochbüchern ins Volk gesunken. (Wiegenform!)

g) **Kleinformen von Krapfen**, „**Nussn**“, meist aber „**Nudeln**“ genannt, seltener „**Krapfen**“:

2. Löffelgeformte oder genudelte Kleinformen = Nudeln (Küchel)

Weichere Teige, je ein Löffel voll (wie Nocken ins heiße Wasser) ins heiße Schmalz = „**Schmalznudel**“, oder über einen Füllkern von Käse, Feigenstück etc. „**Kasnudel**“, „**Feigennudel**“. Oder Teige zu langen Schlangen ausrollen = „**nudeln**“, diese dann mit Messer in lauter kleine Scheibchen rollen, jedes rund rollen, alle ins heiße

⁴⁹⁾ A. Webinger, Oberösterreichische Heimatblätter, III/70, S. 67–72.

⁵⁰⁾ Wie ³⁹⁾, S. 422, u.v.a.

Schmalz. Zum leichteren Herausnehmen oft gleich in Blechsieb mit diesem ins Schmalz getaucht, so gebacken. Lassen sich, wie große Zuckerl, leicht an Kinder und Vorübergehende austeilten: bei Alpbabfahrt als „**Rumpelnudel**“ (Murtal), „**Schnurausbeerla**“ (Ennstal), wo viel Topfen = Quark, diesen in Teig: „Säulinge“, „Alpennudeln“, „**Almsäulinge**“ (Hochschwab, Totes Gebirge, um Seckau); zu Fronleichnam „**Prangnudeln**“ (Lungau, Murau).

„**Branntweinnudeln**“ = „Branntweinnuss“ = „Branntweinkrapfler“ fast überall zu einzelnen Arbeits- oder Festtagen. Fertig hellbraun gebackene, Nüssen ähnelnde „Nudeln“ in große Tischschüssel, Brantwein darüber gegossen (= Schnaps, meist hausgebrannter, mit Wasser, Zimt und Gewürzen aufgekocht) und so gegessen; oder, reichlich puren Schnaps, aber beim Hineintragen in die Stube angezündet, als Festlicht oder Scherz (teils Weihnacht, teils Faschingfeier, meist Brechelnacht).

3. Eingegossene Teige = Strauben

Straubenteig mit freier Hand aus Schnabelhefen oder durch Trichter ins heiße Schmalz gegossen („Trichterstrauben“). Durch Handführung beim Eingießen: in gerollter Schlange (häufig, Salzburg, Ennstal, überschichtlich), als „Perchtstrauben“ zur Perchtnacht (5.1.) mit Honig übergossen (Ramsau u. a.); vereinzelt Dornenkrone nachahmend für Ostern (Steirisch-Laßnitz); einfachere Einzelstrauben, für Arbeitszeiten, Besuche, festtags, vielerorts; „Mahderkrapfen“, „Schnitterkrapfen“ auch in der sonst kaum Schmalzgebäckekennen Oststeiermark.

Als dünner Schmarnteig, tröpfchenspitz und sehr gezackt eingegossen = „**gekrauster Nigl**“ oder „**Kranzlkrapfen**“ (mittlere Oststeiermark). Dort auch in eigenem, dreifüßigem tiefen Kleinkessel („Niglkessel“) ins halbtiefe Fett; wenn unterseits gebacken, umgedreht, aufs Gebackene neu Teig aufgegossen, wieder umgedreht, mehrmals bis neunmal: „Hefennigl“ oder „**Neunhäutlnigl**“, auch „**Schöberl**“ genannt. Sehr fette Schwerarbeitskost. Meist nur einer, in Stücken ausgeteilt (Fischbacher Alpen).

4. Getauchte Teigspeisen = Schnitten

Schnitten von Brot, später auch Weißbrot oder Semmel, bestrichen mit Zwetschkenmus oder anderem, auch belegt mit Speckschnitten, Füllen, dann je zwei aufeinandergelegt, in dünneren Teig getaucht, im Schmalz gebacken.

Viele Namen: „**Brotkrapfen**“ (Salzburg), „**Brudernudeln**“ (Pinzgau), in Kochbüchern „Pofesen“.

Auch in Teig getauchte Pflanzen oder Obst- oder Speckschnitten ohne Brot, „**Schnitten**“ genannt, aber auch „**Küchel**“, „**Strauben**“ oder „**Krapfen**“. „Brennessel“-, „Salbei“-, „Lustockschnitten“ (oberes Ennstal), „**Holler**“ (Holunder)**schnitten, -strauben, -küchel**.

Modelkrapfen mittels Blechform (= Model) gebacken. Form ins Heißschmalz getaucht, dann in Teig, Model mit Teig ins Schmalz. Fertig gebacken fällt der Krapfen ab: „**Herzkrapfen**“, „**Sternkrapfen**“, „**Schwammkrapfen**“⁵¹); billige Fabrikmodel noch heute auf Märkten (mittlere Steiermark).

Die „**Neunhäutnudel**“ wurde über einen Milchspan gebacken.

Einer der breiten, dünnen Holzspäne, die man vor Erfindung der Zentrifuge zum Milchabrahmen auf die ganz niederen Holzgebände mit Milch legte, daß man das nächste, dann die weiteren Milchgefäße übereinandertürmen konnte, bis zur Aufräumung – wurde ins Heißschmalz getaucht, dann Teig, beides mehrere Male bis neunmal. Fette Schwerarbeitskost (oberes Ennstal).

5. Getropfte Teige = Tropfgebackenes

Durch ein groblöcheriges Sieb getropfter oder gestrichener Teig, im heißen Schmalz gebacken. Seltene Festspeise.

„**Tropfelkoch**“ (Fischbacher Alpen, Perchnacht).

„Gebackene Erbsen“ als Suppeneinlage der Oberschicht. Heute industriell hergestellt (nicht beliebt!).

Schmalzgebäcke außerordentlich vielartig. Namen wechseln und verschieben sich, wie bei kaum einer anderen Speisegruppe. Gegendweis alles Schmalzgebackene „Krapfen“ genannt, oder Krapfenteige aller Art „Strauben“. Zu den schon genannten Wortgruppen einzelne Arten in verschiedenen Gebieten mit Sonderworten bedacht.

Die **Krapfenrechte** des Gesindes, teils durch die Sitte, für Maiergesinde auf Gutsherrschaften schriftlich genau festgelegt: Zahl, Größe oder Gewicht und Jahrestage, wann und wieviel jedem Mitarbeitenden zusteht.

„**Herrenkrapfen**“ = die städtischen Faschingskrapfen, aus feinem Teige, mit Marmelade gefüllt, mit „Rand“, ballförmig rund, im Volke fremd, dann aber von reicheren Höfen zu Fasching übernommen.

„**Tegelkrapfen**“ = „**Ofenkrapfen**“. Unter dieser Bezeichnung buk die mittlere Steiermark teils ihre Krapfen in den irdenen „Dalken-

⁵¹) M. Fuchs, Bauernkost im Sulmtale (Ztschr. f. Volkskunde, Berlin 1930, N. F. Bd. 1, 39. Jg., S. 26–50).

modeln“ (die für „Böhmische Dalken“ Händler vertrieben, ohne daß diese Speise hier gekannt und üblich war) im Ofen. Diese gehören als Ofenspeise schon in die folgende Gruppe:

VI. IM HEISSEN HEISS-LUFT-MANTEL = OFENGEBÄCKE

- | | |
|---|-------------|
| 1. Ungesäuerte Brote | Flachbrote |
| 2. Gesäuerte Brote, Brötchen, Gebildbrote | Hochbrote |
| 3. Weiß-, Fest- und feine Gebildgebäcke | Feinbrote |
| 4. Honigkuchen, Lebzelterei | Honigkuchen |

Diese 4 Großgruppen können raummäßig hier nicht mehr eingefügt werden. Sie gehören auch nicht zu den „täglichen Kücheheimnissen“. Im Hause nur fallweise, großteils vom Gewerbe übernommen. Auch schon vielfach bearbeitet, bekannter.

5. Flachdünne Hefeteige = Fladen

a) Wasser-Mehl-Teige = Dünnflecken

Aus dunklerem Weizenmehl, auch weißem, selten aus Roggenmehl o. a. mit Salz und Wasser, Teig, dünnst in sehr große Flecken ausgewalkt, nach dem Brot im warmen Backofen gedörst, leicht gebräunt. Als Dauerware aufzuheben, als Proviant mitnehmbar. Heißen auch „Scharl“, „Scharling“, „Scharla“ (weitum), auch „Pölsen“ im Osten (ungarischer Einfluß?), „Linsnudel“ im südwestlichen Grenzgebiet (slowenisch von „Mlinzn“?), im Salzkammergut aber „Ascherzelten“ (Aussee).

b) Gesäuerte Teige = Brotflecken

Beim Brotbacken aus Brotteig tellergroße, finger- oder halbfingerdicke Flecken auswalken, einstechen, vor Glutauskehren vor Backen, die Glut in der Mitte des Ofens etwas auseinanderziehen, schnell und kurz einen Teigfleck in diesen Glutkranz einschupfen, gleich umkehren, herausnehmen und den nächsten hinein. Der Ofen darf nicht zu sehr auskühlen, sonst wird das Brot danach nicht mehr. Brotflecken werden warm gegessen, mit Öl, Butter, Rahm oder Quark bestrichen; zur Jause, zur Hauptmahlzeit oder zum Zwischessen für Kinder.

c) Mürb- oder Germteige = Feinere Flecken

Aus feineren Teigen, wie immer gewünscht, sehr große, flachdünne Flecken mit etwas aufgebogenem Rand, nach dem Brot gebacken, oder Kleinofen eigens dafür geheizt; vor dem Backen mit

Äpfeln, Zwetschken, Quark, etc. belegt, oder nach dem Backen Honig, Mohn, Nüsse etc. darauf; Mittagsspeise, auch einige Tage aufhebbar.

Weitere Speisenformen aus Flecken:

d) Gebrochene, gedörrte Dünnteige = Scharl

Obige „Dünnflecken“ gedörrt, werden in Kleinstückchen gebrochen (sind so oder ganz aufzubewahren), zur Speise mit Heißwasser zum Aufquellen begossen, mit gerösteter Zwiebel reich überschmalzen. Schnelfertigergericht, bei drängender Arbeit in Zeitnot. Vermutlich Urform unserer Teigwaren. Diese „städtischen“ müssen, da nur getrocknet, länger gekocht werden. Dafür sind sie, weich und leicht, in saubere Kleinformen schneid- oder preßbar. Scharl heute noch!⁵²⁾ (Im Lungau, um Murau verschwunden. Das Wort übertrug sich dort auf Altbrotreste, die ebenso überbrüht und überschmalzen werden: = „Scharling“.)

e) Geschichtete Flecken = Blattstock

Flecken, vor allem die feineren, auch mit Fülle, nur mit Fett, Öl, Rahm o. a. bestrichen, übereinandergeschichtet, damit sie gut durchziehen, dann radial, wie eine Torte, angeschnitten (Südoststeiermark).

In Tirol und Westkärnten einst ebenso mit schmalzgebackenen Blattkrapfen üblich, „**Blattlstöck**“. Seit Einführung des Backrohres oder von Kleinbacköfen werden die Teigblattn dafür auch im Heißraum gebacken.

f) Halbüberschlagene, dickere Flecken = Balassen

Flecken aus derberem Teige auf einer Fleckenhälfte dick mit Fülle belegt, die andere Hälfte darübergelegt und diese Halbflecken-Form gebacken. Fülle: gedünstetes Kraut, Rüben, Äpfel, anderes Obst, Rahm dazu, Quark. Vielkorbweise gemacht zum Brecheln (hier der End-Erntefesttermin). Schon Übergangsspeise zu Strudeln.

6. Gerollte, gefüllte Dünnteige = Gebackene Strudel

Später auch aus Germteigen. Derbere oder feinere Strudelteige ausgewalkt, die feineren (Mehl, Öl) meist sehr dünn übertischgroß hand-angezogen, mit Fülle belegt, eingerollt zur Schlange. Diese Rolle spiralig eingelegt in „dreischinkige Tegel“ (=niedere runde

⁵²⁾ Bäcker um Weiz (mittl. Ostsmk.) erzeugen und verkaufen Scharlflecken für die bäuerliche Umgebung.

Reinen aus Ton mit drei Kurzfüßchen) und auf Heißfläche oder verglimmenden Glutresten im Ofen gebacken. Seit Backrohr in fußlosen Geschirren oder auf Backblechen. Füllen: Alle Arten Beeren und Obst, meist mit Quark, etwas Rahm, Grieß, Feinbreien oder gedünstetem Süß- oder Sauerkraut, Rüben, Grammeln oder Speck, Kürbis. War eine Hauptspeise der Ost-, vor allem der Südoststeiermark und des Burgenlandes.

Die derberen Strudel Mittagsgericht an Wochentagen, nach Suppe und Gemüseschüssel (Grüner Salat, Bohnen etc.), die feineren für Sonderanlässe.

Weinbeerstrudel das höchste Festessen im genannten Gebiet mit viel getrockneten Weinbeeren, sehr feiner Quarkfülle, mit viel Eiern und süßem Rahm (= Sahne).

Westlichere Gebiete seit Küchenherd mit Backrohr die anziehenderen Strudelarten übernommen (Apfel-, Schwarzbeer-, Topfenstrudel).

In Oberschichten durch verfeinerte Teige und Füllen mit in Butter gerösteten Semmelbröseln verfeinert. Heute durch Zeitnot und Schnellbereitung Feinheit wieder abgesunken.

7. Brotteige in geschmälzten Formen – zum Tunken = der, die Nudl

Etwas Brotteig abzweigen, in eine gut gefettete Rein oder Schüssel einnudeln, später als die Laibe für Brot in den Backofen nach-einschließen. Ist durch Schmalz und viel fette Rinde feiner als Brot.

„**Nudeltunk**“: gebackene Nudl zerrissen, kleinbissenweise mit der Gabel „getunk“ (eingetaucht) in „**Läutrach**“ (Rückstand beim Läutern von Butter zu Butterschmalz), heißes Butterschmalz, oder, ärmlicher, in Krennkoch oder anderem Milchbrei.

Interessante Speise, einst verschiedentlich im Salzburgischen, im Lungau, dem oberen Murtales.

Samstagabendgericht, an einzelnen Arbeits-, Wochen- oder Sondertagen auch mittags.

Genannt: **die Nudl**, wenn eine von mehreren, **der** Nudl, wenn ein einziges Stück, auch „**Reinnudel**“, „**Schüsselnudl**“, als im Backrohr hergestellt „**Rohnudl**“.

Später von hellem Roggen- oder Weizenmehl, zur Unterscheidung von alter „Brotnudl“, dann „Woazerne Nudl“ genannt, oder „Reinwider“ und „**Reinling**“, oder nur „**Woazerner**“, dann mit neueren Worten für Germbröte und -kuchen. Wahrscheinlich sehr

alte Speise. Brot einst kostbar, das Seltene verbessert. Mit Läu-trach sehr schmackhaft!⁵³⁾

Die Vermutung liegt nahe, daß feinere Gebäcke in Reinen darauf zurückgehen, wie der „**Kärntner Reinling**“; was allerdings noch genauer zu prüfen wäre.

8. Hefeteige

Germbröte und -kuchen

(Hefe = Germ)

a) Gebäcke in Reinen = Reinling

Die Brotnudel ablösend als das Festgebäck in Kärnten, teils oberem Murtal, frühere Belege Salzburg,

b) **In hutartig hohen Formen** als **Schober** in Nordweststeiermark, weit ins Oberösterreichische hinein,

c) **In Form mit Mittelzapfen (Gugelhupf)** allgemein sich verbreitend, oft auch unter alten Namen.

Germbröte, Germkuchen, meist auf Backblech gebacken, können, wie gefüllt gerollte Germstrudel oder die festlichen, Mohn oder Nuß gefüllten Putitzen hier nicht mehr aufgeschlüsselt werden. Bezüglich der **Gebildbröte** sei vorerst auf die Arbeiten von **E. Burgstaller** verwiesen⁵⁴⁾.

9. Kleingebäcke aus Hefe-, Mürb- und Backpulverteigen Klein- und Feingebäck

Hefe- und Backpulver-Erfindung haben mit Feinstmehlen und Zucker und weiteren Bedingungen zur Wiener Mehlspeisküche eine Unzahl neuer Bäckereien, Kuchen, Fein- und Kleingebäcke, Leckereien gebracht, wenn auch größtenteils auf alten fußend.

Die Rezepte dazu sind in Kochbüchern, Zeitschriften, Literatur und Fachbüchern schriftlich niedergelegt und so noch lange greifbar. Hier harren viele Aufgaben für Jüngere – die meine endet.

⁵³⁾ Magda wie ⁴²⁾ S. 196 f.; Volkstümliche Nahrungsweise im Paznaun- und Ötztal, Diss. Innsbruck 1963.

⁵⁴⁾ E. Burgstaller, Festtagsgebäcke, Karten und Text im Öst. VK-Atlas, Linz, 1959; Brauchtumsgebäcke u. Weihnachtsspeisen, 1957; Allerseelenbrot 1970.

VII. KOMBINATIONEN

Hier wären jene Speisen einzuordnen, zu denen verschiedene Backtechniken nacheinander oder abwechselnd dienen:

Toast, zu dem ofengebackenes Brot auf Heißplatte geröstet wird, **Zwieback**, zweimal gebackene, gekochte Breie als **Auflauf** im Ofen gebacken, **Pofesen**, Semmelschnitten, erst ofen-, dann schmalzgebacken, usw.

OFEN- und HERDGEBIETE IN ÖSTERREICH

Ganz Westösterreich kannte vor Einführung des neuen Sparherdes keinerlei Backspeisen aus Heißluftträumen, außer Brot. Der schwer zu heizende Steinbackofen, nur wenige Male im Jahre geheizt, diente den Broten, seien es Jausen-, Suppen- oder Festtags- oder derbe Gebildebrote. Alle Gebäcke waren **Schmalzgebäcke**.

Dies stellen Magda und Hubatschek⁵⁵⁾ eindeutig für Tirol fest, Karl Ilg⁵⁶⁾ berichtet dasselbe aus Vorarlberg und sagt, daß erst jetzt die Frauen in Kurse über Kuchenbacken gingen, dies war bis dahin unbekannt. Dasselbe vollständige Fehlen aller Ofengebäcke vor dem Backrohr stellte ich für das obere Ennstal fest.⁵⁷⁾

Gewiß wird da und dort einmal ein „Ofenkater“ oder „Ofenstoß“ erwähnt, als Besonderes (Salzburg, Salzkammergut, etc. als Ausnahme und Gutes. Wo der Zimmerkachelofen eine „Durchsicht“ hatte oder wo sich des Winters das Einheizloch des Ofens handlich anbot, war eine gelegentliche Mitnutzung für eine Speise naheliegend. Doch das Hauptbild der Speisenlandschaft wird durch diese Ausnahmen eher bestätigt.

Heute sind die besten Ofenspeisen, im Backrohr bereitet, auch im alten Herdgebiet eingebürgert. Doch das Schwergewicht liegt noch weitaus auf „Herdspeisen“.

Umgekehrt fanden sich im Oststreifen Österreichs, insbesondere Südoststeiermark und Burgenland, sehr viele Ofenspeisen: von ge-

⁵⁵⁾ Wie ³⁸⁾ und ⁵³⁾.

⁵⁶⁾ Ilg wie ⁴²⁾.

⁵⁷⁾ Wie ⁴⁸⁾, ²⁰⁾. Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums, Graz 1976.

backenen oder weich gegarten Breiten⁵⁸⁾ über Flecken, Balassen zu vielartigen Strudeln und Putitzen. Hier wurden Faschingskrapfen im Ofen gebacken. Hier waren Ofenspeisen weit höher geschätzt als gekochte Herdgerichte. Schmalzgebäcke waren hier seltene Ausnahme („Strauben“ zu Mahd oder Drusch).

Hier sind aber auch wassergekochte Teigspeisen kaum gebräuchlich. Zum Beispiel keine Knödel. Jahrelang habe ich dieses Gebiet durchwandert, mit dem Rade abgefahren, war beruflich tätig, habe alle erreichbaren Alten ausgefragt: **keine** Knödel.

1972 legte der Student **Puntigam** eine Proseminararbeit⁵⁹⁾ über die derzeitige Nahrung um Feldbach vor. Als Hauptschullehrer hatte er von seinen Schülern aus der Stadt Feldbach und aus 12 umliegenden Dörfern täglich den häuslichen Speisenzettel aufschreiben lassen. Es war kein einziger Knödel darunter!

Er selbst erwähnt in der Gesamtarbeit **einen**: Beim „**Knödel-eisschießen**“ der Eisschützen im Wirtshaus. Das ist ein sportlicher Landesbrauch der Eisschützenvereine. Der wurde natürlich mitgemacht.

Auch hier überdauern die Speisesitten und -gewohnheiten lange den Anlaß, aus dem sie entstanden.

Volksmeinung und Bewertung Präferenz und Tabu

Man muß erst die Speisen kennen, über deren Bewertung man spricht. Man muß alle sachlichen, klimatischen, arbeitstechnischen Bedingungen kennen, bevor es sinnvoll ist, auf eine Wertung durch den Menschen – sei diese instinktiv, bewußt oder geistig – einzugehen.

Wie stand das Volk zu Mehlspeisen, wie zum Fleisch, wie zur Mehlfettkost selbst, welch einzelne Teil-Tabus gab es?

⁵⁸⁾ Einst nur von Reformern, heute Ernährungswissenschaft, teils Ärzten; „Schulbrottests“ mit Vollkornbrotten, von FAO initiiert, usw.

⁵⁹⁾ Dieselbe Ackergröße kann, wenn ihre pflanzlichen Erträge unmittelbar als Nahrung dienen, die **m e h r - b i s n e u n f a c h e** Anzahl Menschen ernähren, als auf dem Umwege der Verfütterung über das Tier (je nach Frucht- und Tierart).

Nichts in der lebendigen Welt ist einlinig, sondern alles bewegt sich polar in Gegensätzen, die sich gegenseitig in Schach halten, wie Schlaf und Wachen, Einatmung und Ausatmung, Sonne und Regen, oder vielpolig, so daß vielerlei sich durcheinanderschlingt. So sind auch in der Speisenbewertung manch gegensätzliche, gleichsam miteinander tauziehende Impulse festzustellen.

Sie darzustellen und mit lebendigen Beispielen zu belegen, ist in dieser Arbeit ausgeschlossen, will man Oberflächlichkeit vermeiden. Doch ist dafür hiemit eine Grundlage gelegt.

Biologischer Durchblick

Alles unendliche Mühen um Techniken zur Aufschließung und Zubereitung der Getreide als menschliche Nahrung begleitet in unzähligen Abarten der Verfahren die gewaltigen Werde-Epochen der Menschheit über die Erde.

Alle „Fortschritte“ enden gegenwärtig in der Tendenz zu gewalt-sam „rationellster“ Schnelltechnik für Herstellung billiger, genüß-licher Fabrikate.

Aber immer unüberhörbarer werden Erkenntnis und Ruf zur Fragwürdigkeit raffinierter Mehle und Zucker. Demgegenüber beob-achten wir zweierlei Reaktionsweisen:

Entweder Übergang zu Nahrungsmitteln tierischer Herkunft bei weitgehendem Meiden von Getreiden – oder Propaganda für „Voll-korn“, d. h. Genuß der Naturkörner samt allen Hüllen; sei es roh, heißwalzengepreßt (Flocken), gekeimt, gekocht, gebacken oder wie immer. Sehr vieles wird heute dazu versucht.

Beide Extreme sind zeittypisch, verständlich aus der Notsitua-tion, aber auf Dauer kaum sinnvolle Zukunftswege. Denn Nahrung, nur oder überwiegend vom Tiere, kann ebenso, nur andersgeartet Schäden hervorrufen. Zudem verwertet das Tier die aufgenommenen Nährstoffe für sich, sein eigenes Lebensgeschehen, und nur ein Bruchteil davon dient menschlicher Nahrung. Soweit durch Bevölkerungszuwachs Welthungersgefahr droht, wäre Fleischgenuß nur in dem Maße zu verantworten, als Tierdünger zu humussteigern-der Dauerfruchtbarkeit der Böden, und soweit ackermäßig nicht

nutzbare Weideflächen der Beweidung dienen, oder Wild und Fisch ohne Überhegung gehegt werden.⁶⁰⁾

Getreide sind wertvollste Nahrung des Menschen. Alle großen Kulturvölker und deren Hochkulturen basierten auf Getreiden als Haupt- und Grundkost.

Deren Naturform als **V o l l k o r n** samt allen Zelluloseschalen zu genießen, kann zwar zeitweise sehr erfrischend und heilsam sein – wie Freizeitwochen in Meereshöhlen oder Waldwildnis. Doch wie wir kaum wieder Höhlenbewohner oder Eiszeitjäger werden – so völlig unmöglich ist das Extrem, den geschichtlichen Werdegang und alles bisherige menschliche Mühen mit praktischem „Kopfsprung in die Urzeit“ einfach zu verleugnen.⁶¹⁾

Aber sicher stehen wir vor Mauern und neuen Toren.⁶²⁾

Heute, nach Ende der großen abendländischen Kulturphase, in enormer Krisis des Menschen, des „grenzenlosen“ Wachstums seiner Werke, wie der Erde, müssen wir auf allen Lebensgebieten des Seins – und so auch der **G e t r e i d e b e h a n d l u n g** für Grundspeisung – neue, sich in die weisheitsvolle Schöpfungsordnung eingliedernde Lösungen suchen – mit wissenschaftlichem Rüstzeug, schauendem Denken und Erkennen, aber auch den überreichen Erfahrungen aller Völker und Zeiten, mit all ihrem einstigen, teils noch unbewußt instinktsicherem Tun und Können.

Aufgabe der Volkskunde, Ethnologie und Anthropologie als Wissenschaften ist es zunächst nicht, Lösungen zu suchen, zu finden oder zu vertreten. Wohl aber, aus genauester Beobachtung und vollster Ge-

⁶⁰⁾ Massentierhaltung, deren Dünger unverwertbar, durch Schadstoffe eine Umweltgefahr ist, erscheint auch aus ethischer wie gesundheitlicher Sicht fragwürdig.

⁶¹⁾ Sogar von Tieren verzehren in Freiheit meist nur jene die Naturkörner, die ein eigenes Organ dafür besitzen: Vögel den Kropf, Wiederkäuer den Pansen; Nagetiere nagen fein säuberlich den inneren Nährkern heraus, lassen die Zellulosehüllen liegen.

⁶²⁾ Heutige „Kleien“ enthalten zweierlei: die sehr wertvolle Aleuronschichte und feine wie grobe Zelluloseschalen, naturbestimmt nur Schutzhülle, wie die Nußschale für die Nuß. Beide sind engst verwachsen, durch Gewalt und schnell nicht trennbar (oder nur bedingt und ungenügend). Alte biologische Verfahren auf Zeit erreichten Selbstlösung zugleich mit Vorfermentieren des Nährkernes.

wissenschaftigkeit Erkundungen dazu durchzuführen, zu sammeln und als Unterlagen bereitzustellen.

Je hingebender und getreuer, auf das scheinbar Unbedeutendste achtend, sie dies ausführt, desto besser dienen wir unserer Wissenschaft wie der Bewältigung menschlicher Zukunft.

Vorgelegt und als Referat gekürzt gehalten auf der 3. Internationalen Konferenz für ETHNOLOGISCHE NAHRUNGSFORSCHUNG 1977 in CARDIFF (Wales).

Der Konferenzband mit allen Beiträgen in englischer Sprache enthält die genannten KARTEN (SKIZZEN), die hier aus Kosten- und Raumgründen entfallen.

Chronik der Volkskunde

Karl von Spieß zum Gedächtnis

Das Jahr 1880 hat, wie man aus Berichten über viele Feiern, Gedenkstunden, Gedenkschriften usw. entnehmen kann, eine große Zahl von bedeutenden Menschen in diese Welt entsandt. Künstler, Schriftsteller, nicht zuletzt Gelehrte der verschiedensten Fächer. Für die in Österreich betriebene Volkskunde hat dieses Jahr Karl von Spieß angeboten, und sie hat ihn, wenn auch nicht ohne manche Umwege, in ihre Geschichte eingehen lassen.

Karl von Spieß ist am 20. April 1880 geboren worden und am 1. Juli 1957 gestorben. Diese 77 Lebensjahre hatten ausgereicht, um ein eigenartiges Lebenswerk entstehen zu lassen: Man kann als seinen Kern vielleicht am ehesten eine Hauptleistung erkennen, nämlich die mythologische Betrachtung der bildenden Volkskunst. Hatte Michael Haberlandt die Sammlung und erste Darstellung dieses merkwürdigen Gebietes „Volkskunst“ eingeleitet und in seinem Museum und mit seinem literarisch-bildlichen Hauptwerk „Österreichische Volkskunst“ auch durchgesetzt, so stand v. Spieß als der von einem gewaltigen prähistorisch-archäologisch-mythenkundlichen Wissen erfüllte Betrachter daneben und konnte zu sehr vielen Einzelercheinungen, Ketten und Gruppen von Motivgestaltungen bildhafter Art aussagen, daß es sich dabei um die jeweilige Ausformung einer mythischen Idee handle. Für ihn war beispielsweise die „Weinbeergoaß“ niemals nur ein Holzgestell, das zur Lesezeit mit Trauben behängt wurde, sondern sie war eine Ausgestaltung der mythischen Idee „Tier der Fülle“, von dem in so vielen Märchen erzählt wurde. Dabei hatte v. Spieß die methodische Zucht naturwissenschaftlicher Schulung, wie er sie für seinen immerhin manche Jahre hindurch ausgeübten Beruf als Mittelschulprofessor benötigte. So kam es, daß man seine „Bauernkunst“, das Haupt- und Grundwerk der ganzen Richtung, auch nach den Grundstoffen der Herstellung der Volkskunstgestaltungen lesen konnte, auch wenn die Betrachtung nach der inneren Sinngebung das Hauptanliegen des Verfassers gewesen war. Die Weichen dazu waren seit seinen frühesten Arbeiten schon gestellt; der nicht zuletzt durch Michael Haberlandts in Lieferungen erschienenem Hauptwerk immer umfangreicher gewordene Stoff vermochte die Leitlinien nicht zu verschütten.

Gewiß arbeitete von Spieß auch nach seinem Hauptwerk weiter. Die beiden mächtigen Bände der „Marksteine der Volkskunst“ und der anderthalb Jahrzehnte später noch erschienene schmälere Band „Neue Marksteine“ bezeugten seine Ausgriffe nach immer weiteren Themen aus jener „mythischen Welt“. Die Forschung auf dem Gebiet der bildenden Volkskunst ist ihm stets nur zögernd gefolgt, obwohl sicherlich mehr an Sammlern und Bearbeitern von ihm beeinflusst waren, als man sich zugeben mochte. Aber das jeweilige Absinken in einen eigentlich nicht sehr fruchtbaren Positivismus war vielleicht eine fast notwendige Folgeerscheinung jener Art von mythologischer Interpretation, die von Außenstehenden mitunter als „Deutung“ angesprochen wurde. Dem hat von Spieß immer kräftig widersprochen: Er wollte nicht deuten, sondern nur klarmachen, daß die Dinge jener Volkskunstwelt ihre eigene „Bedeutung“ besaßen, ja besitzen mußten, wenn sie überhaupt einen eigenen Wert haben sollten. Und das ist eigentlich im Grunde auch das Wesentliche geblieben: Man brauchte der „mythologischen Interpretation“, wenn man vereinfacht so sagen will, nicht unbedingt zu folgen; aber man mußte und konnte anerkennen, daß die Werke der bildenden Volkskunst eigenen Gesetzen folgten. Dafür hat Karl von Spieß die Grundlagen gelegt, und das sei zu seinem Angedenken hundert Jahre nach seiner Geburt noch einmal dankbar ausgesprochen.

Leopold Schmidt

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde

Die ordentliche Generalversammlung 1980 des Vereins für Volkskunde in Wien wurde termingerecht innerhalb des ersten Jahresquartals am Freitag, dem 14. März 1980, um 17 Uhr im Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien I, Seilerstätte 26, bei starker Beteiligung von Vereinsmitgliedern aus Wien und aus den Bundesländern abgehalten. Es wurde folgende Tagesordnung abgehandelt: 1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1979, 2. Kassenbericht des Vereins für das Jahr 1979, 3. Bestellung der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans, 4. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern, 5. Allfälliges.

1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde sowie der Arbeitsgemeinschaften des Vereins für das Jahr 1979

A. Verein für Volkskunde in Wien

a) Mitgliederbewegung: Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde in Wien hat mit Jahresende 1979 die Zahl 707 erreicht, womit die seit längerem angestrebte Grenze von siebenhundert Mitgliedern überschritten werden konnte. Bei insgesamt 41 Neuanmeldungen und 31 Abgängen (5 Todesfälle, 15 Austritte, 11 Streichungen) ergibt das einen reinen Zuwachs von 10 Mitgliedern gegenüber dem Stand des Vorjahres. Der Verein hat das Ableben der

Mitglieder Ernst Brunner (Luzern), Dr. Franz Colleselli (Innsbruck), Gertrud Eigl (Wien), Roland Lederer (Graz) und Dr. Georg Schreiber (Wien) zu bedauern gehabt. Dem verstorbenen Direktor des Tiroler Volkskundemuseums, wirkl. Hofrat Dr. Franz Colleselli, wurde in dieser Zeitschrift ein Nachruf mit einer Gesamtbibliographie gewidmet.

b) Vereinsveranstaltungen: Abgesehen von den beiden Sommermonaten Juli und August 1979 hat der Verein monatlich wissenschaftliche und volksbildnerische Veranstaltungen durchgeführt. Die Gesamtzahl der Veranstaltungen im Jahr beträgt 14: 7 wissenschaftliche Vorträge, zum Teil mit Filmvorführungen, 2 Studienfahrten, 1 Studientag, 1 zweitägige Tagung, 2 Ausstellungseröffnungen und 1 Tag der offenen Tür.

Im einzelnen fanden statt:

19. Jänner 1979: Vortrag mit wissenschaftlichem Film von Direktor Dr. Klaus Beitzl (Wien): „Fastnacht und Funkensonntag in Schruns, Montafon (Vorarlberg)“ mit dem Film der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie C 1370 aus der Reihe „Faschingsbrauchtum in Österreich“;

23. Februar 1979: Vortrag mit Lichtbildern von ao. Univ.-Prof. Dr. Hermann Aichmaier (Wien): „Augenamulette, Augenvotive und alte Brillen“;

23. März 1979: Ordentliche Generalversammlung 1979 mit dem Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Helge Gerndt (München): „So feiern die Bayern! Eine Dokumentation zur Festkultur und ihre Rezeption in der Öffentlichkeit“;

20. April 1979: Vortrag von Univ.-Assistent Dr. Dieter Weiss (Graz): „Sachkulturelle Zeugnisse in Museen und Sammlungen in der Steiermark“;

9. Mai 1979: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Dipl.-Ing. Gerhard Maresch (Wien): „Die Heimatstube in der Loich“.

12. Mai 1979: Exkursion in das niederösterreichische Voralpengebiet und in die Loich;

18. Mai 1979: 41. Studienfahrt zur Eröffnung und anschließenden Erstbegehung des „Bildstockwanderweges Gobelsburg“ und der Eröffnung der Sonderausstellung „Alte Volkskunst in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelsburg sowie zur feierlichen Überreichung der vom Verein für Volkskunde in Wien 1979 für besondere Verdienste um die Volkskunde verliehenen „Michael-Haberlandt-Medaillen“;

20. Juni 1979: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Univ.-Prof. Dr. Walter Hirschberg (Wien): „Frosch und Kröte in der Kulturgeschichte der Menschheit“;

29. Juni 1979: 42. Studienfahrt nach Eisenstadt und Kittsee (Burgenland) zur Besichtigung des Burgenländischen Landesmuseums und zur Sommerakademie im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee mit Eröffnung der Sonderausstellung

„Alte Volkskunst aus dem Egerland“ und Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Nils-Arvid Bringéus (Lund/Schweden): „Die Altweiber auf dem Glasberge. Über Interpretationsmöglichkeiten in der Volkskunst. Eine Fallstudie“, und musikalischer Veranstaltung „Balladen im Schloßhof. Taten und Moritaten aus dem Burgenland“ mit Mag. Sepp G m a s z und dem Heanzenquartett; unter Mag. Rudi Pietsch;

27. September 1979: Eröffnung der Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek“ des Österreichischen Museum für Volkskunde und musikalische Darbietung „Junge Leute spielen auf alten Instrumenten“, kommentiert von Prof. Walter D e u t s c h ;

13. Oktober 1979: 43. Studienfahrt gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien in das Burgenland (Oberschützen/Heimatomuseum, Oberwart/Magyarisches Heimatmuseum, Stinatz/Kroatisches Heimatmuseum);

20. und 21. Oktober 1979: 19. Niederösterreichische Volkskundetagung „Volkskundliche Forschungsergebnisse aus dem geographisch-historischen Raum des Dunkelsteinerwaldes“ des NÖ. Bildungs- und Heimatwerkes mit den Vorträgen von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold S c h m i d t (Wien): „Sagen und Legenden aus dem Dunkelsteinerwald“; Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil S c h n e e w e i s (Wien): „Flurdenkmale im Dunkelsteinerwald“; Oberrat Dr. Hermann S t e i n i n g e r (Wien): „Die Rechtsaltertümer im Viertel ober dem Wienerwald“; Ganztagesexkursion unter der Leitung von Univ.-Dozent Dr. Wolfgang H ä u s l e r (Wien);

26. Oktober 1980: „Tag der offenen Tür“ mit Führungen und musikalischer Darbietung „Junge Leute spielen auf alten Instrumenten“ im Rahmen der Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek“ des Österreichischen Museums für Volkskunde;

16. November 1979: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Museumsleiter Oberkustos Dr. Maria K u n d e g r a b e r (Stainz/Steiermark): „Entstehung und Aufgaben der Außenstelle Stainz des Steirischen Volkskundemuseums“.

c) V e r e i n s p u b l i k a t i o n e n : Das vom Verein für Volkskunde in Wien unter der Schriftleitung von Klaus B e i t l und Leopold S c h m i d t herausgegebene Fachorgan der österr. Volkskunde, die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, erschien als XXXIII. Bd. der Neuen Serie (82. Jg. der Gesamtreihe) auch 1979 wieder regelmäßig in 4 Heften mit einem Gesamtumfang von 364 Seiten. Die Gesamtauflage betrug je 1100 Stück. Die Zahl der Dauerbezieher konnte annähernd gehalten werden. 25 Neubeziehern stehen 30 Abbestellungen bzw. Streichungen, die wegen mehrjährigen Zahlungsrückstandes vorgenommen werden mußte, gegenüber, die Anzahl der Zeitschriftbezieher beträgt demnach 841, davon sind 182 Tauschpartner. Diese Treue der Zeitschriftenbezieher ist besonders bemerkenswert, da ab 1979 das Abonnement auf S 270,- bzw. S 180,- (für Mitglieder) erhöht werden mußte. Es wird somit von den Mitgliedern ein hoher Betrag an Eigenmitteln für die Finanzierung der Zeitschriften aufge-

bracht. Die Druckkosten können damit aber dennoch nicht abgedeckt werden, was nur durch die Gewährung von Druckkostenbeiträgen seitens der öffentlichen Hand möglich war. Für Subventionen hat die Vereinsleitung dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und den Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien zu danken.

Vom Nachrichtenblatt des Vereines für Volkskunde, „Volkskunde in Österreich“ erschienen ebenfalls wieder – zum Teil sogar in verstärktem Umfang (mit insgesamt 48 Seiten) – 10 Folgen des 14. Jahrganges. Dieses von Klaus Beitzl redigierte Mitteilungsblatt erhalten die Mitglieder als Serviceleistung des Vereins für Volkskunde. Die Auflage betrug 1300 Stück. Es wird nun auch an die Mitglieder des Vereines „Ethnographisches Museum Kittsee“ kostenlos abgegeben.

Vor Weihnachten wurde zum zweiten Mal eine Kunstkarten-Aktion gemeinsam mit dem Museum für Volkskunde durchgeführt. Es wurde eine Serie von 12 Karten mit Jahreszeiten-Motiven aus der österreichischen Volkskunde an die Mitglieder verschickt. Von den 874 Serien wurden 60% angenommen und der Betrag von S 60,- bezahlt, 200 Stück (ca. 25%) retourniert, ein geringer Rest ging „verloren“. Man kann die Aktion im wesentlichen als erfolgreich bezeichnen.

d) Bibliographische Arbeitsgemeinschaft: Die vom Verein für Volkskunde im Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs verlegte „Österreichische volkskundliche Bibliographie“ wurde 1979 mit der Folge 9–10 (Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1973 und 1974) mit 2710 Nummern fortgesetzt. Der nächste Doppelband 11–12 (für die Jahre 1975–76) ist bereits in Druck. Der Abgabetermin für die bibliographischen Nachweise der Jahre 1977 und 1978 wurde mit Ende März festgesetzt, um eine kontinuierliche Herausgabe zu gewährleisten.

Sämtliche Mitglieder der Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft wirken auch an der Erstellung des österreichischen Anteils der „Internationalen volkskundlichen Bibliographie“ (Schriftleitung Rolf. Wilh. Brednich) mit, deren Band 1975/76 im letzten Jahr erschienen ist. Für die Jahre 1977/78 wurden die Angaben geliefert.

(Franz Grieshofer)

e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung:

Die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft im abgelaufenen Berichtsjahr erstreckte sich wie bisher hauptsächlich auf zwei Bereiche: die in kleinem Rahmen durchgeführten Inventarisierungsarbeiten an der Bildstockkartei in Floridsdorf bei Herrn Harald Boesch einerseits und die der Öffentlichkeit zugänglichen Aktionen, wie Vorträge und Tagungen, andererseits. Eine gewisse Mittelstellung nehmen die zahlreichen telephonischen und schriftlichen Anfragen bzw. Auskunftserteilungen ein, die im Museum, in Floridsdorf sowie durch Univ.-Lektor Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis abgewickelt wurden. Zur Aufrechterhaltung des Kontaktes mit der Arbeitsgemeinschaft Flurdenkmalforschung in

Oberösterreich wurde vom Verein für Volkskunde dankenswerter Weise Dr. Klaus Gottschall die Fahrt nach Linz an der Donau ermöglicht (9. XI. 1979).

22. Februar: Inge Koller (Wien) „Lochsteine und Pechölsteine in O.Ö.“, (15 Teilnehmer);

19. April: Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni (Wien), „Flurdenkmalforschung und Kultprobleme (Kontinuität)“ (15 Teilnehmer);

28. Juni: Prim. Dr. Franz Farthofer (Villach) „Neusetzungen und Renovierungen von Bildstöcken in Kärnten“ (14 Teilnehmer);

24. Jänner 1980: Wiss. Oberrat Dr. Dietmar Assmann (Linz) „Das Kleinod in der Kulturlandschaft“ (17 Teilnehmer).

Eine Neueinführung ist der von Dr. Emil Schneeweis angeregte und abgehaltene Vortragszyklus „Grundbegriffe zu Ikonographie, Symbolik und Hagiographie von Darstellungen auf Bildstöcken“, der allerdings auf Grund des lebhaften Interesses bei den Teilnehmern thematisch etwas erweitert werden mußte; die bisher durchgeführten Vorträge (11. Oktober, 15. November 1979 und 21. Februar 1980) brachten mit 18, 21 und 19 Teilnehmern sogar eine Zunahme der Besucherzahlen.

Von den im Bildstockforschungszentrum Floridsdorf durchgeführten Arbeiten müssen besonders erwähnt werden: die Herstellung eines neuen Verzeichnisses der Interessenten, deren Zahl bereits 400 erreicht hat, sowie die karteimäßige Einbeziehung der Lochsteine sowie des Steinkreuzmaterials von Frau Ada Paul.

Einen Höhepunkt im abgelaufenen Jahre bildete zweifellos die 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung in Zell an der Pram (OÖ.), die durch Organisation, Teilnehmerzahl und hohes Niveau von Vorträgen und Diskussionen ohne Frage als großer Erfolg gewertet werden muß; ein ausführlicher Bericht von Dr. Emil Schneeweis hierüber ist in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde erschienen (Bd. XXXIII/82, 1979, S. 311–315). Als nachteilig für die Vorträge der Arbeitsgemeinschaft erwiesen sich die oft zu spät einlangende Benachrichtigung durch das Mitteilungsblatt des Vereines, wodurch besonders Teilnehmer aus den Bundesländern betroffen wurden, sowie das Ansetzen dieser Zusammenkünfte am Tage vor einer Vereinsveranstaltung; dank diesbezüglicher Interventionen von Herrn Dr. Klaus Gottschall soll diese Kalamität in Hinkunft vermieden werden. Auch eine prinzipielle Verlegung des bisherigen jour fixe vom Donnerstag auf einen anderen Wochentag wäre möglich, muß jedoch erst weislich erwogen werden.

Weitere bisher bekanntgewordene Aktionen in der Zukunft sind: Teilnahme an der Gestaltung der Ausstellung „1000 Jahre Pfarre Mautern“, Beratung einer Schule in Preßbaum, NÖ., im Rahmen einer Erfassungssaktion bezüglich der dortigen Flurdenkmale, sowie eine Reihe von Kurzreferaten im ORF im Rahmen der Sendung „Wandern mit Musik“, durch welche auf die wesentlichen Momente bei der Beobachtung und Besichtigung von Flurdenkmälern hingewiesen werden soll. Diese drei Aktionen sollen von Universitätslektor Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis durchgeführt werden.

Die weitere Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft besteht vor allem im Fortführen der bisherigen Arbeiten und Veranstaltungen, im Sommersemester also des ikonographischen Lehrganges von Dr. Emil Schneeweis. Für das Wintersemester sind vorzubereitende Beratungen und Kontaktaufnahmen im Gange bzw. vorgesehen.

(Emil Schneeweis, Klaus Gottschall, Harald Boesch)

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

1. Personal:

Veränderungen im Personalstand des höheren wissenschaftlichen Dienstes haben sich in der Folge des Übertritts in den dauernden Ruhestand von tit. Hofrat Dr. Adolf Mais, Direktor des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, am 28. 2. 1979 ergeben. Die Geschäftsführung des Ethnographischen Museums und des Trägervereins wurde am 30. 1. 1979 Direktor Dr. Klaus Beitzl übertragen. Die nach Hofrat Dr. Mais freigewordene Planstelle des höheren wissenschaftlichen Dienstes am Österreichischen Museum für Volkskunde mit Verwendung am Ethnographischen Museum Schloß Kittsee wurde nach Durchführung des Ausschreibungsverfahrens am 22. 5. 1979 mit Dr. Felix Schneeweis nach dessen Überstellung von VB I/b auf VB I/a besetzt. An seine Stelle wurde am Österreichischen Museum für Volkskunde am 8. 10. 1979 VB I/a Dr. Margot Schindler in den höheren wissenschaftlichen Dienst aufgenommen. Eine weitere Veränderung des Personalstandes erfolgte am 16. 7. 1979 durch die Dienstzuteilung von VB I/a Dr. Gudrun Hempel; Karl Vollstuber wurde bereits mit Wirkung vom 1. 6. 1978 in den gehobenen Dienst (VB I/b) überstellt.

2. Raum und Beschaffung:

Museumshauptgebäude Gartenpalais Schönborn, 1080 Wien: Es wurden für die nunmehr dringend erforderliche Generalsanierung der gesamten Außengestalt (Straßenfassade, Parkseite, Innenhof) des denkmalgeschützten Museumsgebäudes (ehem. Gartenpalais Schönborn) sämtliche Unterlagen erarbeitet für die amtlichen Eingaben beim Wiener Altstadt-erhaltungsfonds, beim Magistrat der Stadt Wien des Gebäudeeigentümers und beim Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung als Museumserhalter. Als erste Erhaltungsmaßnahme wurden aus Museumsmitteln sämtliche Dachverblechungen mit einem doppelten Rostschutzanstrich versehen.

Im Bereich der Schausammlungen des Museumshauptgebäudes wurde im Erdgeschoß der gesamte Sanitärblock mit Toiletten für das Museumspublikum, Badezimmer für Hauswartwohnung und Duschraum für die Museumsbediensteten einer gründlichen Erneuerung unterzogen.

Als Vorbereitung für die geplante Neuordnung des gesamten Raumprogrammes für das Museumshauptgebäude konnten im Bereich des Museumsinnenhofes zwei bisher als Depot nur unvorteilhaft genutzte Gewölberräume für die Einrichtung einer neuen Tischlerwerkstatt freigemacht werden. In

gleicher Weise wurden die Kellerräume des Museums in einem Flächen- ausmaß von 180 m² für die bereits in Auftrag gegebene bauliche Sanierung und zukünftige Verwendung als Studiensammlung für Keramik vorbereitet. Ein 50 m² großer Ausstellungsraum im Anschluß an die Büroräume des Museums im 1. Stock wurde nach entsprechender Adaptierung für die Arbeitsstelle des mit dem Museum eng zusammenarbeitenden Instituts für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vorübergehend zur Verfügung gestellt.

Als Verbindung zu der neugeschaffenen Studiensammlung im ehemaligen Luftschutzbunker im Schönbornpark konnten im Bereich des Museumsinnenhofes eine Durchfahrt mit einem dreiflügeligen Eisentor und einer Auffahrtsrampe und im Bereich des Museumsgartens ein Parktor mit einer eisernen Gittertür und stilistisch an das Museumsgebäude angepaßten Kunststeinsäulen geschaffen werden. Das Gartentor wird künftig als zweiter Eingang zu den Schausammlungen in Betrieb genommen werden.

Studiensammlungen: Die bereits 1978 dem Österreichischen Museum für Volkskunde vom Magistrat der Stadt Wien überlassenen Räume im ehemaligen Luftschutzbunker Schönbornpark (13 Raumeinheiten in einem Flächenausmaß von zusammen 165 m²) wurden zur Gänze adaptiert, durch Einbau von zwei Eisentoren zusätzlich gesichert und nach Aufstellung von zwei Entfeuchtungsgeräten entsprechen klimatisiert. Der Einbau von Eisenregalen mit Holzfächern wurde abgeschlossen. Die Einrichtung einer systematischen Studiensammlung von Kleingegenständen, vornehmlich aus Holz ist im Gange. Sämtliche Gegenstände, die in die neuerrichteten Studiensammlungen gelangen, werden neu inventarisiert, fotografiert und in der Entwesungsanlage des Museums für Völkerkunde auf dem Wege der Amtshilfe sterilisiert.

Die dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Gemeinschaft mit der Arbeits- und Präsentationsstelle des Institutes für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Mattersburg (Burgenland) zur Verfügung stehenden Studiensammlungsräume in der alten Bauer-Mühle wurden für die Zwecke der Einlagerung der gesamten Trachten- und Textilkollektionen sowie des dazugehörigen Gerätes der Textilherstellung und Textilverarbeitung mit wandfesten Einbauschränken ausgestattet. Die Einrichtung der Studiensammlung erfolgt schrittweise.

Mit dem Ziel des endgültigen Ausbaues des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee (Burgenland) zu einem Museum der Volkskultur der ost- und südosteuropäischen Länder wurde in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde mit dem Aufbau entsprechender Studiensammlungen aus den Beständen des Wiener Stammhauses begonnen. Ein besonders gesicherter Raum in einem Flächenausmaß von 45 m² konnte bereits als Studiensammlung für den gesamten Bestand an Volkstrachten aus Ost- und Südosteuropa eingerichtet werden.

Ein großer Teil der handwerklichen Arbeiten im Hauptgebäude und in den Studiensammlungen wurde laufend von den museumseigenen Werkstätten geleistet.

Unter den Anschaffungen sind hervorzuheben der Ankauf eines KODAK-Caroussel-Diaprojektors und eines Filmvorführgerätes Marke EIKI (16 mm, Farbton) zur Verwendung bei diversen Museums- und Vereinsveranstaltungen.

3. Sammlungen und Dokumentation:

Hauptsammlung: Der Zuwachs beträgt 552 inventarisierte Gegenstände, wovon 150 angekauft werden konnten und der Rest dem Museum als Schenkungen überlassen worden ist. Der Sammlungsgesamtbestand beläuft sich nunmehr auf 67.851 Inventarnummern.

Unter den Ankäufen ist besonders auf die Neuerwerbung der großen Weihnatskrippe aus dem Salzkammergut (sog. „Enichlmayer-Krippe“), und von 88 Österreichischen Volkstrachten und Trachtenstücken aus der nachgelassenen Sammlung Prof. Dr. Georg Kotek hinzuweisen, weiters auf ein Berner Gießfaß aus 1674 und auf verschiedene künstlerische zeitgenössische Bildzeugnisse von Lederer, Rizek, Velim und Vollstuber.

Bibliothek: Der Bücherbestand beträgt 26.373 Inventarnummern. Ohne Berücksichtigung der großen Zahl von Neueingängen bei den zahlreichen laufenden Zeitschriften, Buch- und Katalogserien beläuft sich der Bibliothekszuwachs somit auf 799 Inventarnummern (256 Ankäufe, 402 Widmungen, insbesondere wieder durch das Institut für Gegenwartsvolkskunde, 98 Tauschexemplare und 43 Rezensionsexemplare). Die Präsenzbibliothek wurde von 297 Benützern in Anspruch genommen, darunter wiederum ein hoher Anteil an Studenten und Schülern. Die von Universitätsbibliotheken angeforderten Fernleihen erreichten den Vorjahresstand. An Buchbinderarbeiten wurden 60 Nummern, teils vielbändige Druckschriften, vergeben. Ein Teil der älteren handgeschriebenen Karteikarten wurde neu geschrieben, die Ortskartei der Bibliothek ergänzt, sowie ein Sachverzeichnis (1978, 1979) angelegt.

Phonothek: Der Stand der Positive erreicht Inv. Nr. 52.719 (Zuwachs 1076 Positive) derjenige der Negative Inv. Nr. 14.242 (Zuwachs 195 Negative) der der Diapositive Inv. Nr. 9.177 (Zuwachs 446 Diapositive). Ein besonders hoher Zuwachs ist bei den Streifennegativen zu verzeichnen als Folge der nunmehr systematischen fotografischen Aufnahme sämtlicher Neuerwerbungen der Hauptsammlung und der in die neuerrichteten Studiensammlungen überstellten Museumsgegenstände. (Zuwachs an Streifennegativen 108, woraus sich der Stand von 334 inventarisierten Streifennegativen mit zusammen 3190 Aufnahmen ergibt).

Von der Photothek wurden 53 meist ausländische Bestellungen und Aufträge bearbeitet.

Archiv: Die Erfassung von Herkunftsakten zur Hauptsammlung, von volkskundlichen Umfrageergebnissen, von Dokumentationen zur historischen und Sachvolkskunde und von wissenschaftlichen Nachlässen wurden im Rahmen der laufenden Archivarbeit weitergeführt.

Institut für Gegenwartsvolkskunde: Die Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, deren Hauptstelle sich am Sitz des Österreichischen Museums für Volkskunde befindet, wurde weiterbearbeitet. Das Hauptgewicht der Arbeit der Hauptstelle lag im vergangenen Jahr in der Erhebung bio- und bibliographischer Daten lebender Fachvertreter der Volkskunde im gesamten deutschsprachigen Bereich im Hinblick auf die Herausgabe eines Bio-bibliographischen Lexikons der Volkskunde. Die Grundlage für diese Arbeiten stellt im wesentlichen die wissenschaftliche Bibliothek des Museums und dessen Archiv dar.

3. Restaurierung und Konservierung:

Die Konservierung und Restaurierung sämtlicher im Freien ausgestellten Steinobjekte wurde weitgehend abgeschlossen. Die Originale werden im Hinblick auf die Errichtung eines überdachten Lapidariums vorerst eingelagert; zur Aufstellung im Freien gelangen hingegen die nach den Originalen angefertigten Kunststeinkopien.

Neben den zeitaufwendigen Arbeiten zur Planung und Adaptierung der neuen Studiensammlungen (Keller und Dachboden des Museumshauptgebäudes, Bunker, Kittsee, Mattersburg) wurden für die Ausstellungen und die Studiensammlungen eine größere Anzahl von Einzelobjekten (Hinterglasbilder, Kleinplastiken, bemalte Möbel, Uhren) sowie Objektserien (6 Totenbretter, 28 Strohmosaikschachteln) restauriert. 1572 Objekte wurden gereinigt und verglast.

Über die laufende Anfertigung von Alabastergipskopien von Lebzeltensmodellen in großer Serie hinaus wurden auch folgende plastische Repliken von Museumsgegenständen für den Verkauf hergestellt und farbig gefaßt: 30 Marienfiguren, 30 Brotstempel, 15 Uhrständler (Doppeladler).

4. Ausstellungen und Leihgaben:

Schausammlungen des Hauptgebäudes: Die allgemeinen Öffnungszeiten wurden mit Wirkung vom 1. 1. 1979 an den Wochentagen um jeweils eine Stunde verlängert. Es gilt nunmehr folgende Regelung: Dienstag bis Freitag von 9 bis 15, Samstag 9 bis 12, Sonntag 9 bis 13 Uhr, Montag geschlossen.

Ausstellungen im Hauptgebäude: Die Sonderausstellung „Jagd und Jäger in der Volkskunst“ (mit vervielfältigtem Katalog und Führungsblatt) blieb bis April zugänglich und wurde danach an den Museumsverein Schloß Walchen, 4870 Vöcklamarkt, bis September 1979 ausgeliehen. Die vom Museumsverein Schloß Walchen als Gegenleistung überlassene und aus eigenen Museumsbeständen ergänzte Sonderausstellung „Bemalte Bauernhäuser im Innviertel“ (Ausstellung anlässlich des Jubiläums der Eingliederung des Innviertels 1779) war in der Zeit vom 31. 5. bis 20. 9. 1979 zu besichtigen und stand während der Ferienmonate im Mittelpunkt des Museumsbeitrages zum Wiener Ferienspiel (Fragebogen und Zeichenaufgabe für Kinder). Anlässlich der Eröffnung der Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek“ (mit gedrucktem Katalog) im Rahmen der Jubiläumstagung des Österreichischen Volksliedwerkes am 27. 9. 1979 wurde die öffentliche Veranstaltung

„Junge Leute spielen auf alten Instrumenten“ durchgeführt. Eine Wiederholung dieser musikalischen Darbietung innerhalb der Sonderausstellung erfolgte am Nationalfeiertag „Tag der offenen Tür“ der Bundesmuseen am 26. 10. 1979.

Museumsaußenstellen: Die diesjährige Sonderausstellung „Alte Volkskunst aus Vorarlberg“ in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelsburg, 3551 Langenlois, erfolgte abermals im Rahmen einer Rundfunkdirektübertragung des ORF/Studio Niederösterreich im Programm Österreich-Regional am 18. 5. 1979 (bis 31. 10. 1979).

Die letztjährige Ausstellung „Die Zünfte und ihre Zeichen“ im Prämonstratenserstift Geras wurde am 6. 6. 1979 geschlossen.

Auf der Grundlage einer nunmehr ständigen Zusammenarbeit mit dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee, 2421 Kittsee, hat das Österreichische Museum für Volkskunde bis 5. 2. 1979 die Weihnachtsausstellung „Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum“ (mit Kleinkatalog) leihweise zur Verfügung gestellt. In gleicher Weise gelangte in Kittsee die Wiener Sonderausstellung „Volkskunst aus dem Egerland“ (mit Katalog) in der Zeit vom 29. 6. bis 31. 10. 1979 einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis. Die Eröffnung fand im Rahmen eines volkskundlichen Studententages mit wissenschaftlichem Vortrag statt. Die Vereinbarung der Herbstausstellung „Lettische Volkskunst“ (Eröffnung 30. 11. 1979), vermittelt durch die Österreichisch-Sowjetische Gesellschaft, kam über die Direktion des Wiener Museums zustande.

Im Museum Schloß Walchen, 4870 Vöcklamarkt wurde die Austauschausstellung „Jagd und Jäger in der Volkskunst“ am 31. 5. 1979 eröffnet und bis Anfang September gezeigt. Der Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde wirkte in seiner Eigenschaft als Präsident des Museumsvereins Schloß Walchen am 23. 6. 1979 an der feierlichen Eröffnung des „Kinderweltmuseums“ durch den Herrn Bundespräsidenten Dr. Rudolf Kirchschläger mit.

Weitere auswärtige Ausstellungen: Die letztjährige Sonderausstellung „Südtiroler Volkstrachten im graphischen Werk von Erna Moser-Piffli“ wurde in der Zeit vom 5. bis 20. 9. 1979 vom Südtiroler Kulturinstitut Walther von der Vogelweide in Bozen übernommen (mit Katalog).

Leihgaben an auswärtige Ausstellungen: Auf Anforderungen aus dem In- und Ausland wurden eine größere Anzahl von Sonderausstellungen mit Leihgaben des Museums beschickt. In Österreich: Dommuseum Salzburg (Hl.-Johann-v.-Nepomuk-Ausstellung), Bezirksmuseum Trautenfels (Möbelausstellung aus dem Ennstal), Lichtenegg (Ausstellung zum Jubiläum der Wallfahrt Maria Schnee), Wien (Kreuzstickerei-Ausstellung der Fa. Trachten Tostmann), Salzburg (Ausstellung über den „Hanswurst“ der Max-Reinhardt-Forschungssätze Schloß Arenberg), Ried im Innkreis (Linzer Reiterkasten für Ausstellung „Historische Dokumente zur Eingliederung des Innviertels 1779“), Braunau (Heiligenfiguren für die Ausstellung „Die Bildhauerfamilie Zürn 1585 bis 1724“), Linz (Grödnert Spielzeug für Ausstellung „Holzspielzeug“ des OÖ. Landesmuseums), Wien (Altes Beleuchtungsgerät für „100 Jahre Glühbirne“ in der Hauptanstalt der Creditanstalt/Bankverein), Wien (Gemälde für die Ausstellung „Die unbekannte Sammlung“ des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst),

Mattersburg (Ölgemälde für Personalausstellung Gottfried Hula im Kulturzentrum), Oberpullendorf (Vorweihnachtliche Volkskunst für Advent-Ausstellung von Elisabeth Kulmon), Wien (Masken, Handwerksgut, Trachtenbilder für die ORF/FS-1-Sendungen „Fein sein, beinander bleiben“ von Prof. W. Deutsch), Wien (ausgewählte Volkskunst für die Künstlerische Volkshochschule). Im Ausland: Sammlung österreichischer volkstümlicher Marionetten und Handpuppen für die Ausstellung „La marionnette traditionnelle“ im Rahmen des Festival de Lille (Frankreich) über Vermittlung des Österreichischen Kulturinstituts in Paris. Goldhauben des 18. Jahrhunderts für die Ausstellung „Fashions of the Habsburg Era: Austria–Hungary“ des Metropolitan Museum in New York.

5. Wissenschaftliche Tätigkeit:

Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde bzw. des Vereins für Volkskunde in Wien:

a) Katalog: Bemalte Bauernmöbel im Innviertel. Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung unter Benützung von Vorarbeiten von Eugenie Hanreich von Franz J. Grieshofer; – Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek. Katalog der gleichnamigen Ausstellung von Klaus Beitzl und Franz J. Grieshofer; – Bildstockwanderweg Gobelsburg. Beschreibung des Bildstockwanderwegs von Emil Schneeweis.

b) „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“. Geleitet von Klaus Beitzl und Leopold Schmidt. Band XXXIII/82, 1979; – „Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde in Wien“. Schriftleitung Klaus Beitzl. Jg. 14, 1979.

c) „Österreichische volkskundliche Bibliographie“. Im Auftrag des Vereins für Volkskunde, herausgegeben von Klaus Beitzl. Folge 9/10: Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1973 und 1974.

d) Veröffentlichung des gemeinsamen Projektes der Bundesstaatlichen Hauptstelle für wissenschaftliche Kinematographie und des Museums: „Schützenwesen in Österreich: Schützenfest der Augstbacher Kapselschützen, Altaussee/Stmk.“ Film CTF 1651 der BHWK, Wien 1979 (Begleitveröffentlichung von Franz J. Grieshofer, in: Wiss. Film Nr. 23, 1919); – Leopold Schmidt, Werke der alten Volkskunst. Gesammelte Interpretationen. 1979.

Verschiedene andere Beiträge und Besprechungen von Klaus Beitzl, Klaus Gottschall und Franz J. Grieshofer in volkskundlichen Zeitschriften und Sammelwerken.

Teilnahme an Forschungsunternehmungen: Filmische Dokumentation des Ausseer Faschings (Film über die Eselsbacher Stachelschützen (J. Grieshofer); – Interdisziplinäre Feldforschung im Rahmen des Projektes Antlangkirchen/OÖ. des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität, 23. 4. bis 1. 5. 1979 (Franz J. Grieshofer); Wien; – 3. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe für das Bio-bibliographische Lexikon der Volkskunde in Mattersburg, 27. bis 29. 9. 1979 (Klaus Beitzl, Franz J. Grieshofer); – Leitung der

Arbeitsgemeinschaft für Flurdenkmal- und Bildstockforschung am Museum (Dr. Gottschall).

Lehr- und Vortragstätigkeit: Direktor Dr. Klaus Beitzl hat im Rahmen seines Lehrauftrages am Institut für Volkskunde der Universität Wien im Studienjahr 1978/79 eine zweisemestrige Einführungsvorlesung in die „Volkskunde von Frankreich“ gehalten. Überdies wurde für die Studenten des Faches Volkskunde am Museum ein zweistündiges volkskundlich-museologisches Seminar durchgeführt. Am Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und am Ethnographischen Museum Schloß Kittsee haben Studenten des Faches Volkskunde in den Semester- und in den Sommerferien eine Feriapraxis im Ausmaß von 8 x 1 Monaten durchgeführt.

Direktor Dr. Klaus Beitzl hat auf dem VII. Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Volkserzählforschung vom 12. bis 18. 8. 1979 in Edinburgh einen Vortrag über „Erzählstoffe in der bildenden Volkskunst (Das Märchenmuseum Schloß Raabs)“ gehalten. Über Einladung des Österreichischen Kulturinstitutes in Warschau hat er zudem in der Zeit vom 12. bis 24. 11. 1979 eine Kontakt- und Vortragsreise zu den volkskundlichen Universitäts- und Akademieinstituten sowie Museen Polens in Warschau, Lodz, Breslau, Krakau, Sanok und Posen mit insgesamt acht Vorträgen über das „Österreichische Museum für Volkskunde in Wien“ und, das „Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften“ durchgeführt. Die wissenschaftlichen Beamten Dr. Klaus Gottschall und Dr. Franz Grieshofer sind verschiedenen Vortrageinladungen von Volkshochschulen und wissenschaftlichen Gesellschaften nachgekommen.

(Klaus Beitzl)

2. Kassenbericht des Vereins für Volkskunde für das Jahr 1979

Der Vereinsbetrieb erforderte im Berichtsjahr einen Betrag von S 62.030,—. Davon entfielen auf den Bürobetrieb (Bürobedarf, Porto usw.) S 16.843,—. Für den Druck des Nachrichtenblattes wurden S 29.374,— bezahlt und für Vereinsveranstaltungen S 15.822,— ausgegeben. Da die Einnahmen an Mitgliedsbeiträgen von S 47.841,— die Ausgaben nicht decken können, wurde auf Antrag des Kassiers einstimmig beschlossen, den Jahresbeitrag für Inländer auf S 100,— und für Ausländer auf S 120,— zu erhöhen. Die Erhöhung tritt mit 1981 in Kraft.

Eine gewaltige Ausgabenerhöhung war beim Druck der Zeitschrift zu verzeichnen. Für die vier Hefte des Jahres 1979 betrugen die Druckkosten S 298.491,—. Die Einnahmen für den Verkauf erbrachten S 108.209,56, die zweckgebundenen Subventionen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung betrugen S 114.000,—. Der Abgang von S 68.000,— konnte noch aus den Rücklagen der letzten Jahre gedeckt werden. Der Kassier appellierte an die Schriftleitung der Zeitschrift, die Druckkosten pro Heft mit S 58.000,— zu begrenzen, und an die Bezieher, dafür Verständnis zu haben, daß die Zeitschrift in der nächsten Zeit etwas dünner und vielleicht auch weniger aufwendig sein wird.

Der Abgang, der im Vorjahr vor allem durch die Herausgabe von zwei Büchern entstanden ist, konnte durch den Verkauf und durch Sondersubventionen zum Teil abgebaut werden.

(Franz Maresch)

3. Bestellung der Mitglieder des Vorstandes, des Ausschusses und des Kontrollorgans

Nach Ablauf der dreijährigen Funktionsperiode 1977–1980 von Vereinsvorstand, Vereinsausschuß und Kontrollorgan mußte die Ordentliche Generalversammlung eine Neuwahl durchführen. Die Leitung der Wahl wurde von Ministerialrat Dr. Carl Blaha wahrgenommen, der namens der Vereins der bisherigen Vereinsleitung den Dank für die geleistete Arbeit ausgesprochen hat. Mit Stimmeneinhelligkeit wurden die Vereinsorgane in ihrer bisherigen Zusammensetzung wiedergewählt:

Vorstand:

Präsident: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien
1. Vizepräsident: Landtagspräsident Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, Graz
2. Vizepräsident: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz Lipp, Linz
Generalsekretär: Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, Wien
Generalsekretärstellvertreter: Dr. Franz Grieshofer, Wien
Kassier: Prof. Ing. Franz Maresch, Wien
Kassierstellvertreter: Wiss. Rat Dipl.-Ing. Gerhard Maresch, Wien

Ausschuß:

Wirkl. Hofrat Direktor Dr. Hans Aurenhammer, Wien
Ministerialrat Dr. Carl Blaha, Wien
Wirkl. Hofrat Dr. Kurt Conrad, Salzburg
o. Hochschulprofessor Walter Deutsch, Wien
Regierungsrat Prof. Hans Gruber, Kierling
Prof. Dr. Helene Grün, Linz
Dr. Gerlinde Haid, Wien
ao. Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung, Wien
Univ.-Prof. Dr. Karl Ilgig, Innsbruck
Kustos Dr. Maria Kundgraber, Stainz
Sektionschef Dr. Hermann Lein, Wien
Prälat Univ.-Prof. Dr. Franz Loidl, Wien
Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz
Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, Wien
Senatsrat Direktor Dr. Friederike Proding, Salzburg
Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis, Wien
Univ.-Prof. Dr. Herbert Zeman, Wien

Kontrollorgan:

Prof. Dr. Stephan Löscher, Wien
Oberstudienrat Prof. Dr. Martha Sammer, Klosterneuburg

Museumsausschuß:

Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, Wien
Wirkl. Hofrat Direktor Dr. Hans Aurenhammer, Wien
Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, Wien

Ausschuß für die Bibliographische Arbeitsgemeinschaft

Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, Wien
Schulrat Margarete Bischoff, Wien
Dr. Franz Grieshofer, Wien

(Mitglieder der Arbeitsgruppe sind: Wiss. Oberrat Dr. Dietmar Assmann, Linz, Kustos Dr. Elfriede Grabner, Graz, Dr. Hans Griebmair, Brixen, und Kustos Dr. Maria Kundgraber, Stainz)

Ausschuß für die Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Harald Boesch, Wien
Dr. Klaus Gottschall, Wien
Wiss. Oberrat Dr. Emil Schneeweis, Wien

4. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß zur Wahl vorgeschlagenen Korrespondierenden Mitglieder einstimmig angenommen: Univ.-Prof. Dir. Jean Cuisenier, Conservateur en chef des Musée national des arts et traditions populaires und des Laboratoire d'ethnologie française in Paris; Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger, Romanistisches Institut der Universität Salzburg.

Für die Auszeichnung mit der vom Verein für Volkskunde gestifteten Michael-Haberlandt-Medaille im Jahr 1980 wurden vorgeschlagen: Frau Hiltrud Ast, Gutenstein (Niederösterreich) und Prof. Ing. Franz Maresch (Wien).

5. Allfälliges

Zu diesem Tagesordnungspunkt lag keine Wortmeldung vor.

Im Anschluß an die Generalversammlung hielt Wiss. Rat Dr. Georg S. Schroubek vom Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Universität München einen mit reichlichem Applaus aufgenommenen Vortrag über „Peregrinatio Bohemica. Zeittypisches und Regionaltypisches im volksbarocken Wallfahrtswesen Böhmens“.

Den Ausklang der Ordentlichen Generalversammlung 1980 bildete in der herkömmlichen Weise eine in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunst des Österreichischen Museums für Volkskunde vom Verein für die Mitglieder und Freunde dargebotene Bewirtung.

Klaus Beitzl

Ethnographisches Museum Schloß Kittsee Jahresbericht 1979

Zu Anfang des Jahres legte der bisherige Leiter des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, Hofrat Dr. Adolf Mais, anlässlich seines Übertritts in den Ruhestand seine Funktionen als Direktor des Museums und als Geschäftsführer des Vereins Ethnographisches Museum Schloß Kittsee zurück. Zum neuen Geschäftsführer wurde Direktor Dr. Klaus Beitzl gewählt, und als wissenschaftlicher Beamter wurde Dr. Felix Schneeweis im Personalstand des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien nach Kittsee versetzt.

In Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde wurden in der ersten Jahreshälfte zwei Sonderausstellungen durchwegs aus Sammlungsbeständen dieser Wiener Hauptsammlung bestritten: Bis Anfang Februar war noch die Weihnachtsausstellung „Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum“ (mit Katalog) zugänglich und am 29. Juni 1979 wurde die zweite Sonderausstellung „Alte Volkskunst aus dem Egerland“ in feierlicher Form durch den Präsidenten des Vereins, Univ.-Prof. Dr. Hanns Mandorff, eröffnet. Die Eröffnung erfolgte im Rahmen eines Studentages mit einem wissenschaftlichen Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Nils-Arvid Bringéus (Lund) und einer anschließenden musikalischen Veranstaltung mit dem Mag. Sepp Gmasz und dem Heanzn-Quartett unter Mag. Rudi Pietsch. Die Ausstellung „Alte Volkskunst aus dem Egerland“ wurde bis Jahresende von 9035 Besuchern gesehen.

Die dritte Sonderausstellung „Lettische Volkskunst“ wurde am 30. November in eigens dafür adaptierten Räumen des Erdgeschosses eröffnet, die Objekte dieser Ausstellung wurden vom Ethnographischen Museum in Riga zur Verfügung gestellt.

Das Schloß Kittsee erfüllte seine Funktion als Kulturelles Zentrum des nördlichen Burgenlandes aber auch in den 6 künstlerischen-musikalischen Veranstaltungen des „Pannonischen Forums Kittsee“, welche mit großem Erfolg im Haberlandt-Festsaal stattfanden. Das Ethnographische Museum selbst veranstaltete im Sommer 7 Konzerte bzw. Volkstanzdarbietungen, die durch Vermittlung der „Vereinigung für internationalen Kulturaustausch“ zustandekamen. Der Bösendorfer-Konzertflügel, welcher nun für Konzerte bereitsteht, konnte dank einer Subvention der Burgenländischen Landesregierung vom Verein angekauft werden. Einer breiteren Öffentlichkeit wurden das Schloß Kittsee und seine Sammlungen in der Fernsehsendung „Sing mit“ nahegebracht, welche am 20. September aufgenommen und am 7. Oktober gesendet wurde.

Am Schloßgebäude selbst konnten mehrere wichtige Arbeiten durchgeführt bzw. begonnen werden. Die Räume des Erdgeschosses wurden durch Anbringung weiterer Fenstergitter gesichert, und vor allem konnte dank der Gewährung einer Subvention seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Burgenländischen Landesregierung mit der Sanierung und Restaurierung der letzten desolaten Räume im 1. Stock des Ostflügels begonnen werden. Trotz großer technischer Probleme und witterungsbedingter Schwierigkeiten ist ein erfreulicher Fortschritt der Restaurierungs- und Adaptionsarbeiten zu melden. Die Sammlungen des Ethnographischen Museums haben beachtlichen Zuwachs zu verzeichnen. Unter den Neuerwerbungen der Hauptsammlung sind besonders zu nennen: Eine serbische Frauentracht, ein goldgesticktes albanisches Festgewand, ein Lajkonik (Brauchgestalt aus Krakau), mehrere moldauische Textilien (Widmungen), sowie mehrere schlesische Hinterglasbilder und eine komplette slowakische Frauentracht (Ankäufe). Weiters wurden 125 Kartons mit osteuropäischen Trachten aus der reichen Ost- und Südosteuropasammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde nach Kittsee verlagert und hier in eigens dafür adaptierten und abgesicherten Depoträumen untergebracht. Mit der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Bestände konnte bereits begonnen werden, was durch die Einstellung von Feriapraktikanten ermöglicht wurde. Drei bereits fortgeschrittene Studentinnen der Volkskunde waren in den Sommerferien im Museum tätig und halfen bei der Museumsarbeit, konnten aber auch wertvolle Erfahrungen für ihr Studium sammeln.

Der Bücherstand der Bibliothek hat 998 Nummern erreicht, was einen Zuwachs von 78 Bänden ergibt, davon erfreulicherweise 31 Widmungen. Hiebei sind die zahlreichen Neueingänge bei den laufenden Zeitschriften und Buchserien nicht berücksichtigt.

Das Museum wurde an 365 Tagen offen gehalten und von insgesamt 13.133 Personen besucht (Tagesdurchschnitt 36 Besucher). Für Gruppen von Schülern, Studenten, Erwachsenen und Pensionisten wurden insgesamt 94 Führungen abgehalten.

Felix Schneeweis

Ausstellung „Lettische Volkskunst“ im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee

In der Zeit vom 31. November 1979 bis 31. März 1980 war in den neu adaptierten Galerie-Räumen im Erdgeschoß des Schlosses Kittsee die über Vermittlung der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft vom Ethnographischen Museum in Riga bereitgestellte Ausstellung „Lettischer Volkskunst“ zu sehen. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Ausstellung lag in den Händen von Maris Kuplais, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Freilichtmuseums in Riga. Ziel der Ausstellung war es, einen Einblick in die überlieferte Volkskunst der heutigen Sozialistischen Sowjetrepublik Lettland und ihren Einfluß auf die gegenwärtige angewandte Kunst zu vermitteln. Die kulturpolitischen Bestrebungen, die in einer

Erschließung der „folkloristischen Kulturgüter“ für einen „bewußten Weiterbau in der Gegenwart ganz im Geist der bauerlichen Tradition“, haben in der Beschaffenheit der Ausstellung ihren Ausdruck gefunden.

Die alte Holzkultur des waldreichen Nordens hat sich bei den Letten besonders lange erhalten. Der Baum lieferte den Letten fast alles Lebensnotwendige, vom Haus und Hausrat bis zum Werkzeug und Gerät, von der Bekleidung bis zum Birkensaftgetränk. Aus Birkenrinde wurden Gefäße zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, besonders von Salz, aber auch Schnupftabakdosen hergestellt, und die aus dünnen Wurzeln geflochtenen Teller, Körbe und Schüsseln bildeten neben ihrer praktischen Funktion auch einen bescheidenen Schmuck der Behausung. Größere Gefäße wie Bierkrüge bestehen aus einzelnen Holzdauben, welche von Reifen aus gespaltenen Ästen zusammengehalten werden, und auch das große, mit Brandmalerei verzierte Brautschaff ist in der gleichen Technik völlig aus Holz hergestellt. Es diente zur Aufbewahrung der hauptsächlich aus Textilien bestehenden Aussteuer – gewebte Woldecken, Kleider, Bänder, Handschuhe. Eisenbeschlagene Truhen mit Bemalung wurden für diesen Zweck erst ab dem Ende des 18. Jahrhunderts verwendet, auch sind die darauf angebrachten Vogel motive der alten lettischen Ornamentik fremd. Die vielfältige Verwendbarkeit des Rohstoffes Holz zeigen auch die reich mit Schnitzerei und Bemalung verzierten Gebrauchsgegenstände wie die Spinnrocken – eine beliebte Minnegabe –, das mit Pferdeköpfen geschmückte Kummel und die verschiedenen Kleinmöbel.

Der Bast als ursprünglicher Rohstoff der lettischen Tracht wurde später von Wolle und Flachs abgelöst, Bastschuhe jedoch haben sich noch relativ lange in Gebrauch erhalten. Die überlieferte Kunst des Webens und Strickens, fast ausschließlich eine Domäne der Frauen, bestimmt bis in die Gegenwart die Mitgift der Mädchen. Wurden früher die Gewandstoffe ungenäht um den Körper geschlungen und über den Hüften durch einen Gürtel gehalten, so bildeten sich im Laufe der Zeit die einzelnen Bestandteile der Tracht heraus, bei den Frauen: Hemd, Rock, Gürtel, Jacke, Manteltuch, Kopfbinde (bei den Mädchen) oder Haube, Strümpfe, Handschuhe, Mantel und Pelz. Das Hemd wird durch Metallfibeln zusammengehalten, ebenso das Mantel- oder Umschlagtuch, sicherlich das prächtigste und eigenartigste lettische Kleidungsstück, welches meist weiß ist und einen bunten, mit Fransen verzierten Rand aufweist. Nur in Zemgale sind die Manteltücher aus einem gemusterten bunten Wollgewebe gefertigt. Die Zierränder der Manteltücher sind in der gleichen Brettchenwebtechnik hergestellt wie die Gürtelbänder, welche einen unerschöpflichen Quell für das Studium der lettischen Ornamentik darstellen. Ähnlich vielfältig ist die Auszier der gestrickten Fäustlinge, die einen besonderen Anteil der Aussteuer bildeten. Vor der Hochzeit beschenkte die Braut ihre zukünftigen Schwiegereltern und die anderen Anverwandten des Bräutigams mit Dutzenden solcher Fäustlinge. In Grobina werden im Jahr 1796 allein in einem Hause 100 Paar Handschuhe erwähnt. Noch im 19. Jahrhundert trugen die Männer diese Fäustlinge auch im Sommer am Gürtel des Sonntagsrockes. Zur Tracht der Mädchen gehören die Kopfbinden, deren Entwicklung sich seit den frühesten Darstellungen lettischer Bekleidung verfolgen läßt. Sie sind häufig mit Glasperlen bestickt und gelegentlich auf festes Material, etwa Baumrinde, aufgenäht.

Die heutige angewandte Kunst bemüht sich, Traditionen der lettischen Volkskunst in die Gegenwart zu führen und weiter zu entwickeln. In der Weberei und Keramik, aber auch bei der Herstellung von Bernsteinschmuck und Ledergegenständen ist das Bemühen der Künstler um Kontinuität und Tradition festzustellen.

Felix Schneeweis

Volkskunde der Gottscheer
Sonderausstellung im Schloß Kittsee vom 22. März bis 13. Juli 1980

Die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien, aus der
ehemaligen deutschen Sprachinsel Gottschee in Slowenien

Bis zum Ersten Weltkrieg gehörten die Gottscheer Hausierer zum Erscheinungsbild der größeren Städte der Monarchie. Sie boten aus ihren Bauchläden Südfrüchte oder Süßigkeiten an, die meistens in Form eines Glücksspiels angeboten wurden. Die Heimat dieser Männer war das Gottscheer Ländchen in Unterkrain, ihre heimatliche Sprache ein altertümliches Deutsch, das an ihre Urheimat in Oberkärnten und Osttirol erinnert. Als Zeit der Ansiedlung im bewaldeten Karstgebiet südlich von Reifnitz (Ribnica) nahe der kroatischen Grenze gelten die Jahre um 1330. Wenige Urkunden sind erhalten, die von diesem Siedlungsgeschehen Kunde geben könnten.

Durch die Türkeneinfälle seit 1469 wurde die wirtschaftliche Lage der Bauern und der Bewohner des Städtchens Gottschee verschlechtert, der karge Boden konnte die dort Lebenden nicht mehr ernähren. Um ihnen zu helfen, verlieh ihnen Kaiser Friedrich III. im Jahr 1492 ein „Hausierhandelspatent“, das ihnen den Handel mit selbsterzeugten Waren erlaubte. Sie verhandelten Vieh, Leinwand und Holzwaren in die nahen Adria Häfen Fiume (Rijeka) und Bakar. Als Rückfracht brachten sie bald auf ihren Saumrossen Meersalz und nicht verderbliche Südfrüchte mit. Mit diesen wieder zogen sie gegen Norden und Nordosten und eroberten sich nach und nach den einschlägigen Markt in der ganzen Monarchie.

Von wirtschaftlicher Bedeutung wurden auch die Erzeugnisse ihrer Hausindustrie, für die sie in den großen Wäldern verschiedene Hölzer fanden, die sie zu Gebinden, Mulden, Arbeitsgeräten und Wiegen verarbeiteten. Damit belieferten sie nicht nur die Märkte im nahen Kroatien und Slowenien, sondern auch fernere Länder der Monarchie, vor allem auch das dalmatinische Küstenland.

Die landwirtschaftliche Arbeitsweise wurde durch die Bodenverhältnisse bestimmt, die einen intensiven Landbau im modernen Sinn nicht zuließen. Da die umwohnenden Slawen in der gleichen wirtschaftlichen Lage waren, unterscheiden sich ihre Geräte und Arbeitsbehelfe in der Regel nicht von denen der Gottscheer. Dasselbe kann von den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden gesagt werden.

Die Gottscheer Trachten zeichnen sich durch ihre Altertümlichkeit aus; zum bodenständigen, selbst erzeugten Material (Leinen und Wollstoffe) treten auf-

fallend altertümliche Schnittformen, die in die Zeit der Ansiedlung zurückweisen. Das kann vor allem von der Frauenfesttracht gesagt werden, deren Schnitt der gotischen Mode entstammt. Spätere Zutaten verwischten allerdings diesen Eindruck nach außen hin.

Von besonderem Reichtum sind die geistigen Überlieferungsgüter der Gottscheer, die in erster Line von den Frauen bewahrt wurden. Sagen und Märchen, Legenden und Schwänke, Sprüche und Kinderreime wurden seit dem 19. Jahrhundert aufgezeichnet und veröffentlicht. Das Volkslied aber ist zweifellos das großartigste kulturelle Erbe, das wir den Gottscheern zu danken haben. Hunderte von Liedern darunter allein über hundert verschiedene Balladen, wurden gesammelt und konnten in den Archiven geborgen werden.

Nach dem Jugoslawienfeldzug 1941 wurde zwischen dem Deutschen Reich und Italien ein Umsiedlungsabkommen beschlossen, das die Aussiedlung der Gottscheer zur Folge hatte. Man siedelte sie in der südöstlichen slowenischen Untersteiermark an, aus der vorher die slowenische Bevölkerung vertrieben wurde. 1945 erfüllte sich das Schicksal der Gottscheer. Sie versuchten viel zu spät nach Österreich zu fliehen, manche wollten in die alte Heimat zurückkehren; mit Verfolgung, Not und Tod, Flüchtlingselend und Armut mußten sie für die Irrwege der großen Politik bezahlen. Heute leben viele Gottscheer und ihre Nachkommen in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Australien, ja in Südamerika. Eine große Zahl aber hat in Österreich und in Deutschland eine neue Heimat und durch Fleiß und Intelligenz eine neue Existenz gefunden. Ihre eigenständige Kultur ist freilich verloren; was nicht in Archiven und Museen in letzter Minute geborgen werden konnte, wird bald vergessen sein.

Aus dieser Situation erklärt sich die Bedeutung der Gottschee-Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde, die noch im vorigen Jahrhundert begonnen und in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts wesentlich vermehrt wurde.

Maria Kundegraber

Fritz-Schumacher-Medaille für das Museum Tiroler Bauernhöfe in Kramsach

Wie erst jetzt durch die Veröffentlichung einer eigenen Broschüre der Stiftung F. v. S. zu Hamburg bekannt wird,¹⁾ wurde dem Museum Tiroler Bauernhöfe in Kramsach in Tirol am 12. Mai 1978 die Fritz-Schumacher-Medaille in Gold 1978 verliehen. Die Broschüre bringt nach der Begrüßungsansprache durch den Obmann des dortigen Museumsvereines Präsidenten Abgeordnete Hans **Astner** eine „Würdigung des Museums Tiroler Bauernhöfe“ durch den Generaldirektor Dr. Albert **Kurucz**, Szentendre (Ungarn), und das deshalb, weil nämlich am 17. September 1978 eben diesem „Ethnographischen Freilicht-

¹⁾ Privatdruck ohne Ort, Jahr und Verlagsangabe. 44 Seiten mit mehreren Abb. und den Faksimiles der Stiftungs-Urkunden.

museum“ in Szentendre ebenfalls die Fritz-Schumacher-Medaille in Gold 1978 verliehen wurde. Bei dieser Gelegenheit hielt dann der Leiter des Kramsacher Freilichtmuseums, Hans **Gschnitzer**, die „Laudatio auf das Ethnographische Freilichtmuseum Szentendre“, die ebenfalls in dieser Broschüre abgedruckt ist. Die hübsche, auch mit guten Bildern ausgestattete Broschüre hält also die Erinnerung an diese bemerkenswerte Würdigung von zwei Freilichtmuseen fest.

Leopold Schmidt

Gesellschaft zur Förderung der volkskundlichen Forschung in der Steiermark Zisterzienser Stift Rein

Im März 1979 hat sich die vereinte Gesellschaft mit dem Ziel konstituiert, die wesentlich erweiterten Positionen der modernen Volkskunde in der Steiermark nach außen hin bewußt zu machen und dieser die Möglichkeiten zu ihrer Arbeit und Entfaltung zu erleichtern. Sie hat am 15. und 16. Juni 1979 in Stift Rein ihr erstes volkskundliches Symposium abgehalten, das sich mit der Sachforschung in der Steiermark beschäftigte. Die Vorträge erscheinen demnächst als Mitglieds-gabe der Gesellschaft.

Dem Präsidium gehören an:

Präsident: Univ.-Prof. Dr. Oskar MOSER, Wilhelm-Raabe-Gasse 19/1, 8010 Graz.

Vizepräsident: Gewerke Johann CHRISTOF, 8101 Gratkorn 624; Hon. Prof. Dr. Karl HAIDING, 8950 Stainach 242; NR. Dr. Paul KAUFMANN, Glockenspielfplatz 5, 8010 Graz.

Generalsekretär: Dr. Manfred GLAWOGGER, Hans-Auer-Gasse 10 a, 8045 Graz.

Generalsekretärstellvertreter: Cand. phil. Franz LANG, Hirnsdorf 119, 8221 Hirnsdorf.

Felix Karlinger 60 Jahre

Der 60. Geburtstag des Salzburger Romanisten Prof. Dr. Felix Karlinger, korr. Mitglied auch unseres Vereines für Volkskunde, wurde am 22. März 1980 im Institut für Romanistik der Universität Salzburg festlich begangen. Felix Karlinger, der weiteren Öffentlichkeit vor allem als Mitherausgeber der „Märchen der Weltliteratur“ im Verlag Eugen Diederichs bekannt, hat sich in den letzten Jahren in ganz besonderem Ausmaß der Volksbuchforschung gewidmet und dafür einen eigenen Arbeitskreis aufgebaut, der die Forschungen vor allem zum romanischen Volksbuch betreibt. Deshalb haben wir uns entschlossen, Felix Karlinger eine eigene Festschrift mit dem Obertitel „**Europäische Volksliteratur**“ zu wid-

men, die als 4. Band der „Raabser Märchen-Reihe“ im Verlag des Österreichischen Museums für Volkskunde erschienen ist (Wien 1980, 207 Seiten, 4 Abb., S. 160,–). Die Festschrift bringt die Würdigung Karlingers durch seinen Salzburger Romanistik-Kollegen Dieter Messner, ferner die ausführliche Bibliographie der Arbeiten von Felix Karlinger, zusammengestellt von Erentrudis Laserer. Daran schließen sich die Beiträge von Iso Baumer, Alberto M. Cirese, Enrica Delitala, Alexandru Dutu, Gertrud Greciano, Leopold Kretzenbacher, Gabriel Llompart, Max Lüthi, Walter Puchner, Claus Riessner, Hellmut Rosenfeld, Arnaldo Saraiva, Catalina Velculescu und Reinhold Werner an. Obwohl ein beachtlicher Teil der Beiträge aus romanischen Sprachgebieten stammt, sind alle Arbeiten ins Deutsche übersetzt, um auf diese Weise einheitlich der weiteren, von Felix Karlinger inaugurierten Forschung zur Verfügung zu stehen.

Leopold Schmidt

Norbert Mantl †

Am 3. Februar 1980 ist in Mötz in Tirol im 88. Lebensjahr der am 1. März 1892 geborene Heimatforscher Dr. Norbert Mantl gestorben.¹⁾ Mantl hat nach schwierigen Jugendjahren zur akademischen Ausbildung gefunden, und sich späterhin neben dem Berufsleben vor allem mit der Heimatkunde des Tiroler Oberlandes beschäftigt. Seine vielseitigen Kenntnisse führen ihn freilich zu einer gewissen Überschätzung der örtlichen, vor allem der Nassereither Traditionen, mit mehr Urgeschichte und Religionsgeschichte vorchristlicher Epochen, als auf die Dauer für derartige Interpretationen gut ist. So verdienstvoll an sich seine Forschungen über die Krippen im Oberinntal gewesen wären, überspitzte Interpretationen der genannten Art haben lebhaftere, berechtigte Kritik geweckt, deren sich Mantl sehr temperamentvoll zu erwehren versuchte. Man kann aber seine Krippenstudien wirklich nicht richtig würdigen, wenn man nicht die sehr scharfen „Anmerkungen zur neueren Krippenliteratur“ von Lenz Kriss-Rettenbeck (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1966/67, S. 7 ff.) dazu gelesen hat.

Immerhin bleiben von Mantl einige Veröffentlichungen, die man mit der notwendigen Reserve auch weiterhin heranziehen wird. Hier seien wenigstens die in Buchform erschienenen Studien genannt:

1. Die Nassereither Krippe. Eine Studie. Ohne Ort und Jahr (wohl Nassereith 1948). 46 Seiten.
2. Der Gafleiner und andere Sagen aus dem Gurgeltal. Ohne Ort und Jahr (wohl Nassereith 1948). 48 Seiten.
3. Uraltes Dormitz. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Gurgeltales. Ohne Ort und Jahr (wohl Nassereith 1948). 61 Seiten.

¹⁾ Zum Leben und Werk von Norbert Mantl vgl. den Nachruf von Nikolaus Grass: Kulturberichte aus Tirol, Nr. 275/276, Jg. 34, Innsbruck, April 1980, S. 38.

4. Die alte Oberinntaler Weihnachtskrippe. Geist und Schicksal einer untergegangenen Volkskultur (= Schlern-Schriften, Bd. 221), Innsbruck 1962. 132 Seiten, 12 Bildtafeln.

5. Aus dem Sagenbereich von Nassereith (= Schlern-Schriften, Bd. 223), Innsbruck 1964. 165 Seiten, 1 Bildtafel.

6. Vorchristliche Kultrelikte im oberen Inntal (= Schlern-Schriften, Bd. 247), Innsbruck 1967. 210 Seiten, VIII Bildtafeln.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Klaus Gottschall, Dokumente zum Wandel im religiösen Leben Wiens während des Josephinismus. (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, hrsg. v. K. Gaál, Bd. 7), Wien 1979. Brosch., 319 Seiten.

Die vorliegende Dissertation der Universität Wien, approbiert 1974, für die Druckfassung 1979 umgearbeitet, stützt sich im wesentlichen auf Archivforschungen zur neueren Geschichte Wiens und der geistigen Strömungen von dort aus in der Donaumonarchie von der Mitte des 18. Jh. bis zur „neuen Freiheit“ von 1850. Sie bringt eine erstaunliche Fülle bisher weitgehend unbekannt gebliebenen Materials zum kirchlichen wie zum laienfrommen religiösen Leben insbesondere Wiens, aber in dessen Strahlbereich fast modellhaft vorgezeigt für die weiten Wirkfelder des Josephinismus im damaligen Österreich der Nöte, Kriege, Reformen, Erfolge und Mißhelligkeiten. Das ist ein erfreuliches Unterfangen und darf als geglücktes Unternehmen begrüßt werden. Sehr lange schon hatte man sich seitens der Volkskunde mit der historisch-geistesgeschichtlichen Situation der frühen und der hohen Aufklärung befaßt, das Phänomen „Josephinismus“ aber – mit rühmlichen Ausnahmen! – eher vom Geschichtlich-Politischen aus zu beurteilen unternommen. Man hatte sich m. E. auch von unseren Blickpunkten her auf die schon von Anfang an in manchem umstrittenen Darstellungen des Historikers Eduard Winter (Der Josephinismus und seine Geschichte; Beiträge zur Geistesgeschichte Österreichs. 1740–1848, Brünn 1943; Barock, Absolutismus und Aufklärung in der Donaumonarchie, Wien 1967) eingestellt, daneben den anderen Ansatz etwa bei Fritz Valjavec (Der Josephinismus. Zur geistigen Entwicklung Österreichs im 18. und 19. Jh., Brünn 1944) oder bei Ferdinand Maass, Der Frühjosephinismus, Wien 1969 oder Der Josephinismus, Quellen zu seiner Geschichte in Österreich 1760–1790, Wien 1951, Dokumentensammlung in fünf Bänden!) fast vergessen. Vor allem hatte man dabei das unterschwellig Vorhandene, beiläufig Erscheinende, anscheinend minder bewertet. Man hatte vor allem nicht immer zwischen „Reform“, behördlicher Anordnung, Verkündigungsdauer und äußerlicher Vollzugsmeldung sowie innerlicher Rezeptionsintensität oder auch wieder „Erfolgs“-Dauer innerhalb der offiziellen, zumal der kirchlichen betroffenen Stellen, ihrer enormen Reformwilligkeit und ihrer Durchsetzungskraft gegenüber stark gebliebenen Kräften des Beharrens, auch des inneren

und gelegentlich sogar des äußeren Widerstandes (Alkoholsteuer, Begräbnisverordnungen, Wallfahrtswesen) bei oftmals auch dabei gegebener Durchführungsbereitschaft unterschieden. So mußte es, nicht anders als Jahrhunderte zuvor im Gefolge der räumlich und zeitlich mit sehr bedeutsamen Intensitäts- und Zeitphasenverschiebungen und -verzögerungen wirksam gewordenen Reformen nach dem Tridentinum, zu durchaus unterschiedlichen Folgeerscheinungen dessen kommen, was wir im Bereich der Religiösen Volkskunde „Josephinismus“ nennen. Gerade das aber ist in dieser Dissertation sehr gut und mit einprägsamen Archivdokumentationen aus dem Wiener Diözesanarchiv, aus jenem der Schotten und aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Dokumentationsübersicht 309 ff.; Dokumentenauswahl 105–291) herausgekommen. Aus ihnen tritt nicht so sehr „das Volk“, sondern die Geisteshaltung seiner obersten Schichten, oft genug überhaupt nur die des Souveräns, sei es Maria Theresia, sei es Joseph II. oder sein Nachfolger hervor. Die Archivalien spiegeln Maria Theresias und Josephs II. Grundanliegen, den religiös-volkstümlichen Überschwang des Barock zurück zu führen in ein „gereinigtes Christentum, dessen der Aufklärung gemäße Form das Staatskirchentum, wie es ja bis in die Erste österr. Republik deutlich genug nachwirkte!, sein sollte. Das Erfassen dieser Vorgänge konnte in der Materialaufbereitung tatsächlich zu einer interdisziplinär-kulturgeschichtlichen wie religionspsychologischen Schau führen, aus der neben der Volkskunde auch Politik- und Gesellschaftswissenschaften Erkenntnisse gewinnen können, zumal es sich nahezu ausnahmslos eben nicht um eine Evolution des geistig-geistlichen Lebens, schon gar nicht um eine Revolution, vielmehr nur um „Verordnetes“ handelte, dem sich nach und nach breiteste Schichten der damaligen Gesellschaft – und dies keineswegs nur in Widerstandshaltung – aus Überzeugung oder aus der Vorsicht des Bürgers im Untertanenstaat, dessen Dynasten „alles für das Volk, aber nichts durch das Volk“ erreichen wollten, anzupassen mußte.

Diese materialreiche Dissertation wird sozusagen als „Voraus-Ergänzung“ besonders denen gute Dienste leisten, die heuer im Jubiläumsjahr zu den großen Ausstellungen über Maria Theresia, über Joseph II. und sein Wirken, über Adel, Bürger und Bauern zur Zeit des Absolutismus in Wien und in Niederösterreich strömen werden, eine für die Kultur- und Geistesgeschichte nicht nur Wiens und des Rest-Österreichs, sondern für weite Bereiche auch des europäischen Ostens und Südostens wesentliche Epoche in vielfältiger auch außerliterarischer Dokumentation kennenzulernen. Das neuerdings für die Volkskunde verstärkte Interesse an dieser so tief umprägenden Zeit ist im Wachsen. Man darf dazu auch den Sammelband „Die Aufklärung in Ost- und Südosteuropa. Aufsätze, Vorträge, Dokumentationen“, hrsg. v. E. Lesky, Str. K. Kostić, J. Matl, G. von Rauch, redigiert v. H. Ischreyt, Köln-Wien 1972, rechnen.

Leopold Kretzenbacher

Hugo von Preen. Katalog der Ausstellung zu seinem 125. Geburtstag im Heimathaus Braunau. Unpag., mit vielen Abb., Braunau, Stadtverein (Obmann Heribert Hillebrand) 1979. S 70,–.

Anläßlich der Ausstellung „Bemalte Bauernhäuser im Innviertel“ in unserem Museum war auch des Malers Hugo von Preen zu gedenken (vgl. Franz Grieshofer, ÖZV XXXIII/82, 1979, S. 304 ff.). Ungefähr gleichzeitig fand in Braunau eine Ausstellung zum 125. Geburtstag des Malers statt, von der uns erst verspätet ein schöner Katalog erreichte. Die Ausstellung zeigte von Preen als Maler und Graphiker, betonte aber auch seine hohen Verdienste als Prähistoriker und schließlich als Volkskundler. Josef **Reitinger** vom Oberösterreichischen Landesmuseum hat die entsprechenden verbindenden Texte zwischen den einzelnen Bildteilen des Kataloges verfaßt, wodurch neben den Verdiensten von Preens um die Osternberger Künstlergilde besonders seine Leistungen um die Ausgrabungen im Innviertel gewürdigt werden. Aber im letzten Abschnitt werden doch auch die Verbindungen von Preens zunächst zu Marie Andree-Eysn und später durch diese zu Rudolf Kriss geschildert. Manches stammt wohl aus Aufzeichnungen von Preens und diese dürften nicht immer recht lesbar gewesen sein, wodurch sich einige Druckfehler wie „Haberland“ statt „Haberlandt“ oder „Sökelund“ statt „Sökeland“ ergaben. Man hätte da wohl auch noch weiter ausgreifen und die entsprechende Literatur besser heranziehen, oder wenigstens verzeichnen können. Auch die Bebilderung des Romanes „Freiheit und Bindung“ von Rudolf Kriss durch von Preen (Wien 1937) wäre da erwähnenswert gewesen. Dessen ungeachtet bleibt der reich bebilderte Katalog ein schönes Denkmal für den sonst ja von der Kunstgeschichte offenbar vergessenen Osternberger Maler.

Leopold Schmidt

Rudolf Suppan, *Geschnitzte Pracht aus alten Zeiten. Steirische Lebzeltmodel. Mit einer Anleitung zum Werkunterricht.* Graz 1979, Verlag für Sammler. 75 Seiten, 8 Farb- und 110 Schwarzweißtafeln. S 280,—.

Die Steiermark ist auf dem Gebiet der Lebzeltenmodel publizistisch eigentlich gut ausgestattet. Schon Viktor Theiß hat die Stücke des Grazer Museums veröffentlicht, und Sepp Walter hat sich mehrfach, auch in Ausstellungen und den entsprechenden Katalogen, damit beschäftigt. Für das Ennstal hat Karl Haiding viel Neues erbringen können. Nun haben wir eine volkstümliche Darstellung des Gebietes vorliegen, mit einer auf den genannten Vorarbeiten beruhenden Einleitung, einer „Anleitung zum Werkunterricht“ und einem recht umfangreichen Tafelteil. Während die Einleitung nicht sehr viel Neues bringt und die reiche Lebzelten-Literatur nur teilweise ausschöpft, bietet der Tafelteil doch schönes Material, zum Teil aus Privatsammlungen. Das Element der Herstellung wird da wie dort betont, das Buch bringt ja die steirischen Lebzelter-Meisterzeichen sowie eine Liste von nicht weniger als 163 Meisternamen, und auf den Abbildungen sind die Meistersignaturen oft auch deutlich zu erkennen. Im Text ist ein knappes Kapitel auch den Darstellungen, den „Symbolen“ gewidmet, im Tafelteil kann man sich die Beispiele dafür suchen. Es gibt da alle geläufigen weltlichen und geistlichen Motive, Madonnen von Mariazell wie von Weizberg und von Maria Trost und sogar von Straßengel. Von den „weltlichen“ Motiven fallen neben den geläufigen Zeilen-Wickelkindern die Krampus-Fatschenpuppen

auf, sonst wie immer Kavaliers, Damen, Spinnerinnen, Liebeskutschen, aber auch Scherenschleifer, Türken, Jäger und Grenadiere. Köstlich die Ritterfigur (59), die an Volkstheater um 1800 erinnert. Ein Grenadier als Geiger (62) ist auch ein seltener Fall, wogegen Bären und Krampusse als Kinderbringer häufiger vorkommen. Von den Tieren sei der immer wieder gebotene Hirsch mit der Rübe im Äser genannt, aber auch der Hahn, auf dem groteskerweise sogar einmal ein Fuchs als Hahnreiter (75) aufsitzt. Neben Fischen, Pistolen und Bestecken auch Trompeten und Waldhörner, Kränze und Sterne und schließlich (110) sogar der „Vogel Selbsterkenntnis“, der sein eigenes Brustgesicht bei der Nase nimmt. Die von Albert Walzer einst so betonte Abhängigkeit der Modelstecher von der Graphik erweist sich auch hier ganz deutlich. Mit solchen wertvollen Einzelstücken wird das schöne Buch also auch quellenmäßig durchaus von Nutzen sein.

Leopold Schmidt

Der Leobener Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes. Bd. 7. Leoben 1979. 184 Seiten, mit zahlr. Abb.

Auf dieses neue Jahrbuch, das vom Kulturreferat der Stadtgemeinde Leoben unter der Schriftleitung von Günther Jontes herausgegeben wird, war bereits gelegentlich hinzuweisen. Nunmehr liegt schon der 7. Band vor, und hier kommt auch wieder die im Untertitel genannte Volkskunde nicht zu kurz.

Helmut Eberhard hat nämlich einen stattlichen Beitrag „Der Mirakelzyklus in der Wallfahrtskirche Maria Freienstein“ beigezeichnet, der ein praktisch bisher unbekanntes Denkmal der Wallfahrtsgeschichte erschließt. Wenn nicht Leopold Kretzenbacher 1960 einmal auf das auf einem dieser Bilder dargestellten Sonnwend-Scheibenschlagen hingewiesen hätte, würde es über den auch malerisch sehr bemerkenswerten Zyklus in der barocken Wallfahrtskirche bei Leoben überhaupt keine Literatur geben, nicht einmal einen Dehio-Hinweis. Helmut Eberhard hat nun die 7 Tafeln mit den 23 darauf dargestellten Mirakeln genau aufgenommen und durchgearbeitet, wodurch sich sehr bemerkenswerte Einblicke in das Volksleben des 17. und 18. Jahrhunderts ergeben.

Der Band enthält aber auch einen schönen Beitrag von Günther Jontes über die Glocken und Orgeln von Leoben, wobei die Glockenaufschriften mitberücksichtigt erscheinen. Und Herta Neunteufl hat ausführlich „Leobener Kochbücher des 18. Jahrhunderts“ behandelt, als „Zwei Dokumente altsteirischer Kochkunst“, wobei sich wieder zeigt, daß in der Steiermark auf diesem Gebiet der Kulturgeschichte zur Zeit ganz besonders eifrig gearbeitet wird. Aus dem Kapitel „Die beiden Kochbücher als sprach- und kulturgeschichtliche Zeugnisse“ ist manches zu lernen. Die Altertümlichkeit der Küchensprache kommt da einmal mehr zur Geltung.

Leopold Schmidt

Karl Ilg, Volk und Wissenschaft. Beiträge zur Volkskunde Westösterreichs. Herausgegeben von Peter Stürz, Paul Rachbauer und Michael Becker. Innsbruck 1979, Selbstverlag des Institutes für Volkskunde. 322 Seiten, 1 Porträt.

Karl Ilg, Ordinarius für Volkskunde an der Universität Innsbruck, ist 65 Jahre alt geworden. Seine Mitarbeiter haben ihm zu diesem Anlaß eine sehr sinnvolle Festschrift überreicht, nämlich seine eigenen gesammelten Abhandlungen. 26 Abhandlungen in 8 Gruppen, nämlich I. Grundsätzliches zu Theorie, Geschichte und Methode der Volkskunde; II. Sitte – Brauch – Brauchtum; III. Haus und Hof: Volkstümliches Bauen und Wohnen in Tirol und Vorarlberg; IV. Die Walser in Vorarlberg; V. Rechtliche Volkskunde; VI. Nahrungsvolkskunde – Arbeitervolkskunde – Volksmedizin; VII. Gerätekunde; VIII. Kleidung – Mode – Tracht. Ein kurzer Überblick über Leben und Werk des Jubilars ist vorangestellt, ein Verzeichnis der Veröffentlichungen nachgesetzt. Ein sehr brauchbarer Band also der das Werk Karl Ilgs überblicken läßt und die in ganz verschiedenen Zeitschriften erschienenen Einzelbeiträge zu einer „Summa“ seines Wirkens zusammenfaßt.

Leopold Schmidt

Bernward Deneke, Volkskunst. Führer durch die volkskundlichen Sammlungen (des Germanischen Nationalmuseums), München 1979, Prestel-Verlag. DM 18,—.

Die reiche Volkskunstsammlung des Germanischen Nationalmuseums hat einen schönen Führer von der Hand ihres Betreuers, Bernward Deneke, bekommen. Das schmale, hochformatige Büchlein führt in 14 Abteilungen, von der Tracht bis zum Hinterglasbild, 215 Objekte vor, von denen auch jedes abgebildet ist. Viele davon sogar in Farben, obwohl manchmal 3 Abbildungen auf einer Seite stehen. Deneke schildert in der Einleitung kurz die Geschichte der Sammlung, die eigentlich rund um die große Trachtensammlung Oskar Kling aufgebaut werden mußte. Es wuchsen zunächst die eingebauten Bauernstuben, und dann all die anderen Sachgebiete dazu, die süddeutschen, bayerischen und österreichischen; die aus dem Bereich der „Religiösen Volkskunst“ ganz zuletzt. Jeder Sammlungsleiter hat aus seinem Sonderinteressengebiet beige-steuert, besonders der leider schon längst verstorbene Erich Meyer-Heisig für die Textilien und die Keramik. Mit dem Ankauf der Sammlung Richter sind Votivgaben und Votivtafeln in das Nürnberger Museum gewandert, die seiner früheren Konzeption entsprechend dort eigentlich gar nicht hätten vertreten sein sollen. Aber im Lauf der Zeit sind den prachtvollen norddeutschen Schmuckstücken eben doch bayerische und tirolische Masken zur Seite getreten, und zu den Spanschachteln haben sich gelegentlich auch einmal Kärntner Bienenstockstirnbrettchen hinzugesellt. Jedes Stück dieser sehr qualitativollen Sammlung ist gut erläutert, genau beschriftet und durch die Abbildung auch für den zunächst flüchtigeren Besucher sicherlich einprägsam

festgehalten. Ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur vermag ihn weiter anzuregen. Für den Katalogbenützer ist ein beigegebenes Ortsregister, das sich freilich nur auf die abgebildeten Gegenstände bezieht, von besonderem Wert.

Leopold Schmidt

Fritz Meingast, Marienwallfahrten in Bayern und Österreich. – München: Ehrenwirth-Verlag 1979. 268 S. mit 33 Schwarzweiß- und 6 Farbabbildungen (davon 20 auf Tafeln), 1 Kartenskizze. Leinen. DM 29,80.

Bereits 1959 (fotomechanischer Nachdruck 1975) legte der Süddeutsche Verlag in seiner Reihe „Unbekanntes Bayern“ ein inhaltlich vorzüglich gestaltetes, kleines, schlichtes Taschenbuch vor, das nach einer gleichnamigen Sendereihe des Bayerischen Rundfunks 36 „Wallfahrtskirchen und Gnadenstätten“ (so auch der Titel) behandelt. Nicht weniger als 16 kompetente Autoren wie Josef Dünninger, Dorothee Kiesselbach, Herbert Schindler und Josef Pfennigmann mühten sich, in jeweils kurzen Zügen eine oder wenige ihnen vertraute bayerische Kultstätten vorzustellen.

Jetzt liegt uns wiederum eine Sendung des Bayerischen Rundfunks aus der Reihe „Maria hat viele Gesichter“ (in Auswahl) im Buch vor, in der Fritz Meingast 25 bayerische und österreichische Marienwallfahrten beschreibt, davon 22 allein aus Bayern und nur drei (!) aus Österreich (Maria Schmolln, Maria Taferl, Mariazell). Die Wahl der behandelten Orte fiel in Oberbayern auf Altötting, Tuntenhausen, Andechs, Maria Eck und München. Wo bleiben hier beispielsweise Dorfen, das lange Zeit mit dem wesentlich älteren Altötting konkurriert und das es allein in Oberbayern auf 17 Filiationen gebracht hat, und Taxa, die Wirkungsstätte des Barockpredigers Abraham a Sancta Clara, das zeitweilig die größte Wallfahrt Bayerns war? Niederbayern ist mit fünf (Bogenberg, Schildthurn, Halbmeile, Sammarei, Angerbach), die Oberpfalz mit drei (Freystadt, Amberg, Fahrenberg), Franken, mit seinen drei Regierungsbezirken über einen Kamm geschoren, wieder mit fünf (Marienweiher, Maria Buchen, Maria im Weingarten, Maria im Sand, Käppele) und schließlich Schwaben mit vier Marienwallfahrten (Maria Trost, Maria Rain, Maria in den Eldern, Klosterlechfeld) vertreten.

Nun, alle die aufgeführten Wallfahrtsorte sind wichtig und haben natürlich ihren Platz in einer mehr oder weniger lokalen oder regionalen Sakrallandschaft. Doch die Auswahl ist willkürlich. Warum fehlen die großen geistig-religiösen Zentren bayerischer Marienverehrung wie Ingolstadt (Mater ter admirabilis, Schuttermutter, Maria vom Siege), Passau (Mariahilf), Regensburg (Schöne Maria), vor allem aber München, das nicht nur wegen seiner vielen Kirchen, sondern auch im Hinblick auf seinen ausgeprägten Marienkult das deutsche Rom genannt wurde, im vorliegenden Buch aber nur mit der Mariensäule zu Wort kommt? Allein das 17. Jh. schuf in und außerhalb seiner Mauern mindestens 17 marianische Wallfahrts- und Gnadenbilder, nämlich: 1600 Maria Trost (Augustinerkirche), 1604 Mater propitia (Jesuitenkolleg), 1612 Vesperbild (Gruftkirche), 1642 Hammerthaler Muttergottes (Augustinerkirche), 1626 Maria Lorteo (St. Michael-Berg am Laim),

1628 Maria Foy (Jesuitenkolleg), 1629 Mariahilf (Mariahilfkirche in der Au) und Maria mit dem geneigten Haupt/Maria Landshut (Karmeliterkirche), 1632 Salva Guardia (Ridlerklosterkirche), 1653 Wachspietà (Jesuitenkolleg), 1638 Mariensäule (Marienplatz), 1645 Föchinger Muttergottes (Kurfürstlicher Hof), 1653 Mariahilf (Peterskirche), 1655 Mariä Rosen (Dom), 1660 Skapuliermuttergottes (Karmeliterkirche), 1688 Glykophilousa (Annakirche im Lehel) und endlich 1651/90 Herzogspitalmuttergottes (Herzogspitalkirche).

Aber nicht nur das! Schon beim flüchtigen Durchblättern des Buches stößt man auf Oberflächlichkeiten, Unrichtigkeiten und Fehler zuhauf. Als Beispiele seien besonders genannt: Das Gnadenbild mit dem (zugegeben irreführenden) Titel „Maria hilf“ in Maria Eck ist, auch wenn das Bild so heißt, keine Kopie der Cranachschen Mariahilf von Passau und Innsbruck, sondern eine Maria Schnee von Santa Maria Maggiore in Rom (S. 44, 45, 224); eine Wallfahrt, die „schon im beginnenden 13. Jh. bezeugt“ ist, kann Bogenberg nicht sein, weil zumindest in Bayern vor dem 14. Jh. überhaupt keine Marienwallfahrt nachgewiesen ist (S. 84); das Gnadenbild auf dem Wankerberg bei Nesselwang ist eine Maria Plain, keine Maria Trost (S. 88); die Mariahilf von Amberg ist auch keine „freie Kopie“ (= Nachbildung), sondern eine weitgehend naturgetreue Kopie des Cranachbildes von Passau und Innsbruck (S. 224); der Name des Wallfahrtsortes Sammarei ist durchwegs falsch geschrieben (S. 5, 93–98).

Gut reproduziert sind die farbigen Votivtafeln (S. 85), sehr zu wünschen übrig lassen dagegen die Schwarzweiß-Abbildungen, denen farbige Vorlagen zugrunde liegen (z. B. S. 227; die Votivtafel von 1759 ist auf dem Umschlag des Buches über die „Votiv-Bilder“ des Klosters Andechs von Almut Amereller, München 1965, unvergleichlich besser abgebildet!). Fleißig die vielen „Zitate“ aus Mirakelbüchern, die von Krankheit, Unglück und Not berichten und von denen man nur hoffen kann, daß ihr Inhalt durch die Transkription in unser heutiges Deutsch nicht gelitten hat. Quellen dafür sind leider nicht angegeben, die notwendigen Register fehlen.

Genauso salopp, wie das Buch in der Presse angeboten worden ist (Maria „als mit den Sinnen zu begreifendes Frauenzimmer“ und Marienverehrung als ein Alibi dafür, wenn man sich „mit der Alten nicht genau so gut verstehe“; vgl. Münchner Merkur vom 3. 10. 1979), ist es, das sehr wohl ein gutes Buch zu einem guten Thema hätte sein können, aufgemacht. Schade!

Helmut Sperber

Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, Die Tracht in Niederbayern. Gäuboden, Unteres Rott- und Vilstal. Großkt., 154 Seiten, mit 18 vierfarbigen Abb. und 4 vierfarbigen Tabellen, Strichzeichnungen und Karten im Text. München 1979, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 79,—.

Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, Die Tracht im Bayerischen und Böhmerwald. Eine Trachtenkunde. Großkt., 138 Seiten, mit 14 vierfarbigen Abb. und 3 vierfarbigen Faltpfalten, Strichzeichnungen und Karten im Text. München 1979, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 79,—.

Der Maler und Graphiker Oskar von Zaborsky-Wahlstätten hat sich in seinem Leben vielfach mit Volkskunst beschäftigt. Einen sicheren Ansatz zur quellenmäßigen Aufarbeitung von Sachgebieten hat er vor allem in Bayern gefunden, wo er nicht nur lebende und museal gewordene Trachtenbestände aufnahm, sondern vor allem Trachtendarstellungen, nicht zuletzt auf Votivbildern, auswertete. Aus diesen vielen zeichnerischen Vorarbeiten ist sein Buch „Die Tracht des Berchtesgadener Landes“ (Wien 1943) ebenso entstanden wie seine Bücher über Niederbayern und den Bayerischen Wald. Die zwei Bände über Niederbayern wurden 1940/1941 vorgelegt, der Band über den Bayerischen und den Böhmerwald erst 1958. Alle drei Bände sind seit langem vergriffen, und es war sicherlich richtig, davon nun schöne, zweckentsprechende Neudrucke herzustellen. Das erste Werk wurde von zwei Bänden auf einen zusammengezogen, sachlich und umfangmäßig ganz gerechtfertigt. Das zweite Werk, das die Tracht des Böhmerwaldes miteinschließt, ist noch stärker historisch geworden als die anderen Veröffentlichungen von Zaborsky-Wahlstätten, und quellenmäßig daher ganz besonders erwünscht. Die einheitlich erstellten Bände, in die soviel an Kenntnis und liebevoller Trachtenkunde eingearbeitet wurden, sind daher sehr zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Paul Friedl, Himmel, erhalt uns das Bauernbrot. 120 Seiten, davon 8 Farbtafeln, 30 Abb., alter Holzschnitte und Stiche (= Rosenheimer Raritäten), Rosenheim 1979, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 19,80.

Eine liebenswürdige Gabe des mehr als siebenundsiebzigjährigen Paul Friedl aus Zwiesel im Bayerischen Wald. Das Büchlein bezieht sich nicht nur, wie der Titel glauben machen könnte, auf das Brot allein, sondern bringt eine kleine Brotgeschichte mit Ausführungen über das Brotgetreide, den Backofen, das Backgerät, ferner Brotformen und Brotsorten, geht dann zum Brot in der Volksheilkunde über und nimmt verhältnismäßig ausführlich zu den Gebäubrotten Stellung. Die Darstellung verbleibt auch nicht, wie man glauben könnte, in Bayern, sondern greift auf Österreich, auf die Schweiz, auf das Elsaß über, kurz, bietet in ihrem Rahmen eine gute, lesbare volkstümliche Darstellung des ganzen schönen Gebietes. Selbstverständlich hält sie sich an gute Quellen, vor allem an Josef Blau für den Böhmerwald, aber auch an Max Währen für die Schweiz und für die Gebäubrote an Ernst Burgstaller, dessen Bildtafeln aus seinen „Brauchtumsgebäcken“ von 1957 direkt nachgedruckt werden. Eine nette farbige Belebung stellen die guten Farbaufnahmen einer brotbackenden Bäuerin von Foto Dirmeier in Regen dar. Durch die Ausweitung des Textes auf Brotsagen, Broträtsel, Brotlieder erweist sich der Band sicherlich noch als besonders anregend.

Leopold Schmidt

Siegfried Seidl, Niederbayrische Bauernmöbel. Zwischen Isar und Inn, im Rott- und Vilstal. Aufnahmen von Toni Ott. Großformat, 148 Seiten, mit 182 schwarzweißen und 28 vierfarbigen Abbildungen. München 1929, Callwey-Verlag, DM 58,—.

Bayern, das heißt vor allem Altbayern, ist und bleibt offenbar das gelobte Land der Bauernmöbelforschung. Wenn man bedenkt, was von Franz Zell angefangen über Josef M. Ritz, Torsten Gebhard, Gislinde Ritz, Walter Fuger usw. schon gesammelt, untersucht und veröffentlicht wurde, bleibt es doch geradezu zu verwundern, was ein weiterer Band eines Bearbeiters, der bisher noch nicht hervorgetreten ist, an Neuem zu bieten vermag.

Freilich, es handelt sich um Niederbayern, um das flache schwere Bauernland zwischen Isar und Inn, im Norden durch die Donau vom Bayerischen Wald abgegrenzt. Einem Kerngebiet von Altbayern, das Außenstehenden vermutlich in den letzten Jahrzehnten nur durch die Wallfahrtforschung nähergebracht wurde. Rudolf Kriss hat ja einst von diesem Land um Vils und Rott von einem Zentrum der altbayerischen Volksfrömmigkeit gesprochen. Wer das nicht weiß, der kommt auch mit diesen bemalten Bauernmöbeln, die hier von Siegfried Seidl vorgestellt werden, schwerlich zurecht, denn der bei weitem größte Teil ihres Dekors ist durch die Volksfrömmigkeit bestimmt. Immer wieder Jesus, Maria und die heiligen Namenspatrone, das ergibt die meisten Figuraldarstellungen. Dazu selbstverständlich genug an Symbolik, an den herkömmlichen Christus- und Maria-Monogrammen, neben und über den vielen Blumensträußen, welche alle diese Kasten und Truhen als Hochzeitsmöbel ausweisen.

Siegfried Seidl hat sich nach Erfassung des meist in Privatsammlungen und Heimatmuseen befindlichen Materials bemüht, eine landschaftliche Gruppierung herauszuarbeiten, wobei die Karte (S. 12/13) acht derartige Möbellandschaften ergibt, denen Seidl auch eine beachtliche Anzahl von örtlich bezeugten Tischlern zuordnen konnte. Gewiß ist ein kleiner Teil dieser Möbel wohl auch eingewandert, vermutlich auf den Wasserwegen der Salzach und des Inn, denn manche Stücke sehen doch nach Salzburg oder nach Tirol aus. Gewiß haben manche Besteller wohl auch Vorlagen zur genauen Verwendung den Malern übergeben, wie man etwa bei dem ganz graphisch gearbeiteten eintürigen Kasten von 1734 (Abb. 171) meinen möchte. Im allgemeinen aber waren die Besteller zufrieden, wenn ihnen ihre Namenspatrone oder sonstigen Schutzheiligen nach geläufigen Andachtsbildchen auf die Kastentüren gemalt wurden. Die meisten sind ikonographisch festgestellt. Im Fall des Kastens aus Thannhöcking bei Landau an der Isar (Abb. 22) möchte man an die Heiligen Ignaz von Loyola und Johann von Nepomuk denken. Weltliche Figuren, Szenen, Genrebilder sind die Ausnahmen. Ein zeitgeschichtlich bemerkenswertes Stück: Die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth (Abb. 69) auf einem Kasten aus dem mittleren Vilstal. Weltliche Rokoszenen, offenbar nach graphischen Vorlagen und mit entsprechenden Versen wie die auf dem Kasten von Vilshofen (Abb. 88) sind vielleicht nicht örtlich entstanden, so vereinzelt stehen sie da. Aber auch der Maler von Pfarrkirchen mit den ganz exakten Kirchturmdarstellungen (Abb. 123–126) muß doch eine Ausnahme gewesen sein. Sein Gegenstück, der Maler bunter Vögel auf dem Kasten aus der Nähe von Thanndorf bei Arnstorf könnte auf eine ganz andere Möbellandschaft hinweisen. In diesem Fall fällt so wie in einigen anderen Fällen die rein weltliche Motivdarstellung auf: Sie begegnet uns sonst doch nur bei den sehr guten Truhen mit den rein geometrischen Ornamenten, die ganz offensichtlich über den Inn hinüber nach Eferding grüßen. Tatsächlich sind evangelische Siedler aus Oberösterreich damals in die gleichfalls

protestantische Grafschaft Ortenburg, die einzige evangelische Enklave in Alt-bayern, ausgewandert und haben ihren ornamentalen Möbelstil mitgebracht (Abb. 147 und 184, und dazu der Text S. 21). Die Tischler der Familie Koller (Hans Georg Koller, 1665–1772) haben also auch für uns nun Profil gewonnen, die alten Rätsel um die Eferdinger Möbel scheinen sich nunmehr lösen zu lassen.

Eine bemerkenswerte Bereicherung der volkskundlichen Möbelforschung also, der wir nachbarlich zu Dank verpflichtet sind.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für Volksliedforschung. Gesamtregister zu den Jahrgängen 1 bis 20. 1928 bis 1975. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchives herausgegeben von Rolf Wilhelm Brednich. 164 Seiten, Berlin 1979, Erich-Schmidt-Verlag. DM 43,-.

Das hochangesehene Jahrbuch für Volksliedforschung, inzwischen schon beim 25. Band angelangt, hat nunmehr einen eigenen Registerband über seine ersten zwanzig Bände erhalten. Registerbände sind immer gut, wir wissen es von dem nützlichen Band, den Gerlinde Haid und Walter Deutsch für unser Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 1969 erstellt haben. Man tut sich schon leichter, besonders auf einem Gebiet, auf dem es immer so viele Einzelprobleme gibt, vor allem einzelne Lieder, die nun auch in diesem Registerband durch ein sehr umfangreiches Verzeichnis der Liedanfänge erschlossen sind. Es sind kapitelweise aufgearbeitet: Aufsätze und Berichte, Rezensionen, Melodien (bearbeitet von Hartmut Braun), Abbildungen, Liedanfänge, schließlich Namen und Stichworte. Bei den „Namen“ hätte man vielleicht unserem Brauch folgend die Ortsnamen eigens anführen sollen, sie sind von den verschiedensten Standpunkten aus immer besonders wichtig, man kann ihr Register am ehesten auch mit Ortskartotheken anderer Gebiete konfrontieren. Aber sonst handelt es sich selbstverständlich um einen sehr guten Registerband, für den man dankbar bleiben wird.

Leopold Schmidt

Waltraud Werner-Künzig (Hrsg.), *Die Traditionsblätter und Periodica im Institut für ostdeutsche Volkskunde. Teil I und Teil II*, 2 Bände (als Manuskript gedruckt; nicht paginiert). Freiburg 1979 (zu beziehen durch das Institut für ostdeutsche Volkskunde, D-78 Freiburg i. B. – Littenweiler, Im Oberfeld 10, BRD).

Die Frage der Erinnerungs- und der Erlebnisliteratur, insgesamt der Dokumentation des Schicksals der Heimatvertriebenen, Ausgewanderten, Rück-siedler wie die deutschsprachigen Menschen von außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebietes benannt und bezeichnet werden mögen, ist heute in eine besondere Krise verfallen. Die heute voll „aktive“ Generation ist nicht mehr dort in der Heimat im Ausland geboren, tendiert kaum zurück, fühlt sich in der neuen Heimat, zumeist in der Bundesrepublik Deutschland, integriert. Dennoch sollte, ja

muß ihr Geisteserbe archiviert, „erhalten“ bleiben zumindest auf Tonband und in schriftlichen Darstellungen vielerlei Art. Wohl besteht und arbeitet das „Institut für ostdeutsche Volkskunde“, das Lebenswerk von Prof. Dr. Johannes Künzig und seiner Frau, Dr. Waltraud Werner-Künzig, in Freiburg. Es besteht auch die „Forschungsstelle Karasek“, vormals in Bischofswiesen, so wie es ein „Haus der Donauschwaben“ (in Sindelfingen) mit reicher Bibliothek und Dokumentensammlung gibt. Aber nur an ganz wenigen Stellen wurde die Überfülle der Briefe, der Schicksalsberichte, der Suchmeldungen, Erlebnis-Memoiren usw. gesammelt. Dies aber ist eine Voraussetzung für 1. die Erforschung der „Volkskultur“ jener einst in der „Sprachinsel-Volkskunde“ Erfassten und 2. des kulturellen Erbes der Rück-siedler zwischen der Form des Mitgebrachten und jener des daraus in nunmehr Jahrzehnten in anderem Umgrunde Gewordenen, z. T. in der Geistes- und Gemüts-haltung der „Nostalgie“ und „Identitätsfindung“, wie es die Modewörter begreifen möchten, Selektierten. Es gibt Heimatblätter und -blättchen in unglaublicher Fülle. Aber in Evidenz, die auch wissenschaftliche Benützung zur Forschung ermöglicht, gehalten werden sie m. W. nur an zwei Stellen: für den nordostdeutschen Raum zu Herne, für den zumal den Raum der alten Donaumonarchie und ihre Nachbar-länder, freilich ausgedehnt bis zum Wolgadeutschtum von einst, ist diese Sammlung bewundernswert für den Benützer erstellt im genannten Freiburger Institut. Eine Einleitung zu den beiden stattlichen Bänden erläutert Notwendigkeit und Anliegen dieses Kataloges parallel zur Universitätsbibliothek von Freiburg i. B., geführt ebenfalls unter besonderem Siegel in der Preußischen Staatsbibliothek, erarbeitet für bibliographische Hilfe mannigfacher Art als Dokumentation einer Präsenz-bibliothek mit einer bis nach Übersee reichenden Hilfestellung neben den sonstigen so vielfachen und vielseitig geleisteten Arbeiten des Institutes. Jedes der hier erfaßten nicht weniger als 481 (vierhundeinundachtzig!) Blätter-Periodica, alphabetisch in der Reihe, ist nach Format und Standortnummer, nach Bestand und wo immer möglich nach Herausgebernamen und Redaktionsort verzeichnet. Eine überaus dankenswerte Leistung!

Leopold Kretzenbacher

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke. Bd. 3, Lieferung 1. 288 Spalten. Berlin 1979, Verlag Walter de Gruyter.

Die „EM“, wie man sich langsam zu sagen angewöhnen wird müssen, dieses größte Unternehmen unseres Faches zur Zeit, ist erfreulicherweise bereits beim 3. Band angelangt. Wieder findet man mit Vergnügen viele notwendige Artikel, wieder sehr zahlreiche Biographien von Erzählforschern aus aller Welt, über die man sonst sich kaum leicht Kenntnis verschaffen könnte. Wer nur „Märchen“ sucht, wird einigermaßen suchen müssen: Etwa „Cinderella“, was unter „Aschenbrödel“ noch nicht zu finden war, oder „Corvetto“, mehr aus Basiles „Pentamerone“ als aus anderen Quellen bekannt.

Die „EM“ macht es dem Benützer nicht eben leicht. Wer beispielsweise „Aelian“ sucht, findet ihn nun unter „Claudius Aelianus“, und wer sich über

Feenmärchen zu unterrichten wünscht, muß „Contes des fées“ nachschlagen. Manche zusammenfassende Artikel wie „Dämon“ von Lutz Röhrich unterrichten wirklich vielseitig, aber man muß noch „Dämonologie“ von Christoph Daxelmüller dazulesen, und wird doch nicht ganz das finden, was etwa die Mythologische Schule darunter verstanden hat. Daß man das Märchenhafte in anderen Literaturgattungen aufzusuchen bestrebt ist, erscheint begreiflich. Aber „Commedia dell'Arte“ von Wolfram Krömer gibt vielleicht nicht ganz das, was man erwartet, und die manchenorts so geschätzten „Comics“, bearbeitet von Rolf Wilh. Brednich, werden nicht jeden Erzählforscher erfreuen. Bei so manchem Artikel schwankt man eben hier wie schon in den vorhergehenden Bänden, ob er wirklich notwendig war. Aber Herausgeber und Redaktion haben sich zweifellos gut überlegt, was gesucht wird und was geboten werden kann, und dann eigentlich immer mehr erarbeiten lassen, als vielleicht zunächst zu erwarten war. Die Gesamtleistung bleibt bewundernswert.

Leopold Schmidt

Lexikon des Mittelalters. Bd. I, Lieferungen 6 und 7 (Spalten 1025–1472). München und Zürich 1979/80, Artemis-Verlag.

Das großangelegte „Lexikon des Mittelalters“ wächst verhältnismäßig rasch weiter. Die beiden letzten Lieferungen zeigen viele Fortschritte auf, die Aufnahme von größeren Überblicksartikeln (Balearen, Bamberg), berührt ebenso angenehm wie jene zahlreicher Personen- und Sachartikel. Geschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte erscheinen einigermaßen gleichmäßig beteiligt, Volkskunde ist nicht stark vertreten. Von Stichwörtern, die uns im Fach interessieren könnten, seien wenigstens einige herausgegriffen: Artus, Artusrunden, Artushöfe (was länger sein könnte), Asen (später einmal: Balder besonders), Astralgeister, Astrologie, Atzmann (wohl zu kurz), Auerochs (auch nicht sehr ergiebig), dann Babenberger, Bäcker, Backstein (nicht aber der am Pranger hangende Bagstein), Bad, Bahre, Bahrprobe, ferner John Ball, Ballade (mit nicht weniger als 7 Autoren), Ballspiele, Bann und Bannbeschwörung. Man merkt, auf welchen Gebieten mehr gearbeitet wurde, und wird finden, daß nicht jeder Autor auch die volkscundliche Literatur zu seinem Thema gelesen hat. Aber das geht sicherlich auch umgekehrt so und kann dem wertvollen Lexikon-Unternehmen nicht speziell angekreidet werden. Sein Fortschritt ist durchaus zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Ethnographica et Folkloristica Carpathica. Bd. I. Hg. Zoltán Ujváry (= Műveltség és Hagyomány, Bd. XIX), 196 S., mit Abb. und Karten im Text. Debrecen 1979, Kossuth Lajos Tudományegyetem.

Die ungarische Volkskunde ist vielseitig. Ihre oft sehr bedeutenden Leistungen können leider immer nur zum Teil gewürdigt werden, weil eben Ungarisch nicht zu den geläufigen Sprachen gehört. Diesem Mangel helfen die ungarischen Kollegen seit Jahren gern dadurch ab, daß sie wichtige Arbeiten in den geläufigeren Sprachen,

vor allem deutsch, englisch oder auch französisch veröffentlichen. In diesem Fall hat sich das rege Debrecener Institut für Volkskunde dazu entschlossen, der wohl-bekannten, inhaltsreichen Zeitschrift „Műveltség és Hagymány“ eine Buchreihe beizugeben, in der nun Arbeiten in den genannten Sprachen erscheinen. Der vor-liegende erste Band zeigt, was die Schüler und Nachfolger von Béla Gunda leisten. Es sind weitgehend seine Arbeitsgebiete, die sie weiterpflegen: Also Landwirt-schaft, Kartoffelanbau, Laubfutter, Extensive Schweinezucht, aber auch Bauern-haus, wie in der Arbeit von Laszlo Dám „Zur Frage der Genese des ungarischen Hauses“. Geräte und ihre Verwendung werden untersucht, so von Attila Sélmeczi Kovács „Der Garbenbindestock im Karpathenbecken“. Beziehungen zu den teilweise weit nach Ungarn eingewanderten Südslawen finden sich in den Arbeiten von Vilmos Voigt und von György Mody behandelt. Zum alten Volksbrauch zählen die Regös-Bräuche, über welche Gabor Bárna gearbeitet hat. Die Möglichkeiten der „Veränderung von Volksbräuchen und Riten“ behandelt der Herausgeber Zoltán Ujváry. Es sind auf der Hand liegende Beobachtungen zur Gegenwartsvolkskunde, die hier mitgeteilt und beurteilt werden. Schließlich kommt auch die volkskundliche Museologie nicht zur kurz: Albert Kurucz hat über „Parallelen und Unterschiedlichkeiten in der wissen-schaftlichen Konzeption der mitteleuropäischen und ungarischen ethnographischen Freilichtmuseen“ geschrieben. Ein inhaltsreicher 1. Band also, dem man viele ebenso gute Nachfolger wünschen darf.

Leopold Schmidt

Jeannine Auboyer, Michel Beurdeley, Jean Boisserlier, Chantal Massonau, Hu-guette Rousset, Handbuch der Formen- und Stilkunde Asien. 604 Seiten, 2000 Abb. (Zeichnungen) im Text, Glossar, Karten. Stuttgart 1978/80, Verlag W. Kohlhammer. DM 69,—.

Vor fünfzig, sechzig Jahren hätte die damals übliche vergleichende Volks-kunstforschung sicherlich einen gewissen Gewinn von diesem sehr dicht gearbeiteten, überaus reich illustrierten Handbuch haben können. Beim Durch-blättern fallen ja sogleich Motive der „angewandten Kunst“ auf, die zu Volkskunst-motiven Beziehungen aufweisen. Also etwa der figural belebte Vasensproß auf einem Pilaster in Anuradapura (Sri Lanka) (109/26), oder dem kostbaren Betel-behälter aus Mandalay in Vogelform (157/112), dem irdenen Kopfgefäß aus Thailand (198/169), dem glasierten Vogelreiter-Gefäß aus Savankebok, Thailand (199/177), der glasierten Schüssel mit den zwei gegengleichen Fischen im Fonds aus Singapur (201/186), der Gottheit auf dem Hahn reitend, aus Holz geschnitzt, aus Vat Kompong Prah, Kambodscha (250/80) oder dem Gießgefäß in Entenform aus Steinzeug, Korea (505/85).

Heute wird eine derartige vergleichende Volkskunstforschung kaum mehr betrieben, man ist historisch genauer, in den räumlichen Bezügen sorgfältiger

geworden. Aber die Märchenforschung beispielsweise kann solche alte Verbindungswege immer noch nachgehen und wird vor allem die Bildzeugnisse zu den indischen Volkserzählungen sicherlich heranziehen. Dabei mag dieses in seiner Art bemerkenswerte Handbuch wohl auch seine Dienste tun.

Leopold Schmidt

Gian Carlo Calza, Populäre Druckgraphik Japan. Übersetzt von Ragni Maria Gschwend und Ulrike Stopfel. Großoktav, 250 Seiten, mit 52 farbigen und 147 einfarbigen Abb. München 1980, Verlag Georg D. W. Callwey. Subskriptionspreis bis 31. 8. 1980 DM 140,-, später DM 175,-.

Äußerlich gleicht der bibliophile Pappband den bisher bei Callwey erschienenen großen Bildbänden über die volkstümliche Graphik, wie ihn für Deutschland etwa Wolfgang Brückner erarbeitet hat. Die Reihe dieser Bände war fachlich sehr nützlich, jeder Band ein schöner Querschnitt über ein meist noch wenig bearbeitetes Gebiet.

Der vorliegende Band bietet dagegen japanische Holzschnitte, sicherlich sehr interessante und wertvolle Graphiken, einigermaßen graphikgeschichtlich und thematisch geordnet. Aber bei diesen künstlerisch oft sehr hochstehenden Holzschnitten kann von „populär“ im Sinn der anderen Bände keine Rede sein. Eigentlich handelt es sich durchwegs um Hochkunst. So ist der Band sicherlich ein Gewinn für Freunde ostasiatischer Kunst, für uns aber fachlich nicht weiter zu gebrauchen.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf

Nahrungsvolkskunde (ohne Kochbücher)
(ab 15. 10. 1969 – I.-Nr. 21.002 SA bis 1980)

Erstellt von Klaus Gottschall

Teresa Ambrożewicz, Ozdobne pieczywo ludowe w zbiorach. Państwowego muzeum Etnograficznego w Warszawie (=Volkstümliche Gebildgebäcke), Warszawa 1976, 16 S., Abb. 24.688 FM-A (Warschau)

Fred Binder, Die Brotnahrung, Auswahl-Bibliographie zu ihrer Geschichte und Bedeutung. Deutsches Brotmuseum e. V., Ulm/D., 1973, Rotaprint, 300 S. (= Schriftenreihe des Deutschen Brotmuseums, Heft 9).

22.506 Bibl.

Skånska matvanor. (Essen in Schonen) (= Skånes Hembygas förbund, Årsbok 1971). Mit Beiträgen von N. A. Bringeus, Göran Nossander, Kurt Genrup u. a., Lund 1971, 212 S., Abb. 22.043 N

- Brigitta Conradson, Karameller. Om kulturhistoriskt godis från skådebröd till sega råttor. Nordiska museet, 1975, 44 S., Abb.
23.708 FM-A (Stockholm)
- Angelos Deftereos, O artos kata ten gennesin kai ten teleyten. E symbolike kai magike chresis tou ypo ton neoteron Ellenon. (Bread at birth and death. It's symbolic and magical amongst Greeks of today). 266 Seiten. Athen, Volkskundearchiv der Akademie Athenon, 1979.
26.735 N
- Alexander Fenton, Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki, August 1973. The Shetland Times Ltd., Lerwick, Shetland 1976. Reprint by the Scottish Country Life Museums Trust, Edinburgh. From Ethnological Food Research, Kansatieteellinen Arkisto 26, Suomen Muinaismuistoyhdistys, Helsinki 1975, 16 S.
26.484 SA
- Marie Louise Fischer und Gustl Kernmayr, Alpenländische Küche. Kräftiges und Deftiges aus 29 Regionen, unter Mitarbeit von Walter Gorscheneck. 199 Seiten, mit mehreren Farbtafeln. München 1979, Mary Hahns Kochbuchverlag.
26.608 N
- Hermann Frass, Franz H. Riedl, Historische Gaststätten in Tirol; Nord-, Ost- und Südtirol. Athesia, Bozen 1974, 173 S., Abb., teils farbig.
25.577 N
- Anni Gamerith, Arten und Wandel (der Getreidebreie) am Beispiel des Landes Steiermark mit weiteren Bezügen. Ethnologische Nahrungsforschung – Reprints from the Second International Symposium for Ethnological Food Research, Helsinki 1973. SA aus: Kansatieteellinen Arkisto 26. Suomen Muinaismuistoyhdistys, Helsinki 1975, S. 80–113, 9 Karten.
23.664 SA
- dieselbe, Festliche Brauchtumsgebäcke. Zur Volkskunde des obersten Ennstales. SA aus: Neue Chronik. Zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer. Beilage Nr. 230 der Südost-Tagespost, Nr. 52, 5. Oktober 1958, S. 1–4.
25.703 SA
- dieselbe, Ehrfurcht vor Korn und Brot. Wissenschaftliche Untersuchungen und geraffte Überschau zu „Lebendiges Ganzkorn“ (Unveränderter Nachdruck von 1958). SA aus: Neues Leben, Bad Gaisern 1976, 32 S., Abb.
25.673 SA
- dieselbe, Feuerstättenbedingte Kochtechniken und Speisen. SA aus: Ethnologia Scandinavica, A Journal for Nordic Ethnology 1971, S. 78–86, Abb., Illustrationen, Tab.
26.318 SA
- dieselbe, Lebendiges Ganzkorn. Neue Sicht zur Getreidefrage, gewonnen aus dem Urwissen bäuerlicher Überlieferung. Verlag Neues Leben, Bad Gaisern 1956, 64 S., 25 Abb.
25.674 SA
- dieselbe, Der Habertalgg. Altes bäuerliches Nahrungsmittel aus Hafer – Bildreihe in der Bauernausstellung, Kleine Zeitung, 9. 7. 1966, S. 16 (Fotokopie).
25.668 SA

- dieselbe, Herkunft und Herstellung des bäuerlichen Hausbrotens. SA aus: Österreichischer Volkskundeatlas, 2. Lfg. (1965), Bl. 25, 22 S. 25.705 SA
- dieselbe, Kost- und Speiselandschaften der Steiermark. In: Atlas zur Geschichte des steirischen Bauerntums, Graz 1971, Blatt 43, Kurztext. 25.699 SA
- dieselbe, Milchgüte: Bäuerliche „Umstellgebiete“. Biologisch hochwertige Milch. Beschreibbare Zukunftswege. SA aus: Neues Leben, 13. Jg., Sept./Okt. 1958, Heft 9/10, S. 24–31. 25.671 SA
- dieselbe, Ethnologische Nahrungsforschung (Nahrungsvolkskunde), Lund 1970, 1. Symposium. SA aus: Österr. Zeitschrift für Volkskunde, 1971/3, Bd. 25/74, S. 254–258. 25.675 SA
- dieselbe, Ethnologische Nahrungsforschung (Nahrungsvolkskunde). Helsinki 1973, 2. Symposium. SA aus: Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 28/77, 1974, S. 290–294. 25.704 SA
- dieselbe, Rezension zu: E. Tolksdorf, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen. SA aus: Österr. Zeitschrift für Volkskunde 1977, Bd. 31/80, S. 337–341. 25.700 SA
- dieselbe, Stand der Nahrungsforschung in Österreich. SA aus: Ethnologia Europaea, Vol. V, 1971, S. 91–98. 26.296 SA
- Bridget Ann Henisch, Fast and Feast. Food in Medieval Society. 279 Seiten. University Park and London 1976, The Pennsylvania State University Press. 26.615 N
- Klaudia Helbok, Die Küche und die volkstümlichen Speisen in Vorarlberg. (Sprachgeschichtliche und volkskundliche Untersuchung.) Dissertation, eingereicht im Sommersemester 1931 an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, 172 S., Xerox. 25.265 N
- Wilhelm Huditz, Vom österreichischen Bauernessen einst und jetzt. Versuch einer Übersicht. SA aus: Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 24/73, 1970, S. 39–51. 21.261 SA
- Karl Ilten, Vom Essen und Trinken im alten Uri. Ein fröhlicher Streifzug durch die Urner Küche. Gamma & Cie., Altdorf 1973, 414 S., Taf., Abb., Faksimilia. 22.886/1 N
- derselbe, Rezepte aus dem alten Uri. Aufs Feuer gesetzt von Emil Stadler und zu Tisch gebracht von ~. Gamma & Cie., Altdorf 1973, 112 S. (unpag.), Abb., teils farbig. 22.886/2 N
- E(szter) Kisbán, Die historische Bedeutung des Joghurts in den Milchverbreitungssystemen Südosteuropas. SA aus: Viehwirtschaft und Hirtenkultur. Ethnographische Studien, Hg. v. L. Földes, Budapest 1969, S. 517–530. 25.847 SA

- dieselbe, Eingliederung neuer Anbaufrüchte in die Volksnahrung. SA aus: A magyar mezőgazdasági muzeum közleményei 1971–1972, Budapest o. J., S. 283–286. 25.839 SA
- dieselbe, Újítások Észak-Dunántúl újkori népi táplálkozásában. SA aus: Az Ethnographia 1970, Évi 2–4. Számából. Progressio insita. Budapest 1970, S. 309–315. Dte. Zusammenfassung: Neuerungen in der neuzeitlichen Volksnahrung im nördlichen Transdanubien. 25.848 SA
- dieselbe, Az étkezések népi rendjének újkori átalakulása és az ebéd. SA aus: A magyar nyelv 71/1975/évi 2. Számából, S. 177–185. 25.842 SA
- dieselbe, A kenyér néprajzi kutatása Európában. SA aus: Ethnographia. A magyar néprajzi társaság folyóirata. LXXXVI/3, 1965 (Budapest), S. 313–340. Deutsche Zusammenfassung: Ethnographische Erforschung des Brotes in Europa. 25.852 SA
- dieselbe, A kenyér a táplálkozási struktúrában. SA aus: Népi kultúra – népi társadalom IV, Budapest 1970, S. 97–125. Deutsche Zusammenfassung: Das Brot in der Ernährungsstruktur. 25.849 SA
- dieselbe, A lepénykenyér a magyar népi táplálkozásban. SA aus: Népi kultúra – népi társadalom, Budapest 1/1968, S. 51–91. Deutsche Zusammenfassung: S. 282–283: Das Fladenbrot in der ungarischen Volksnahrung. 25.844 SA
- dieselbe, Maisnahrung im Karpatenbecken. SA aus: Festschrift Matthias Zender, Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte. Hg. v. Edith Ennen und Günter Wiegmann. Ludwig-Röhrscheid-Verlag, Bonn 1972, S. 264–280, Karten. 25.845 SA
- Eszter Kisbán - Barabás, Nahrung als Spiegel der Volkskultur. SA aus: Symposion „Ethnographia Pannonica“, veranstaltet vom ORF-Studio Burgenland, 27 S., 1971, 5 Vorträge vervielf. 22.265/5 SA
- dieselbe, Nahrungsforschung in Ungarn. SA aus: Ethnologia Europaea V/1971, S. 109–120. 25.851 SA
- dieselbe, Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung. Helsinki 1973. SA aus: Kansatieteellinen Arkisto 26, Suomen Muinaismuistoyhdistys, Helsinki 1975, S. 115–125. 25.843 SA
- dieselbe, A sertéshús tartósítása a paraszti háztartásban (Kutatási feladatok). SA aus: Népi kultúra – népi társadalom II–III/1969, Budapest, S. 103–116. Deutsche Zusammenfassung (S. 115): Die Konservierung von Schweinefleisch im Bauernhaushalt (Forschungsaufgaben). 25.846 SA
- dieselbe, Vom Speck zum Schmalz in der ländlichen ungarischen Kultur. In memoriam António Jorge Dias. SA aus: Instituto de Alta Cultura – Junta de Investigações Científicas do Ultramar, Vol. II., Lisboa 1974, S. 283–296, Abb. 25.841 SA

- dieselbe, Räumliche Zusammenhänge und historische Schichten in der Ernährung der Völker des pannonischen Gebietes. SA aus: Burgenländische Forschungen, Heft 61, Eisenstadt 1971, S. 60–66. „Ethnographia Pannonica“. 25.850 SA
- Elfriede G. Lies, Backen eines Prügelkrapfens. Film E 1713/1974, Mitteleuropa, Niederösterreich. Institut für den wissenschaftlichen Film, Göttingen 1974, 12 S., 1 Abb., SA aus: Encyclopaedia Cinematographica. 24.851 SA
- dieselbe, Butterbereitung auf der Alm. Film E 1098/1967. Mitteleuropa, Salzburg. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen 1975, 16 S., SA aus: Encyclopaedia Cinematographica. 24.854 SA
- dieselbe, Käsebereitung auf einer Alm. Film E 1110/1967. Mitteleuropa, Salzburg. Institut für den wissenschaftlichen Film, Göttingen 1975, 16 S., SA aus: Encyclopaedia Cinematographica. 24.855 SA
- Michael Markuš, Gemeinsame Probleme und Aufgaben der Volksnahrungsforschung im Karpatenraum. SA aus: Ethnologia Scandinavica, 1971, S. 16–19. 21.854 SA
- Franz und Gerhard Maresch, Die Pichl-Mühle in der Loich. Vom Getreide zum Brot. Katalog und Bemerkungen zu den Museumsobjekten in der Pichl-Mühle. Loich, Niederösterreich. SA aus: Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 24/73, 1970, S. 1–38, 7 Abb., IX Taf. 21.260 SA
- Herta Neunteufel, Kulturgeschichte der Linzer Torte. SA aus: OÖ. Heimatblätter, Jg. 31/1977, S. 195–198, 3 Abb. 25.203 SA
- Gustav Ränk, Molke als eine volkstümliche Nahrungsquelle. SA aus: Studia ethnographica et folkloristica in honorem Béla Gunda. Debrecen 1971, S. 315–320. 23.705 SA
- derselbe, Ein kleines Vorspiel zum Festmahl. SA aus: Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung. Helsinki, August 1973 (= Kansatieteellinen Arkisto, Nr. 26, Helsinki 1975, S. 201–205. 23.704 SA
- Holger Rasmussen, Nahrungsforschung in Dänemark. SA aus: Ethnologia Europaea. Bd. 5, Göttingen 1971, S. 42–38. 23.154 SA
- derselbe, Die Nahrungsforschung auf den Färöer. SA aus: Ethnologia Europaea. Bd. 5, Göttingen 1971, S. 49–52. 23.155 SA
- Ludwig Sackmayer, 6000 Jahre Brot – 750 Jahre Wiener Bäckerinnung. Ausstellung der Landesinnung Wien der Bäcker. Fachverlag für das österreichische Bäckerhandwerk, Friedrich Rudy, Wien 1977, 52 S., Abb. 24.727 FM-Ö (Wien allg.)
- György Sebestyén (Hg.), Das große österreichische Weinlexikon. Molden, Wien 1978, 293 S., 292 Abb., davon 55 in Farbe, 31 Karten. 25.677 N

- Katrin Sello (Hg.), Back-Bilder. Die nicht brotlose Kunst. Ausstellungskatalog des Kunstvereins Hannover vom Dezember 1976 bis Jänner 1977, 110 S., Abb., Beilage. 24.363 FM-A (Hannover)
- Heinz Schmitt, Die Backmodellsammlung im Weinheimer Heimatmuseum. SA aus: Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock, Breuberg-Neustadt 1976, S. 101–115, 31 Abb. 24.424 SA
- F. Schulz, Brot in Volksmedizin und Aberglauben. Im Eigenverlag, Wien 1972, 138 S., Rotaprint. 22.388 N
- Hans J. Teuteberg, Günter Wiegmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1972, 417 S., 20 Abb., Tab., Karten (= Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jahrhundert, Bd. III). 22.379 N
- Niilo Valonen, Was sind die Characteristica der Speisen aus der Provinz Satakunta? SA aus: Satakuntalainen Keittokirja (Kochbuch aus Satakunta, geschrieben von Niilo Valonen, Hilikka Uusivirta, Anna-Liisa Arha und Ritva Tuulos. Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran Toimituksia (Lieferungen der Finnischen Literaturgesellschaft) 290, Helsinki 1969, 33 Blatt, vervielf. 22.664 SA
- Begleit-Veröffentlichungen zu dem wissenschaftlichen Film. Wissenschaftliches Filmdokumente aus der Forschungsarbeit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften – Institut für vergleichende Verhaltensforschung, Abt. 1, Allgemeine Verhaltensforschung und Kulturethologie, Leiter Otto Koenig. Aufgenommen durch die Bundesstaatliche Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie.
8/VT 1240: Bäuerliches Abendessen, 1968, 11 S.
9/V 1262: Zerteilen eines Schweines, 1970, 5 S.
15/V 1248: Treberschnapsbrennen im bäuerlichen Haushalt, 1970, 8 S. 23.733 Film
- Günter Wiegmann, Was ist der spezielle Aspekt ethnologischer Nahrungsforschung? SA aus: Ethnologia Scandinavica, 1971, S. 6–16. 22.270 SA
- derselbe, Kontinuität und Konstanz in der Volksnahrung. SA aus: Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Hg. v. Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner, Erich-Schmidt-Verlag, Berlin 1969, S. 154–171. 21.010 SA
- Annemarie Zogg, Robert Hirt, Zürcher Gebäckmodel. Verlag Paul Haupt, Bern 1970, 51 Abb. (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 148/149). 21.519 N

Der Küchenabfallhaufen beim Gasthof Jodlbichl in Jochberg, pol. Bez. Kitzbühel, Tirol

Ein weiteres Beispiel Tiroler Gasthaus-Archäologie

Von Richard Pittioni

1. Fundgeschichte und Fundort

Vor Beginn der Gründungsversammlung des „Bergbau- und Heimatmuseum-Vereins“ – Jochberg am 8. September 1977 machte mich Herr Peter Aufschnaiter, Besitzer des Gasthofes „Jodlbichl“ in Jochberg, darauf aufmerksam, daß ein von ihm beschäftigter Arbeiter beim Abtragen einer Erdansammlung vor den Fenstern der Gasthausküche einige keramische Bruchstücke und Glasreste gefunden habe. Eine flüchtige Durchsicht dieses Fundbestandes ließ Schwarzhafnerei und Kröninger glasierte Ware erkennen. Es war daher angezeigt, diesen Abfallhaufen so bald als möglich abzubauen. Dies geschah am Vormittag des darauf folgenden Sonntags (9. September 1977) unter tatkräftiger Mitarbeit der Herren Ing. Sepp Krimbacher-Kitzbühel, Georg Jöchl und Peter Egger – beide Jochberg (Abb. 1). Bei dieser Gelegenheit konnte ein umfangreicher Bestand an keramischen Resten geborgen werden, den G. Jöchl vorläufig für eine erste Durchsicht bei sich aufbewahrte. Eine Bearbeitung konnte aber erst im Sommer 1978 begonnen werden, wobei vor allem Augenmerk darauf gelenkt wurde, ob und inwieweit aus dem Scherbenmaterial noch etwas zusammengesetzt und auch ergänzt werden könne. Nachdem der Bestand an kleinen Scherben ausgeschieden war, zeigte es sich, daß eine nähere Bearbei-

tung des Gesamtbestandes notwendig ist, um die vorläufig festgestellten neuen Formen entsprechend zu würdigen. Über meine Anregung hat darum der Bergbau- und Heimatmuseum-Verein an die Gemeinde Jochberg das Ansuchen um finanzielle Unterstützung gerichtet, mit der die Kosten für die Anfertigung von publikationsreifen Zeichnungen der wichtigsten Objekte zu decken wären. Am 14. 8. 1978 hat die Gemeinde diesem Ansuchen stattgegeben und für den genannten Zweck dem Verein eine Subvention von S 4000,— bewilligt. Am 6. November 1978 habe ich den Erhalt dieses Betrages der Gemeinde Jochberg bestätigt, nachdem die Zeichnungen von Herrn L. Leitner angefertigt worden waren. Ich benützte die Gelegenheit der Veröffentlichung, um meinen Dank an die Gemeinde und den Museumsverein auch öffentlich zu wiederholen. Auch dem Zeichner sei für seine rasche Arbeit vielmals gedankt. Die gezeichneten und auch ausstellungswerten Objekte habe ich am 18. Jänner 1979 dem Museum wieder zurückgestellt, wo sie inventarisiert und in einer Vitrine ausgestellt wurden. Die in der folgenden Beschreibung jedem Objekt vorangestellte Zahl dient der einwandfreien Identifikation beim Inventarisieren. Schließlich darf ich aber noch Herrn P. Aufschnaiter herzlich dafür danken, daß er die Funde für die Bearbeitung freigegeben und sie dann dem Museum übermittelt hat.

Die Fundstelle befindet sich östlich des Gasthaus-Gebäudes Jodlbichl. Dieses trägt die Bauparzellen-Nr. 300, das anschließende Fundgelände sind die Parzellen Nr. 984 und 985, die nur eine etwa 3 m breite Waagrechterstreckung aufweisen und anschließend steil etwa 50 m tief bis zum Bett der Jochberger Ache abfallen. Man wird daher annehmen können, daß nur ein Teil des aus der Küche entfernten Geschirrbruches, unter dem sich auch noch auffallend viele Glasreste befinden, auf dem ebenen Gelände liegen geblieben und die Hauptmasse über den Abgang abgerollt ist (Abb. 2). Dies dürfte vielleicht auch die Erklärung dafür sein, daß von größeren Objekten, wie Ofenkacheln, kaum ein nennenswerter Bestand übrig geblieben ist. Das für die fachliche Auswertung verwendete Material wird nachstehend zu Gruppen zusammengefaßt beschrieben.

2. Fundgut

a) Passauer Schwarzhafnerei

(1) Rand-Wandstück eines mittelgroßen **Topfes**. Sehr feiner, kompakter, dunkelbrauner Ton, innere Randfläche und Außenfläche

graphitgeschlickert. Rand innen und außen hochglänzend geglättet. Wand schwach konvex geschwungen, auf ihr der schwach stufenartig nach außen vorspringende niedere Rand aufgesetzt. Innere Randfläche schwach konkav, äußere Randfläche schwach konvex geschwungen. Obere Randkante gerundet. Auf dem Rand ein gering weitlichtiger Bandhenkel angesetzt und bis zur größten Bauchweite führend; Außenfläche facettiert. Auf der breiten Henkelansatzfläche senkrecht eingedrückter Stempel, wahrscheinlich zwei ineinander greifende Andreas-Kreuze in vollovalem Feld. rekonstr. Mdm. 16 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 0,7 cm, Henkelbreite 3,5–2,5 cm, Marken-Dm. 1,6:1,7 cm (Abb. 3).

(2) Randstück eines mittelgroßen **Topfes**. Sehr feiner, kompakter, dunkelbrauner Ton, Innen- und Außenfläche graphitgeschlickert, aber nicht geglättet. Rand von der Wand schwach stufenförmig nach außen vorspringend. Randinnenfläche schwach konkav, Randaußenfläche schwach konvex geschwungen. Auf der Außenfläche des Randes knapp unterhalb der Randkante zwei gegenständig eingedrückte Fingertupfen, Randinnenfläche an der gleichen Stelle etwas eingedrückt. rekonstr. Mdm. 18 cm, Randhöhe 2,3 cm, Randdicke 0,9 cm (Abb. 3).

(3) Randstück eines mittelgroßen **Topfes**. Sehr feiner, kompakter, dunkelbrauner Ton, Innen- und Außenfläche graphitgeschlickert, Rand auf beiden Flächen hochglänzend geglättet. Rand wie bei Nr. 1 und 2 geformt, an einer Stelle zwei gegenständig eingedrückte Fingertupfen, Randinnenfläche an der gleichen Stelle etwas eingedellt. rekonstr. Mdm. 16 cm, Randhöhe 2 cm, Randdicke 0,8 cm (Abb. 3).

(4) Randstück eines mittelgroßen **Topfes**. Sehr feiner, kompakter, dunkelbrauner Ton, innere Randfläche und Außenseite graphitgeschlickert, schwach geglättet. rekonstr. Mdm. 16 cm, Randhöhe 2,1 cm, Randdicke 0,8 cm (Abb. 4).

(5) Rand-Wandstück eines kleineren **Topfes**. Dunkelgraubrauner, feiner und kompakter Ton, Innen- und Außenfläche hellgrau graphitgeschlickert, Rand wie bei den Nr. 1 bis 4, Innen- und Außenfläche glänzend geglättet. rekonstr. Mdm. 10 cm, Randdicke 0,7 cm, Randhöhe 1,8 cm (Abb. 4).

(6) Kleines Randstück eines kleinen **Topfes**. Dunkelbraungrauer, feiner und kompakter Ton, Innen- und Außenfläche hellgrau graphitgeschlickert, Rand wie bei den Nr. 1 bis 5. Innen- und Außenfläche glänzend geglättet, Ansatz eines senkrechten Glättbandes auf der schwach hervortretenden Schulter. rekonstr. Mdm. 10 cm, Randhöhe 1,6 cm, Randdicke 0,9 cm (Abb. 4).

(7) Kleines Randstück eines kleineren **Topfes**, vielleicht von Nr. 6. (Abb. 4).

(8) Sehr kleines Randstück eines größeren **Topfes**. Dunkelbrauner, feiner und kompakter Ton, Oberfläche beidseitig graphitgeschlickert, Rand wie bei den Nr. 1 bis 7. Innen- und Außenfläche schwach geglättet. rekonstr. Mdm. ca. 22 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 0,9 cm (Abb. 5).

(9) Boden-Wandstück eines mittelgroßen **Topfes**. Feiner, graubrauner kompakter Ton. Innen- und Außenfläche dunkelgrau graphitgeschlickert, auf der Wand Reste von schief verlaufenden Glättbändern. rekonstr. Stfl. ca. 12 cm (Abb. 5).

(10) Wandstück eines **Topfes**. Braungrauer, feiner und kompakter Ton, Außenfläche graphitgeschlickert mit Teilen von schief über die Wand verlaufenden Glättbändern (Abb. 5).

(11) Kleines Wand-Bodenstück eines **Topfes**. Dunkelbrauner, feiner und kompakter Ton, Außenfläche ganz dünn geschlickert. rekonstr. Stfl. ca. 8 cm (Abb. 5).

1 kleines Randstück wie Nr. 4. – 4 kleine Wandstücke aus schwarzgrauem Ton ohne Verzierung. – 1 kleines Wandstück aus hellgrauem Ton mit Glättmusterresten. – 1 Wand-Boden-Ansatzstück aus grauem Ton, ohne Verzierung.

b) Schwarzhafnerei-Kacheln

(12) Randstück einer **Schüsselkachel**. Wenig feiner Ton, Oberfläche grau geschlickert, auf der Wand unterhalb des waagrechten Randes Reste von vier bogenförmigen Rillen (Abb. 13).

c) Kröninger Ware

(13) Teilstück einer großen konischen **Schüssel**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Standfläche mit Randwulst von der Wand abgesetzt, von einer umlaufenden Rille eingefaßt. Gefäßrand schwach verdickt, wenig nach außen abgebogen, unterhalb der Gefäßkehle zwei parallele waagrechte schwache Rillen. Innen dunkelbraun glasiert, Glasur teilweise abgesprungen, außen hellgelb glänzend glasiert. Stfl. 16 cm, H. 8 cm, Mdm. 28 cm (Abb. 6).

(14) Randstück einer großen konischen **Schüssel**. Hellgelbbrauner, sehr feiner und kompakter Ton. Konisch-konvexe Wand, Rand schwach verstärkt und kräftig nach außen umgebogen. Unterhalb der Gefäßkehle zwei parallele waagrechte Rillen. Innen und Rand dunkel-

braun, außen hellgelb glänzend glasiert, Glasur teilweise abgesprungen. rekonstr. Mdm. 28 cm (Abb. 6).

(15) Randstück einer großen kalottenförmigen **Schüssel**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Oberteil der konvex geschwungenen Wand mit scharf, fast waagrecht nach außen umgebogenem breitem Rand und stufenförmig ausgeführter Randkante, deren oberes Ende abgebrochen. Innen mit Randkante dunkelbraun, außen graugrün hellglänzend körnig glasiert. rekonstr. Mdm. 21,4 cm, Randbreite 1,5 cm, Randhöhe ca. 2 cm (Abb. 6).

(16) Großes Randstück einer kalottenförmigen **Schüssel**. Rötlichgelber, sehr feiner und kompakter Ton. Oberteil der konvex geschwungenen Wand mit waagrecht nach außen umgebogenem Rand und zylindrisch aufgesetzter Randkante, ihr oberes Ende schief nach innen abgeschnitten. Innen und Randkante dunkelschokoladebraun mit hellen Flecken, außen hellgrün körnig glasiert. rekonstr. Mdm. 19 cm, Randbreite 1,5 cm, Randhöhe 2,5 cm (Abb. 7).

(17) Randstück einer sehr großen **Schüssel**. Hellgelber, sehr feiner und kompakter Ton. Wand leicht konvex geschwungen, Rand etwas verstärkt und nach außen gerundet. Innen und Rand dunkelbraun, außen hellgelb glänzend glasiert. rekonstr. Mdm. 38 cm (Abb. 7).

(18) Randstück einer großen **Schüssel**. Gelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Konische Wand mit deutlichem Schulterabsatz und niederem, schwach konisch gebildetem Hals. Rand wenig verdickt und schwach nach außen gebogen. Innen und Rand sowie Hals dunkelschokoladebraun, außen Schalenwand gelbgrün mit braunen Streifen glänzend glasiert. rekonstr. Mdm. 25 cm, Halshöhe 2 cm (Abb. 8).

(19) Randstück einer großen, kalottenförmigen **Schüssel**. Gelbgrauer, feiner und kompakter Ton. An der Wandbruchkante senkrechter Ansatz zum kalottenförmigen Schüsselteil. Breiter Rand schwach schief mit konvexem Schwung zum senkrecht stehenden Randende aufsteigend, dieses auf der Außenfläche kragenförmig gestaltet, Mundsaum waagrecht abgeschnitten. Innen dunkelbraun, außen mit Rand gelbgrünbraun glänzend glasiert. rekonstr. Mdm. 24 cm, Randhöhe 1,4 cm (Abb. 8).

(20) Randstück einer großen kalottenförmigen **Schüssel** gleicher Form. Gelbgrauer, sehr feiner kompakter Ton. Randkante im Querschnitt oval. Innen mit Randkante dunkelschokoladebraun, außen hellglänzend gelbgrau glasiert. rekonstr. Mdm. ca. 33 cm, H. der Randkante 1,6 cm (Abb. 8).

(21) Randstück einer großen kalottenförmigen **Schüssel**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Wand schwach konvex nach außen geformt, Rand nach innen eingebogen, seine untere Hälfte kragenartig reliefiert. Unterhalb des Randes zwei in verschiedener Höhe angebrachte Bohrlöcher zum Durchziehen von Flickdraht. Innen mit Rand hellgelb glänzend glasiert, außen nicht glasiert. rekonstr. Mdm. ca. 30 cm, Höhe des Kragenrandes 2,1 cm (Abb. 8).

(22) Randstück einer großen kalottenförmigen **Schüssel**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Breiter Rand scharf von der Wand abgebogen und leicht schief aufwärts gerichtet, Randkante wulstartig emporstehend. Innen und Rand dunkelschokoladebraun, außen hellgelb mit braunen Flecken glänzend glasiert. rekonstr. Mdm. ca. 33 cm, Höhe des Randes 1,4 cm (Abb. 9).

(23) Randstück eines großen **Kragenrandtopfes**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Niederer, nur wenig von der konvex nach außen geschwungenen Wand abgesetzter Hals, Rand verdickt, innen 0,9 cm unterhalb der Randkante stufenförmig abgesetzt, Randkante waagrecht abgeschnitten. Außenfläche kragenartig geformt, bei der rechten Bruchfläche schwache Reste eines Henkelansatzes. Innen hellgelb, außen mit Rand dunkelbraun hochglänzend glasiert. Mdm. ca. 22 cm (Abb. 9).

(24) Randstück eines mittelgroßen **Kragenrandtopfes**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Niederer Hals nur schwach eingezogen, Rand verdickt und kragenartig profiliert. Innen hellgelb und Rand mit Außenfläche dunkelschokoladebraun glänzend glasiert. rekonstr. Mdm. 16,6 cm, Randhöhe 1,5 cm, Randdicke 1,2 cm (Abb. 9).

(25) Randstück eines mittelgroßen **Kragenrandtopfes**. Hellgelbgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Niederer Hals nur schwach eingezogen, Rand etwas verdickt und kragenartig gebildet. Randaußenfläche leicht konkav eingedellt. Innen hellgelb, Rand und Außenfläche dunkelschokoladebraun glänzend glasiert, Glasur teilweise abgesprungen. rekonstr. Mdm. 14 cm, Randhöhe 1,5 cm, Randdicke 0,8 cm (Abb. 10).

(26) Randstück eines kleinen **Kragenrandtopfes**. Hellgelbbrauner, sehr feiner und kompakter Ton. Niederer Hals schwach eingezogen, Rand etwas verdickt und kragenartig profiliert. Randaußenfläche leicht konkav eingedellt, unterer Kragenrand kräftig abstehend. Innen leicht gelbbraun, Rand und Außenfläche schokoladebraun glänzend

geschlickert. rekonstr. Mdm. 9,8 cm, Randhöhe 1,1 cm, Randdicke 0,7 cm (Abb. 10).

(27) Randstück eines **Kragenrandtopfes**. Hellgrauer, sehr feiner und kompakter Ton. Oberteil schwach konisch zum Rand verengt, Rand nur wenig verstärkt, Außenfläche kragenartig profiliert. Am Rand englichtiger Bandhenkel angesetzt und zur tief sitzenden Schulter mit gedellter Ansatzstelle führend. Innenfläche gelbgrün, Rand und Außenfläche mit Henkel dunkelschokoladebraun hellglänzend glasiert. rekonstr. Mdm. 12 cm, Henkelbreite 2,1 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 0,7 cm (Abb. 10).

dazu: 1 Bodenwandstück eines kleineren Gefäßes, Standfläche ringartig abgesetzt, Wand breitkonisch aufsteigend; innen graugelb, außen dunkelschokoladebraun glänzend glasiert. Stfl. 8,6 cm.

(28 und 35) 2 Bruchstücke eines **Deckels**. Rötlich-gelber, sehr feiner und kompakter Ton. Niederer zapfenförmiger Griff flach abgeschnitten, an seiner Basis zwei umlaufende Kanneluren. Der ebene Deckelmittelteil gegen den Rand zu wenig nach abwärts abgebogen, Rand selbst gerundet. Untere Fläche unglasiert, obere Fläche mit Rand dunkelgelbbraun glänzend glasiert. Knopfhöhe 2 cm, Deckeldurchmesser ca. 15 cm (Abb. 13).

(30) Bruchstück einer **Pfanne** mit einem kleinen, dazugehörigen Randstück. Dunkelgelbbrauner, sehr feiner und kompakter Ton. Niedere senkrechte Wand in einem wulstigen, außen kragenartig profilierten Rand endigend. Pfanne lang rechteckig, an der erhaltenen Schmalseite Rest eines Henkelansatzes. Außenfläche unglasiert, äußerer Rand und Innenfläche dunkelgelbbraun glänzend glasiert. erh. Länge 17 cm, rekonstr. Breite ca. 14 cm, Höhe 8,7 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 1,3 cm (Abb. 12).

(31) Bruchstück und zwei kleine Bodenstücke einer **Pfanne**. Dunkelgelbbrauner, sehr feiner und kompakter Ton. Niedere senkrechte gegen die Standfläche zu etwas ausgebauchte Wand in einem wulstigen, außen kragenartig profilierten Rand endigend. Pfanne langrechteckig. Außenfläche unglasiert, äußerer Rand und Innenfläche dunkelbraunglänzend glasiert. Höhe 8,9 cm, Randhöhe 2,2 cm, Randdicke 1,4 cm (Abb. 12).

Boden-Wandstück einer kleinen **Pfanne**. Dunkelgelbbrauner Ton, Innenfläche gelbbraun hellglänzend glasiert. Wandansatz senkrecht aufsteigend. Länge ca. 22 cm, erh. Höhe 3 cm.

(32) Randstück eines großen **Kragenrandtopfes**. Hellgelbbrauner, sehr feiner und kompakter Ton. Auf dem zylindrischen Hals ein kräftig

profiliert Kragenrand aufsitzend, auf dem linken Bruchende Ansatzstelle eines breiten Handhenkels. Innen und Rand dunkelschokoladebraun glänzend glasiert, Glasur zum Großteil abgeblättert. Außen gelbbraun geschlickert. rekonstr. Mdm. 20,8 cm, Randhöhe 1,8 cm, Randdicke 1,2 cm (Abb. 11).

(33) Randstück eines mittelgroßen **Kragenrandtopfes**. Hellgelb-brauer, sehr feiner und kompakter Ton. Auf dem fast zylindrischen Hals ein kräftig profilierter Kragenrand aufsitzend und auf diesem ein breiter Bandhenkel angesetzt. Innen einschließlich Rand dunkelschokoladebraun glänzend glasiert, außen gelbbraun geschlickert. Mdm. 18,6 cm, Randhöhe 1,9 cm, Randdicke 1,2 cm, Henkelbreite 3,3 cm (Abb. 11).

(34) Randstück eines mittelgroßen **Kragenrandtopfes**. Hellgelber, sehr feiner und kompakter Ton. Auf dem niederen Hals ein schwach profilierter Kragenrand aufsitzend und auf diesem ein mittelbreiter Bandhenkel angesetzt. Innen einschließlich Rand hellgelb glänzend glasiert, außen roh belassen. rekonstr. Mdm. 15 cm, Randhöhe 1,5 cm, Randdicke 0,9 cm, Henkelbreite 2,2 cm (Abb. 11).

4 verschieden große Randstücke von Kragenrandtöpfen. Hellgelber feiner und kompakter Ton, innen einschließlich Rand dunkelschokoladebraun glasiert, außen rötlichgelb geschlickert. – 4 kleine Randstücke eines Topfes gleicher Ausfertigung, Außenfläche durch Feuereinwirkung schwarzgrau verfärbt. – 2 kleine Randstücke eines Topfes gleicher Ausfertigung, innen einschließlich Rand zitronengelb glasiert. – 2 kleine Randstücke von gleicher Ausfertigung, innen und außen hellgelb glasiert. – 1 kleines Randstück eines Topfes gleicher Ausfertigung, innen einschließlich Rand hellgelb glasiert, Außenfläche durch Feuereinwirkung dunkelgrau verfärbt. – 1 sehr kleines Randstück eines Topfes gleicher Ausfertigung, innen einschließlich Rand dunkelgrün glasiert, Außenfläche durch Feuereinwirkung dunkelgrau verfärbt. – 9 verschieden große Bodenteile von Töpfen mit Kragenrand, innen dunkelschokoladebraun oder zitronengelb glasiert. – 5 Wandstücke von Töpfen mit Kragenrand, innen dunkelschokoladebraun und zitronengelb glasiert. Bei den Boden- und den Wandstücken ist durch Feuereinwirkung eine Dunkelverfärbung eingetreten. – Zahlreiche Wandstücke von Töpfen mit Kragenrand, innen dunkelbraun glasiert, und weitere Wandstücke mit gelber Innenglasur.

d) Steinzeug

(29) 5 kleine Wandstücke und 1 Bodenstück von **Gefäßen**, grauer

Scherben. Die auf der Außenfläche eingerissenen geometrischen Muster mittelblau glänzend glasiert. Auf zwei Stücken Reste floraler Muster (Abb. 14).

(36) Wand-Bodenteil eines großen **Kruges**. Hellgelbgrauer Scherben, auf der Innenseite Drehwülste. Außenfläche hellblaugrau glasiert. Gut abgesetzte Standfläche, Wand darüber schwach konisch eingezogen und anschließend breitenkonisch mit konvexem Schwung ausladend. Knapp oberhalb der Standfläche zwei schwache umlaufende Rillen, auf der Wand Reste von 9 waagrechten Reihen kommaartiger Einstiche. rekonstr. Stfl. 22 cm, Erhalt. Höhe ca. 11 cm (Abb. 15).

dazu: zwei kleine Wandstücke.

(37) Wandbruchstück eines **Kruges**, und zwar Mittelteil mit größter Bauchweite. Hellgelber Scherben, Innenfläche mit Drehwülsten. Außenfläche farblos glasiert. Um die Bauchweite zwei waagrechte Rillen, darüber Reste von 13 waagrechten Reihen und darunter Reste von 5 waagrechten Reihen kommaartiger Einstiche (Abb. 15).

(38) Randstück eines annähernd konischen **Gefäßes**. Hellgrauer Scherben, beidflächig farblos glasiert. Auf der Innenfläche feine Drehrillen. Dünne Wand etwa 2,5 cm unterhalb des Randes verdickt, gerundeter Rand leicht nach außen gebogen. Auf der Außenfläche schwache, schief von links nach rechts verlaufende Rillen, von zwei waagrechten Streifen unterbrochen. Im verdickten Wandteil des linken Bruchrandes schwache Spur eines Henkelansatzes. rekonstr. Mdm. 8,7 cm, erh. Höhe ca. 10 cm (Abb. 16).

1 Randstück, hellgelber Scherben, Außenfläche schwach schief gerillt. — 1 kleines Randstück, hellblaugrauer Scherben, Oberfläche glatt. — 1 sehr kleines Wandstück, hellblaugrauer Scherben, Oberfläche schwach schief gerillt.

(39) Randstück eines **Gefäßes**. Hellgrauer Scherben, beidflächig farblos glasiert. Auf der Innenfläche feine Drehrillen, runder Rand schwach ausgebogen. Außenprofil: 2,3 cm breiter glatter Randteil, darunter gesimsartige Verdickung, anschließend 7 je 0,6 cm breiter Querrillen, gegen die Basis zu durch einen Wulst begrenzt. rekonstr. Mdm. 10 cm, erh. Höhe. 8,4 cm (Abb. 16).

1 kleines Randstück mit Absatz und anschließend Querrillen. — 1 kleines Randstück mit Absatz und anschließenden Querrillen. — 1 kleines Wandstück mit glattem Halsteil und anschließenden schwa-

chen Wülsten. — 1 kleines Wandstück, zwischen je zwei Wülsten ein Rillenband. — Alles: hellgelber Scherben.

(40) Wand-Bodenstück eines **Gefäßes**. Hellgelbgrauer Scherben, innen hellbraun, außen farblos glasiert. Fast senkrechte Wand, 0,7 cm oberhalb der Standfläche zwei schmale Wülste, darüber ein 1,4 cm breites Rillenband, darüber wieder zwei Wülste und darauf folgende Reste eines Rillenbandes. rekonstr. Stfl. 12 cm, erh. Höhe 4,6 cm (Abb. 16).

2 kleine Wandstücke knapp oberhalb der Standfläche mit Querswülsten und Querrillen, hellgelber Scherben.

(41) Boden-Wandstück eines **Gefäßes**. Hellgelber Scherben, innen gelbbraun, außen hellblaugrau glasiert. Zylindrische Wand durch einen Wulst vom Boden etwas abgesetzt. Darüber fast senkrechte, von einem Glättband unterbrochene senkrechte Rillen. Oberflächenaussfertigung wie Nr. 38, rekonstr. Stfl. 10,3 cm, erh. Höhe 4,6 cm (Abb. 16).

1 kleines Wand-Bodenstück mit Basiswulst und glatter Wand, hellgelber Scherben. — 1 kleines Wandstück mit kräftigen Querrillen, hellblaugelber Scherben.

e) Porzellan

(42) Senkrechtcs Tüllenende einer **Hakenpfeife**. Tüllenrand mit einem Verstärkerring versehen, der zugehörige Tabaksbehälter abgebrochen. erh. Länge ca. 7 cm, Tüllen-Durchmesser 1,8 cm, Durchmesser des Verstärkerrings 2,8 cm (Abb. 17).

(43) Beschädigter Tabaksbehälter einer zweiteiligen **Pfeife**. Oberer Randteil abgebrochen, unterer, verstärkter Teil mit Rauchabzugsöffnung erhalten, Tülle für Holzspitz abgebrochen. erh. Höhe 6,7 cm, oberer Dm. 2,8 cm, Dm. der Rauchabzugsöffnung 0,4 bis 0,5 cm. Auf der Außenfläche Teil eines aufgemalten Pferdekopfes (Abb. 17).

3. Fundauswertung

Die als Passauer Schwarzhafterei angesprochene Ware der Fundnummern 1 bis 11 (Abb. 3 bis 5) hebt sich rohstoffmäßig und formenkundlich von der von dort stammenden geläufigen Ware des 15. und 16. Jahrhunderts ab, sie ist aber auch von jenem Material verschieden,

das durch einen Monogramm-Töpferstempel gekennzeichnet wird¹⁾. Rohstoffmäßig fehlt allen genannten Stücken ein Graphitzusatz, weshalb der Ton eine dunkelbraune bis dunkelbraungraue Farbe aufweist. Die erhaltenen Reste zeigen einen klingend harten Brand, die Tonfarbe wird daher durch die Tonqualität bedingt sein. Hingegen ist die gesamte Oberfläche mit einem graphithaltigen Schlicker überzogen, der durch Glättung einen Hochglanz erhalten kann. Demnach handelt es sich hier um eine unechte (falsche) Schwarzhafnerei, wie sie auch für die mit den Monogramm-Stempeln versehene Passauer Ware nachzuweisen ist. Man wird vielleicht annehmen dürfen, daß man im vorge-schrittenen 16. Jhdt. davon abgekommen ist, die gewöhnliche Gebrauchsware mit Graphitzusatz zu versehen, während man die Schmelztiegel weiterhin in der gewohnten Weise herstellte.

Formenkundlich sind gegenüber den Töpfen mit Kreuzstempel auf dem nach außen umgebogenen Randwülsten deutliche Unterschiede zu bemerken. Vor allem darin, daß die im Querschnitt etwa oval gewulsteten Ränder gegen das Gefäßinnere zu durch eine schwache Stufe abgesetzt sind, aber nicht nach außen umgeschlagen werden. Diese Randbildung dürfte wohl damit zusammenhängen, daß die Töpfe mit Deckeln versehen werden konnten. Eine weitere Eigenart stellt das Anbringen von Fingereindrücken auf der Randaußenfläche dar, denen aber kaum eine praktische Bedeutung zugekommen sein wird. Ob sie als Herstellungsmarken gedient haben, ist unbekannt. Weiters ist das Anbringen von weitlichtigen, dicken Bandhenkeln auf der Außenfläche des Randes mit Aufsetzen auf der ausgeprägten Schulter zu beachten, wobei die leichte Facettierung der Henkeloberfläche mit jener der Henkel mit Monogramm-Marke parallel geht. Diese Oberflächen-zu-richtung darf als kennzeichnend für die jüngere Passauer Ware angesprochen werden. Ihr entspricht es auch, die Töpfermarke auf der breiten Ansatzfläche des Henkels anzubringen; sie ist hier von oben her senkrecht eingedrückt worden. Wie die an dem Jochberger Stück angebrachte Marke zu lesen bzw. zu bezeichnen ist, bleibt unklar, es könnte sich um aber zwei ineinander gesetzte Andreas-Kreuze handeln. Als zusätzliche Marke zum Zwingensteiner Wappen kommt das

¹⁾ Zu den beiden Gattungen der Passauer Ware vgl. R. Pittioni, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich, ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jhdts., Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie, Österr. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., 144 1977 93 ff., Abb. 1/6,7–6/1–4 (Ware mit Kreuzstempel und Querbalken) und Abb. 7–11 (Ware mit Monogrammstempel).

Andreaskreuz mehrfach vor²⁾), es ist vereinzelt auch für Passau belegt³⁾). Nach H. Rauscher⁴⁾ wurde von den Hafnern in der Ilzstadt das hier angefertigte Geschirr „mit einer Graphitschicht überzogen“ Sie waren „die Schwarzhafner, die weiterhin gestempeltes Geschirr herstellten“. Demnach wird man die Topfrandstücke Nr. 1 bis 8 auf die Ilzstädter Werkstätten beziehen dürfen. Doch hat man diese graphitierte Oberfläche geglättet, so besonders auf dem Rand, um ein Abblättern der Schlickerauflage zu verhindern, jedoch auch für Dekorationszwecke, wie das Bodenwandstück Nr. 9 (Abb. 5) und das Wandstück Nr. 10 (Abb. 5) zeigen. Mit dieser Glätt-Technik konnten Linien- und Streifenmuster beliebiger Art hergestellt werden, doch sind solche Muster im Vergleich zu den – wahrscheinlich jüngeren – Erzeugnissen gleicher Art im Kröninger Raum wesentlich einfacher gehalten.

Zeitlich wird man die Ilzstädter graphitierte und mit Glättmustern versehene Ware dem späten 16. und dem 17. Jahrhundert zuweisen dürfen.

Unter dem Fundmaterial beim Gasthof Jodlbichl befindet sich nur ein Randstück einer Schüsselnkachel (Nr. 12, Abb. 13) der geläufigen Form des 15. bzw. 16. Jhdts. Man wird annehmen dürfen, daß solche Kacheln einer einheimischen Produktion entstammen⁵⁾).

Reichlich und beachtenswert gut belegt ist die glasierte Kröninger Ware, sie macht den Hauptbestand des gesamten Fundgutes aus. Die Bezeichnung der einzelnen Formen erfolgt im Sinne einer allgemein gebräuchlichen Terminologie. Eine Berücksichtigung der im Krönin-

²⁾ Vgl. dazu A. Höllhuber, Die Reichensteiner Töpfermarkensammlung, Jahrb. d. öö. Musealvereins 122 1977 83 ff., Taf. 5/235 mit insgesamt 165 Nachweisen im oberen Mühlviertel, sowie R. Pittioni, Schwarzhafnerei aus dem Stift Heiligenkreuz II: Die Funde aus dem Konventgebäude 1920, Archaeologia Austr. 59/60 1976 175ff., Abb. 6/2.

³⁾ H. Rauscher, Hafnerzeichen aus dem Raum Passau, Ostbairische Grenzmarken 12 1970 309ff., Nr. 569 von Passau-Grubweg, Klosterberg. – Ders., Die Hafner zu Passau-Grubweg und Ilzstadt, a. a. O., 10 1968 233 f., Nr. 40.

⁴⁾ Anm. 3, 1970, 234.

⁵⁾ Zur Frage der Erzeugungsbereiche von Ofenkacheln vgl. man die Hinweise bei R. Pittioni, Keramik- und Kachelreste des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Kitzbühel-Hinterstadt 14, Öst. Zeitschr. f. Volkskunde N. S. 32 (81) 1978 202 ff., Abb. 4, sowie Ders., Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel, a. a. O., N. S. 31 (80) 1977 213 ff., Abb. 4/1,2.

ger Hafnergebiet üblich gewesenen Namen wird dadurch erschwert, daß diese durch die Überlieferung des späten 19. und des frühen 20. Jhdts. bekannt geworden sind, ohne daß man aber darüber Bescheid weiß, ob sie auch schon im 17. und im 18. Jhd. in gleicher Weise verwendet wurden⁶). In den einschlägigen Veröffentlichungen über die Kröninger Ware fehlt es leider bis jetzt auch noch an ausreichenden formenkundlichen Umschreibungen an Hand von Profilzeichnungen und Angaben über die Größenvariationen der einzelnen Grundformen.

Einer Schüssel-Grundform sind die Bruchstücke Nr. 13, 14 (Abb. 6) und Nr. 17 (Abb. 7) zuzuordnen. Die drei Abbildungen vermitteln einen plastischen Eindruck von den Größenschwankungen einer breitkonischen Schüssel mit schwach konvex geschwungenen Wänden und rund nach außen umgebogenem Rand. Alle drei sind außen hellgelb und innen dunkelschokoladebraun glasiert. Im Sinne der Kröninger Regionalterminologie wird man sie als „tiefe Schüssel“ bezeichnen können, bei denen die Standfläche deutlich von der Wand abgesetzt ist und der Boden außen eine umlaufende Rille aufweist. Diese kann für die Schüssel mit nach außen umgelegtem Rand als besonders kennzeichnend gewertet werden, wie auch aus anderen Beispielen hervorgeht⁷).

Die Randstücke Nr. 15 (Abb. 6) und Nr. 16 (Abb. 7) gehören zu Kalottenschüsseln, die durch den abgeknickten und fast waagrecht ausladenden Rand sowie den etwa zylindrischen Senkrechtsansatz ausgezeichnet sind. Seine Außenfläche kann einmal oder mehrfach quengerillt sein. Über die Form der Standfläche ist keine Aussage möglich, doch dürfte sie verhältnismäßig klein gewesen sein. In dem bis jetzt aus

⁶) Die Regionalnamen sind vor allem verzeichnet bei L. Grasmann-F. Markmiller, Katalog zur Ausstellung „Kröninger Hafnerware“, in: Der Storchenturm 20 1975 73 ff., bei L. Grasmann, Kröninger Hafnerei, Regensburg 1978, 99 ff., sowie bei F. Markmiller, Die Hafnerei in Kröning, in: Volkskunst, Zeitschr. f. volkstümliche Sachkultur, 3 1978 162 ff., Auch I. Bauer, Hafnergeschirr aus Altbayern, Kataloge d. Bayer. Nationalmuseums München XV/1 1976 63 ff., verwendet sie für die Formengliederung.

⁷) R. Pittioni, Tiroler Gasthaus-Archäologie, Öst. Zeitsch. f. Volkskunde, N. S. 32 (72) 1969 201 ff., Abb. 13/2. – Ders., Nachtrag zur Tiroler Gasthaus-Archäologie, a. a. O., 27 (76) 1973 118 ff., Abb. 6/2. – Man vgl. auch das bei I. Bauer, Anm. 6, S. 126, gezeigte Profil zum Typus „Napfschüssel“, deren Großausfertigung Weidling genannt wird und als Milchweidling einer besonderen Verwendung diente (L. Grasmann, Anm. 6, 1978 Nr. 14, S. 101.).

dem Jochberger Gebiet vorhandenen Material ist noch keine Entsprechung zu dieser Form vorhanden, sie dürfte aber der von L. Grasmann veröffentlichten Schüssel mit zylindrischem Randansatz entsprechen⁸⁾).

Eine weitere, noch nicht belegte Schüsselform ergibt sich aus dem Randstück Nr. 18 (Abb. 8). Sie ist konisch, hat eine scharf ausgeprägte Schulter, einen schwach konischen Randteil und einen fast waagrecht ausladenden Rand. In der Vergleichsliteratur habe ich keine Entsprechung gefunden, die Zuordnung zum Kröninger Bereich ergibt sich aus der für ihn typischen hellglänzenden Glasur.

Die Randstücke Nr. 19, 20, 21 (Abb. 8) und Nr. 22 (Abb. 9) dürften einer gemeinsamen Grundform angehören. Diese ist dadurch gekennzeichnet, daß ein mehr oder weniger konkav verbreiteter Rand am Ende verdickt und dieses nach innen eingebogen ist. Von der Wand erhaltene Reste zeigen eine schwach konkave Krümmung, die in eine breite Standfläche übergehen dürfte. Danach wird man eine ziemlich große, flache, fast tellerähnliche Schüsselform anzunehmen haben. Nach L. Grasmann ist die sogenannte Suppenschüssel⁹⁾ durch den profilierten und nach innen eingebogenen Rand, an dem man den Suppenlöffel abstreifen konnte, ausgezeichnet. Daneben gibt es aber noch eine Form, die als „Nudlschissl“ angesprochen wird¹⁰⁾ und gleichfalls den nach innen eingebogenen verdickten Rand aufweist. Daß solche große Schüsseln besonders geschätzt wurden, geht aus dem Randstück Nr. 21 (Abb. 8) hervor, das zwei Flicklöcher zum Durchziehen von Drahtspangen aufweist. Für die beachtliche Größe solcher Schüsseln dürften die Wände zu dünn gewesen sein, um einer stärkeren Belastung standhalten zu können.

Die Randstücke Nr. 23 bis 27 (Abb. 9 und 10) vertreten eine gut ausgeprägte und kennzeichnende Form, und zwar den beidseitigen glasierten Henkeltopf, der durch den Kragenrand ausgezeichnet ist. Daher auch die Bezeichnung Kragenrandtopf, der aber nicht nur für Bayern, sondern auch für Österreich vielfach belegt ist. Hier allerdings nur

⁸⁾ Anm. 6, Grasmann 1978, S. 104, unten rechts, ohne Profilanzeige.

⁹⁾ Anm. 6, Grasmann 1978, S. 102. – Ihr zweiter Name „Bauernschüssel“ weist darauf hin, daß sie vorzugsweise für die bäuerliche Abnehmerschichte angefertigt wurde. Für den Profilvergleich siehe I. Bauer, Anm. 6, Abb. S. 101.

¹⁰⁾ Anm. 6, Grasmann 1978, Abb. 47. – L. Grasmann-F. Markmiller 1975, Nr. 154, Abb. V, 2. Reihe von oben, links.

mit Innenglasur, die beidseitige Glasuraufgabe scheint demnach eine Kröninger Eigenart zu sein. Hier gehört er in die Gruppe der „hohen Hafen“, die innen gelb und außen dunkelbraun glasiert wurden. Die beidflächige Glasur spricht gegen eine Verwendung solcher Töpfe auf dem offenen Herd.

Den nur innen glasierten Kragenrandtöpfen gehören die Randstücke Nr. 32 bis 34 (Abb. 11) an. Die Größe der Randstücke Nr. 32 und 33 spräche für die Annahme, daß sie mit zwei gegenüber stehenden Bandhenkeln versehen waren¹¹⁾. Die an dem Henkelrest von Nr. 33 erkennbare senkrechte schwache Riefelung dürfte für diese Art der Kröninger Erzeugnisse kennzeichnend sein¹²⁾. Die innen glasierten Kragenrandtöpfe gibt es bereits im vorgeschrittenen 16. Jahrhundert, die Jochberger Stücke könnte man daher im Anschluß daran dem 17. und dem 18. Jahrhundert zuweisen, außer man könnte erweisen, daß solche innenglasierte Kochtöpfe auch noch später auf den offenen Herden verwendet wurden. Die an dem Scherbenmaterial vom Gasthof Jodlbichl erkennbaren Feuer- bzw. Hitze-Einwirkungen erweisen hier den Kragenrandtopf als den am meisten verwendeten Teil des Kochgeschirrs. Auch die auf der Innenfläche des Randes angebrachte schwache Profilstufe belegt die zusätzliche Verwendung eines Deckels.

Wie solche ausgesehen haben, zeigt das stark beschädigte Stück Nr. 28/35 (Abb. 13), das flach geformt nur einen wenig nach unten abgebogenen Rand erkennen läßt. Nach L. Grasmann läßt sich keine ausgesprochen typische Deckelform für das Kröninger Gebiet nachweisen¹³⁾. Sie sind allgemein auf der Innenseite roh belassen und nur auf der Außenseite gelblich bis braun, wie das Jochberger Stück, glasiert worden. Mag sein, daß man wegen der erhöhten Bruchgefahr bei den Deckeln solchen aus Holz den Vorzug gegeben hat.

¹¹⁾ Im Bergbau- und Heimatmuseum Jochberg befindet sich als Leihgabe der Familie J. Hochfilzer ein hoher, zweihenkeliger Kragenrandtopf mit hellgrüner, beidseitiger Glasur. Ein gleiches Stück verwahrt das Heimatmuseum in Rauris, Salzburg.

¹²⁾ Anm. 6, Markmiller 1978, Abb. 4. — Nach L. Grasmann. Anm. 6, S. 118, gehört diese Form in die Gruppe der „hohen Hafen“, in denen Mehl oder Schmalz aufbewahrt oder Eier eingelegt wurden.

¹³⁾ Anm. 6, Grasmann 1978, S. 120. — Ein schönes Beispiel gibt es vom Kröninger bei I. Bauer, Anm. 6, Abb. 133.

Die durch die Nr. 30 und 31 (Abb. 12) belegte Pfanne ist innerhalb des Jochberg-Kitzbüheler Fundgutes gleichfalls neu. Sie sind wie die Kochtöpfe mit einem profilierten Kragenrand versehen, weshalb sehr kleine Randstücke nur schwer von solchen der Töpfe zu unterscheiden sind. Auf dem Bruchstück Nr. 30 ist die obere Ansatzstelle des senkrechten englichtigen Stabhenkels erhalten geblieben. Zu beachten ist, daß nur die Innenseite der Pfannen glasiert und die Glasur durch die starke Hitze-Einwirkung vielfach gesprungen ist. Nach L. Grasmann¹⁴⁾ gibt es niedere und hohe Pfannen (im Kröning „Reine“ genannt), wobei die niederen (flachen) ca. 5 cm und die hohen 9 bis 14 cm hoch sind. Die beiden Jochberger Bruchstücke gehören zu den hohen Pfannen, in denen nach L. Grasmann die „Rohrnudeln“ gebacken wurden. Die auf den Bruchstücken der beiden Pfannen erhalten gebliebenen verkohlten Speisereste wurden von W. Kiesel untersucht¹⁵⁾, seine Ergebnisse folgen im Anschluß an den Text.

Das Steinzeug ist durch drei deutlich voneinander verschiedene Arten belegt.

Die älteste Art ist die durch sechs kleine Bruchstücke vertretene graue Ware mit den eingeritzten und blau gefärbten Mustern von vorwiegend floraler Art (Abb. 14). Bruchstücke gleicher Art gibt es vom ehemaligen Waldwirthshaus in Jochbergwald¹⁶⁾, auch in Kitzbühel-Vorderstadt 23 ist diese Ware in kleinen Scherben belegt¹⁷⁾. Alle werden als Reste von Krügen anzusprechen sein.

Eine andere Steinzeugart belegen die Bruchstücke Nr. 36 und 37 (Abb. 15). Beide gehören zu einem großen Krug mit zylindrischem Hals, eine durch ihre hellgelb bis graugelb gehaltene Glasur ausgezeichnete Form, die mehrfach in Bayern nachgewiesen ist¹⁸⁾, jedoch nicht mit der Kröninger Fabrikation in Verbindung gebracht werden kann. Die beiden Jochberger Stücke hat anläßlich eines Besuches im Museum Herr J. Gerl-München als kennzeichnende Vertreter der alt-bayerischen Steinzeugmanufaktur bestimmt, für die aber ein genauer Herstellungsort noch nicht angegeben werden kann.

¹⁴⁾ Anm. 6, Grasmann 1978, S. 114.

¹⁵⁾ Wofür auch hier nochmals bestens gedankt sei.

¹⁶⁾ R. Pittioni, Anm. 7, 1973, Abb. 8/4,5.

¹⁷⁾ Ders., Anm. 5, 1977, Abb. 5/2–4.

¹⁸⁾ I. Bauer, Anm. 6, S. 229 ff. mit Abbildungen auf S. 231–235.

Die dritte Art von Steinzeug belegen die gezeichneten Bruchstücke Nr. 38 bis 41 (Abb. 16), die einen erstmaligen Nachweis für eine noch nicht geläufige Ware erbringen. An Kollegen I. Bauer-München übersandte Proben bestimmte er als Reste von Maßkrügen, als deren Herstellungszeit er das 19. Jahrhundert annimmt.¹⁹⁾ „Eine Lokalisierung läßt sich für die Maßkrugproduktion der Industriezeit kaum mehr vornehmen. Die Stücke hätten auch hier in Bayern im Boden liegen können“, meinte er auf meine Frage nach einer möglichen Lokalisierung der Herstellungsorte.²⁰⁾

Schließlich ist dann noch auf die beiden Pfeifenkopf-Reste hinzuweisen. Das Bruchstück Nr. 42 (Abb. 17) stammt von einer sogenannten Hakenpfeife, bei der der Tabaksbehälter in rechtem Winkel – also hakenförmig – vom senkrechten Tüllenteil abgesetzt ist. Das Bruchstück Nr. 43 (Abb. 17) gehört zu einem Tabaksbehälter, der mit seinem spitz zulaufenden unteren Ende in den sackförmigen Wassersack eingesteckt werden kann. Der aufgemalte Pferdekopf weist darauf hin, daß der Pfeifenbenutzer vielleicht einmal als Fuhrmann tätig gewesen ist, der auf der alten Paß Thurn-Straße, die knapp am Gasthof Jodlbichl vorbeiführt, seine Waren transportiert hat. Eine genaue zeitliche Bestimmung ist für diese beiden Pfeifenreste nicht zu geben, sie aber in das 19. Jahrhundert zu stellen ist mehr als wahrscheinlich und doch nicht zu beweisen.

Die beim Abbau des Abfallhaufens freigelegten Glasreste haben nichts ergeben, das einer besonderen Erwähnung wert wäre.

Insgesamt aber verdient der Bestand aus dem Gasthof Jodlbichl nähere Aufmerksamkeit: er bringt nicht bloß einen weiteren Beitrag zur jüngeren Gasthaus-Archäologie, sondern macht auch mit keramischen Formen bekannt, die eine willkommene Ergänzung des bis jetzt belegten Materiales vermitteln. Und schließlich ist er ein weiterer Beitrag und Beleg zu dem intensiven Kröninger Geschirrhandel,²¹⁾ dessen

¹⁹⁾ Freundliche briefliche Mitteilung von I. Bauer vom 14. 11. 1978.

²⁰⁾ J. Gerl meint, daß die aus hellgraublauem Steinzeug angefertigten Maßkrüge auch im Westerwald-Bereich erzeugt worden sein könnten, eine genaue Lokalisierung aber nicht möglich ist.

²¹⁾ Man vgl. dazu die Bemerkung bei L. Grasmann, Anm. 6, 1978, S. 77 ff. – Auf neue Hinweise von Kröninger Ware in Bozen, Palais Toggenburg, macht mich FrI. S. Huber aufmerksam (S. 3. 1979). Von hier gibt es auch Reste von Maßkrügen der gleichen Art wie in Jochberg.

Konkurrenz zum bodenständigen Töpfergewerbe beachtlich gewesen sein muß. Auf dieses wird noch im Zusammenhang mit weiterem Jochberger Fundgut zurückzukommen sein, hier sollte nur auf diese deutlich gegebenen Unterschiede hingewiesen werden, um die Notwendigkeit der planmäßigen Erforschung des Kitzbüheler Hafnergewerbes an Hand seiner archäologischen Hinterlassenschaften eigens hervorzuheben.

Die nun abschließend wiedergegebenen Analysen der Speisereste auf den Pfannen („Reinen“) Nr. 30 und 31 lassen keine eindeutige Aussage und Interpretation zu. W. Kiesel meint, daß die verkohlten Rückstände „wahrscheinlich vorwiegend auf Fett“ hinweisen. Der hohe Fe-Anteil in der Analyse der Probe von Nr. 30 dürfte nach ihm dadurch zu erklären sein, daß die Pfanne auf einer eisernen Herdplatte gestanden ist. Auf Grund der Pfannen-Maße wird man daran denken dürfen, daß sie zum Backen von „Rohrnodeln“ verwendet wurden.

Analysen der beiden Speisereste

	Jochberg Nr. 30	Jochberg Nr. 31	
C (%)	59,92	57,65	
H (%)	6,46	5,47	Analyse Dr. Zak
N (%)	1,44	1,99	
Fe (%)	9,05	0,55	als Rest (Herdplatte?)
Arsen (ppm)	60	19	
Barium (ppm)	118	87	
Bromide (ppm)	16	12	
Cobalt (ppm)	25	6	(Herdplatte)
Chrom (ppm)	34	6,6	(Herdplatte)
Caesium (ppm)	0,5	0,7	
Natrium (ppm)	585	650	(z. T. aus Fetten)
Rubidium (ppm)	30	14	
Antimon (ppm)	8,4	7,9	
Scandium (ppm)	2,8	1,5	(aus Tonsubstanz)
Tantal (ppm)	0,53	0,08	
Lantan (ppm)	5,2	3,8	
Samarium (ppm)	3,7	1,44	
Europium (ppm)	0,54	0,16	(aus Tonsubstanz)
Therbium (ppm)	0,6	0,1	
Yterbium (ppm)	0,7	0,023	
Lutetium (ppm)	0,1	0,02	



Abb 1. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Blick auf den Abfall-
haufen vor den Küchenfenstern des Gasthauses Jodlbühl.
Phot. Sepp Krimbacher 1978.

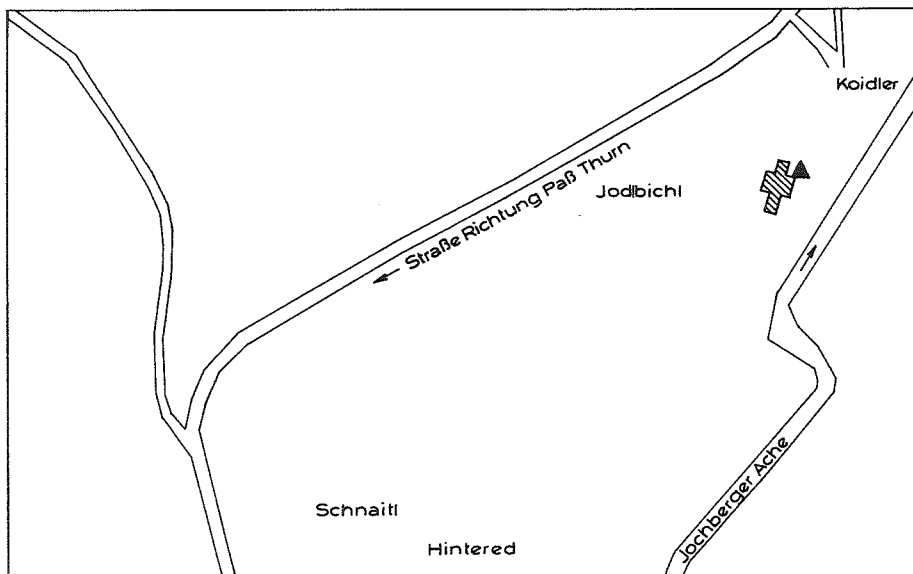


Abb. 2. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. ▲ auf den Parzellen Nr. 984 und 985. Umgezeichnet von L. Leitner nach der Katastralmappe 1:2880.

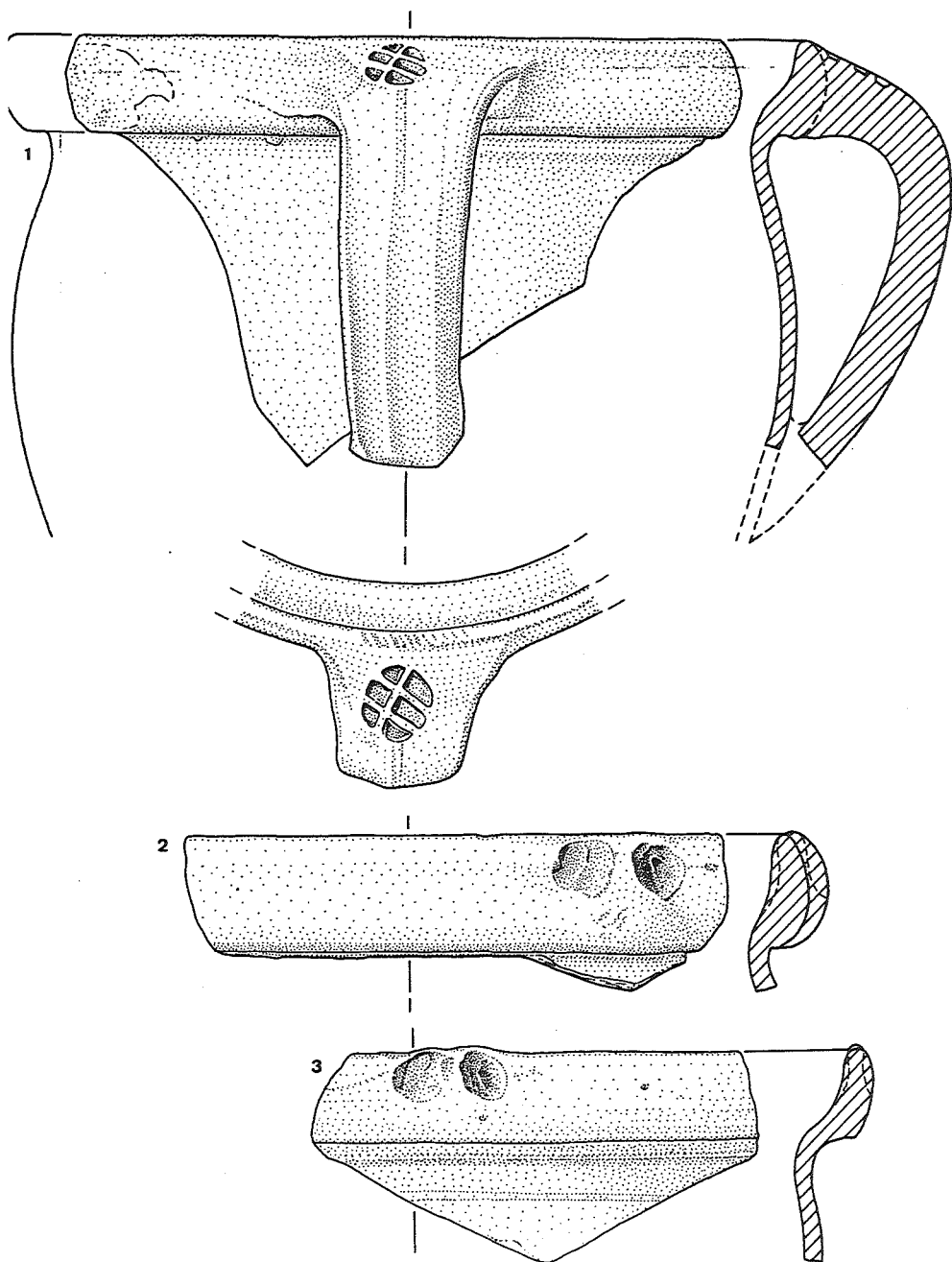


Abb. 3. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Schwarzhafterei Passauer Herkunft.
 $\frac{2}{3}$ n. Gr.

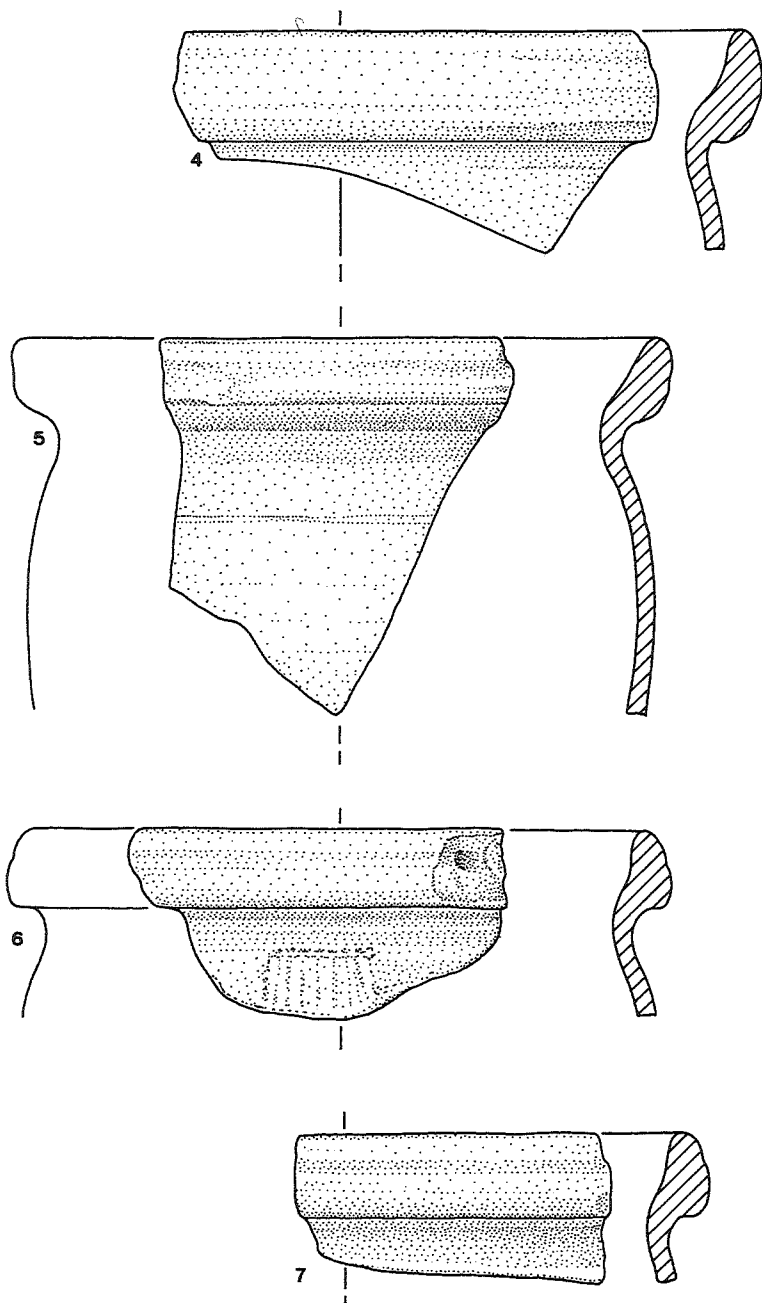


Abb. 4. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Schwarzhafnerei Passauer Herkunft.
 $\frac{2}{3}$ n. Gr.

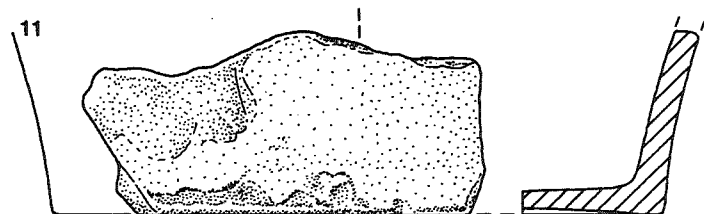
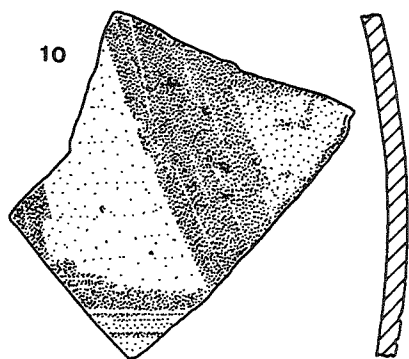
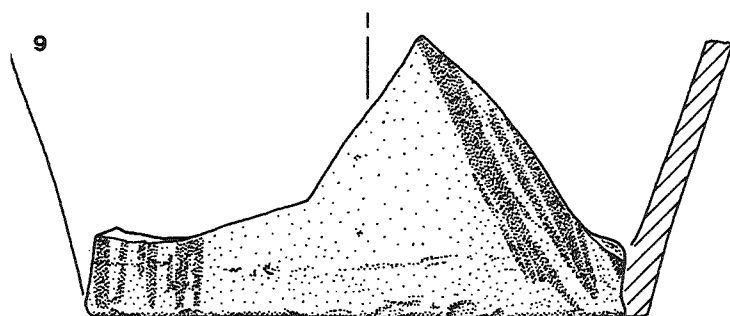
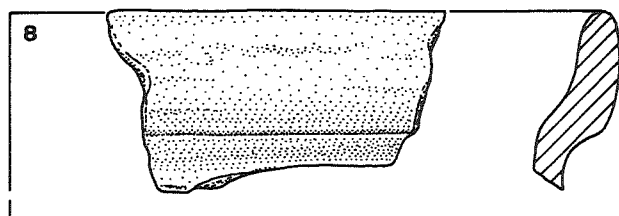


Abb. 5. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Schwarzhafnerei Passauer Herkunft.
 $\frac{2}{3}$ n. Gr.

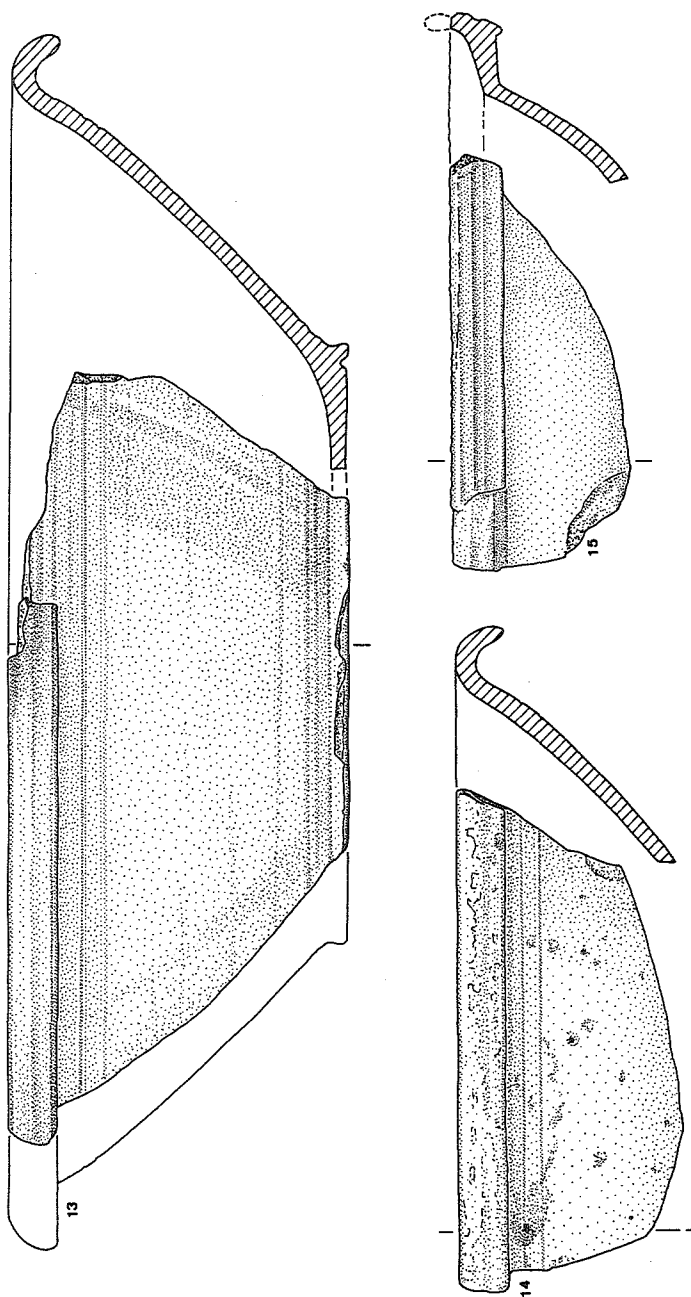


Abb. 6. Jochberg bei Kirzbühel, Tirol. Glasierte Kröninger Ware. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

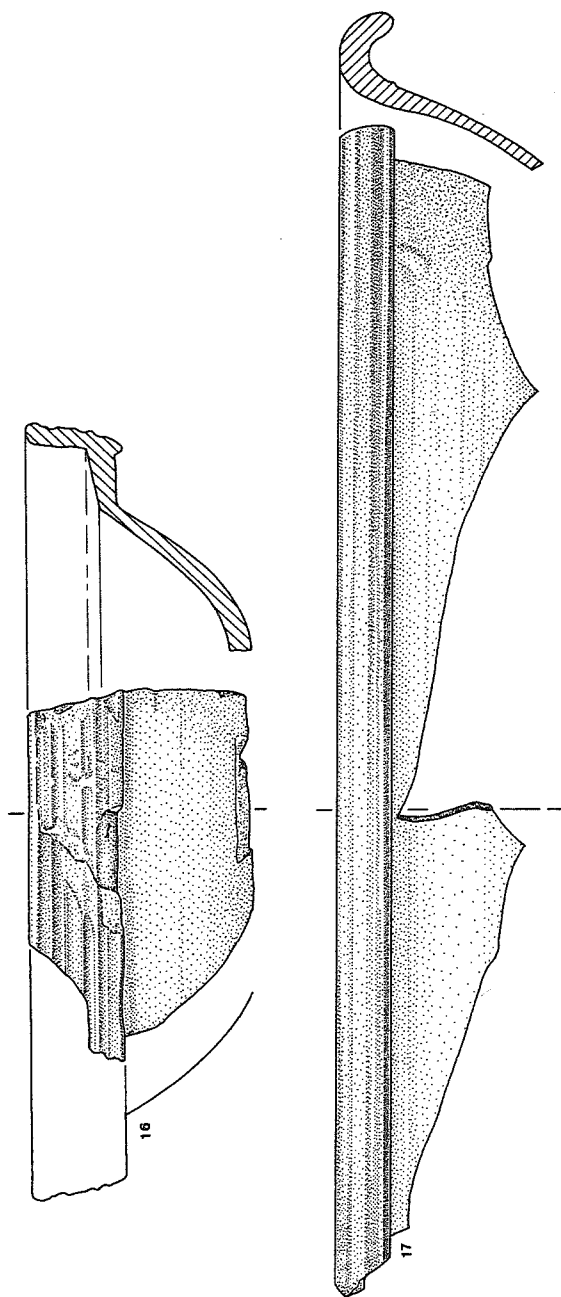


Abb. 7. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Glasierte Kröninger Ware. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

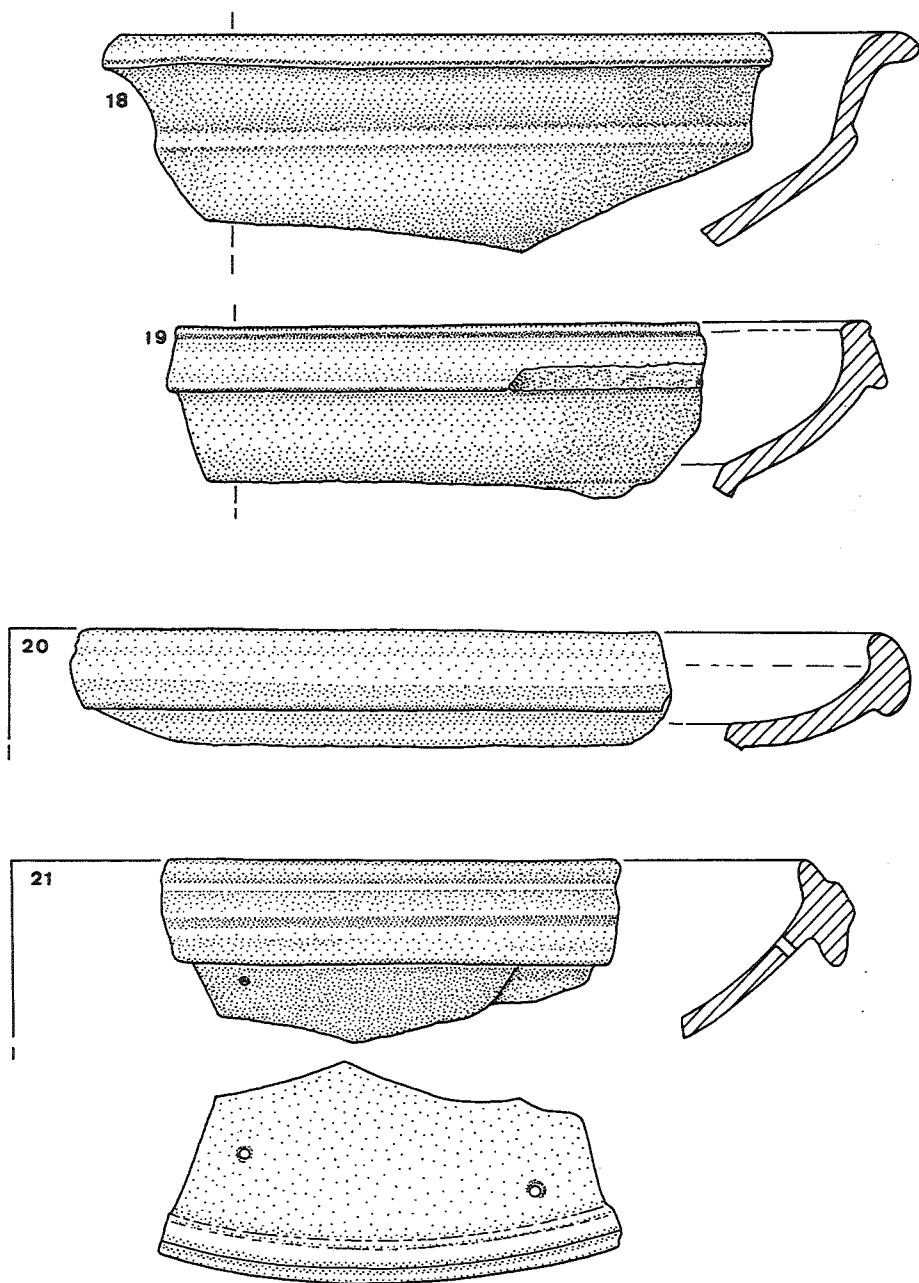


Abb. 8. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Glasierte Kroninger Ware. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

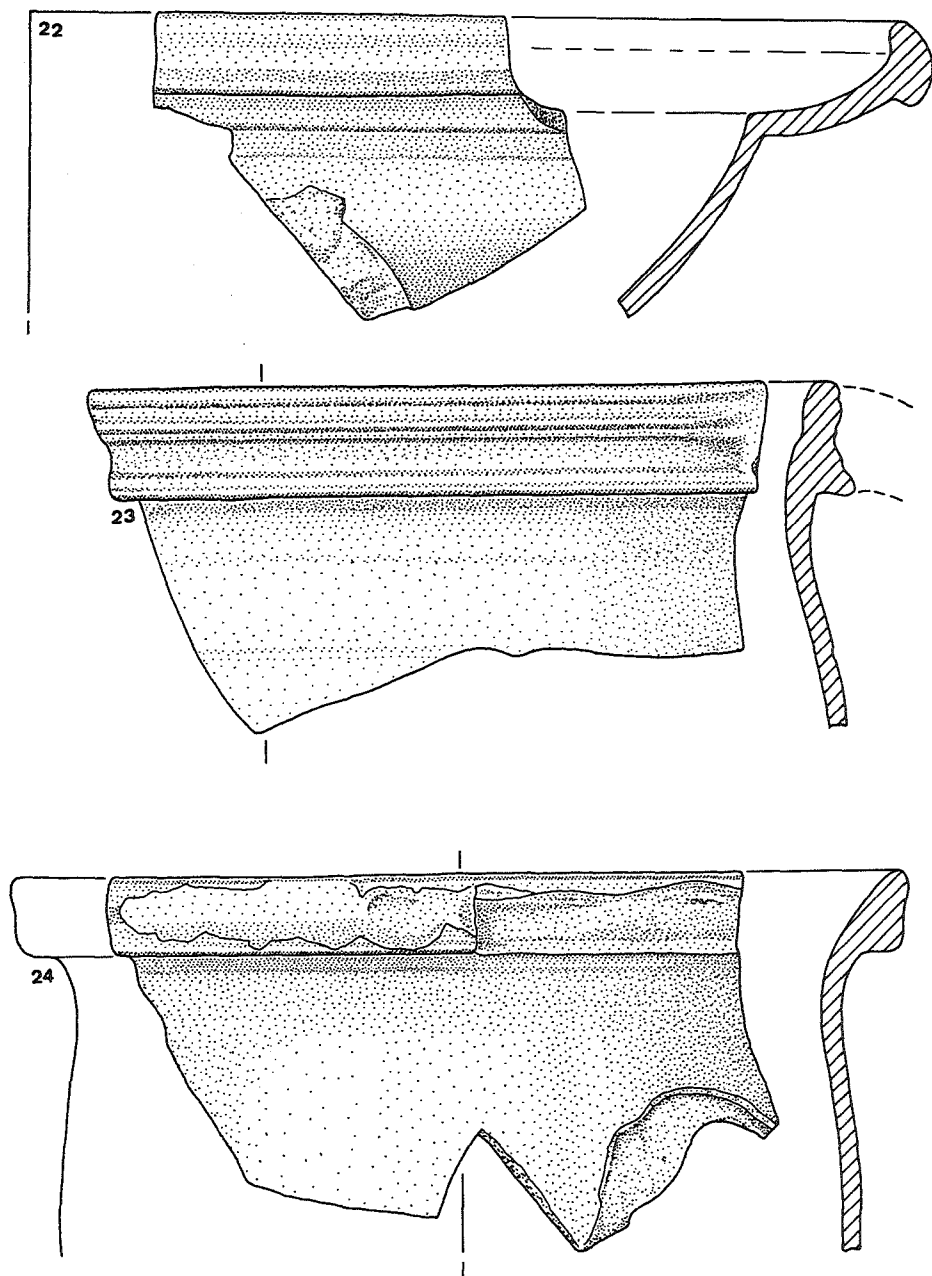


Abb. 9. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Glasierte Kröninger Ware. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

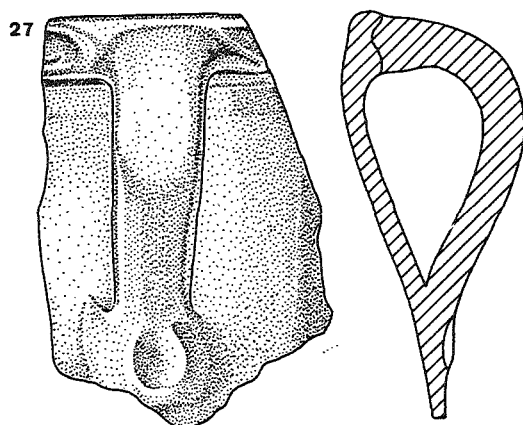
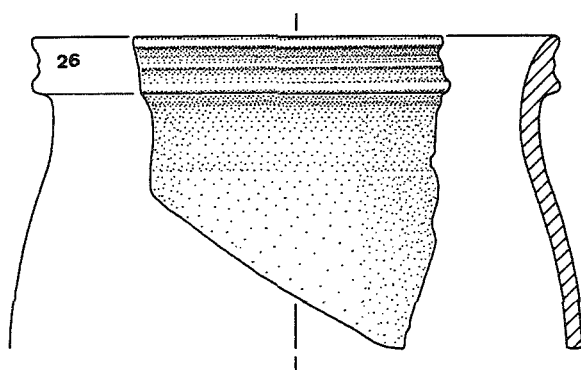
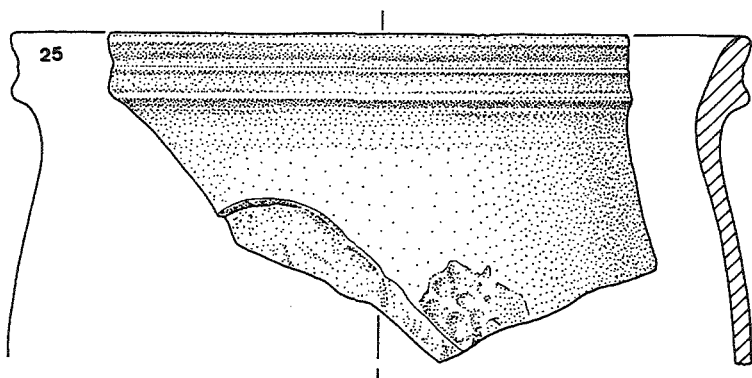


Abb. 10. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Glasierte Kröninger Ware. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

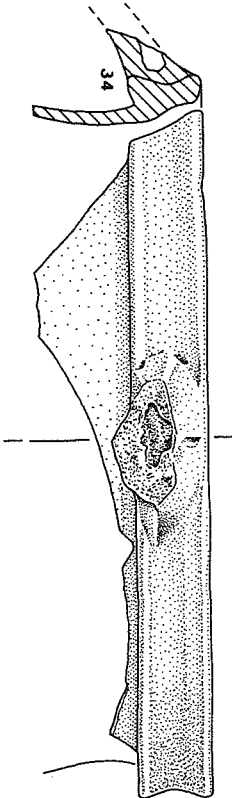
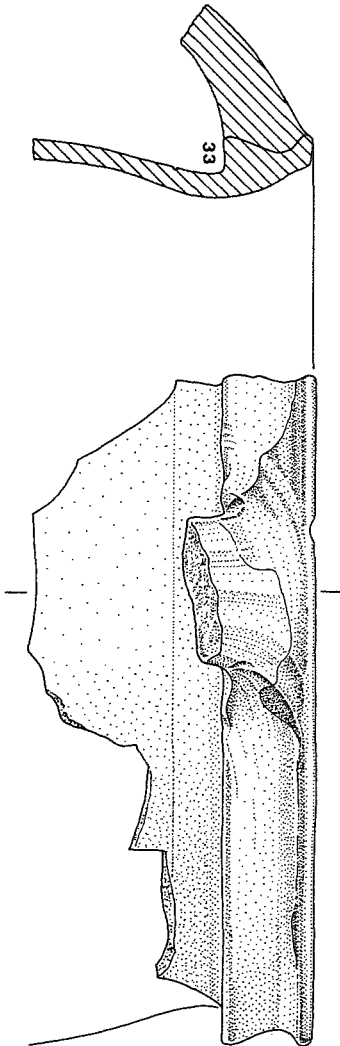
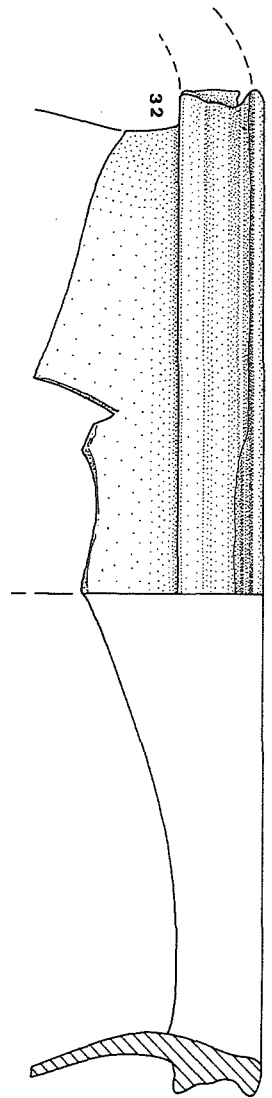


Abb. 11. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Innenglasierte Ware Kröninger Herkunft. ²/₃ n. Gr.

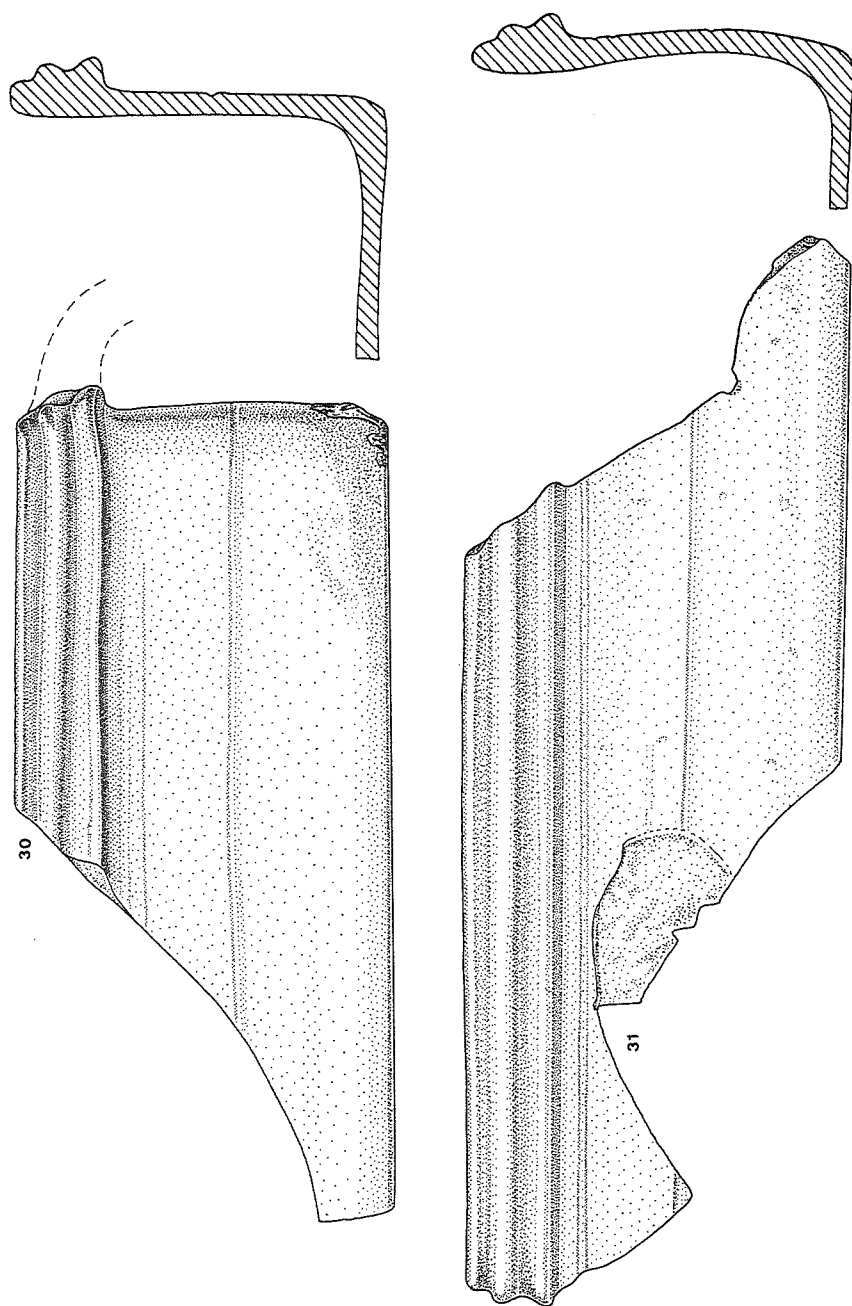


Abb 12 Löffel bei Kitzbühel. Tirol. Glasierter Pfannen (Reinen) Kröniger Herkunft. $\frac{1}{4}$ n. Gr.

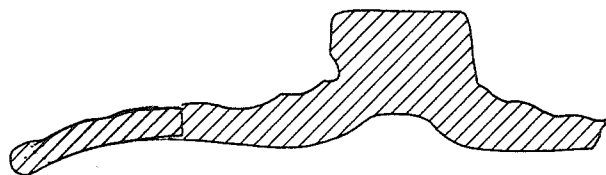
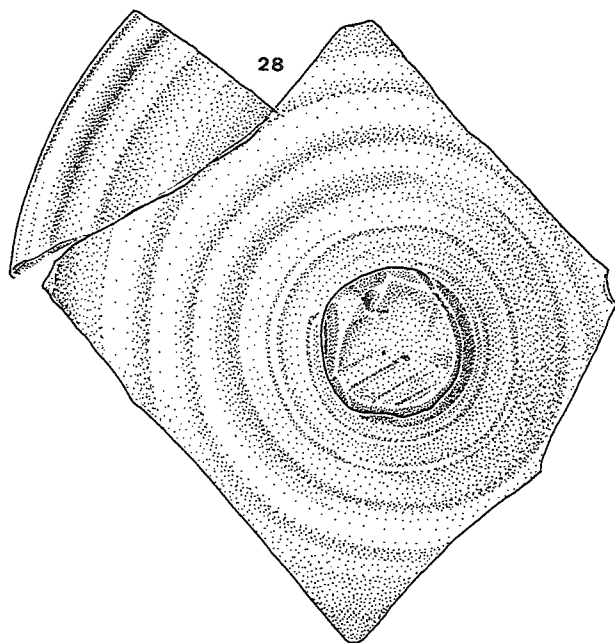
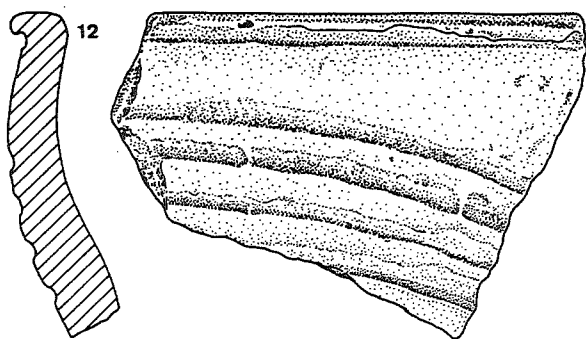
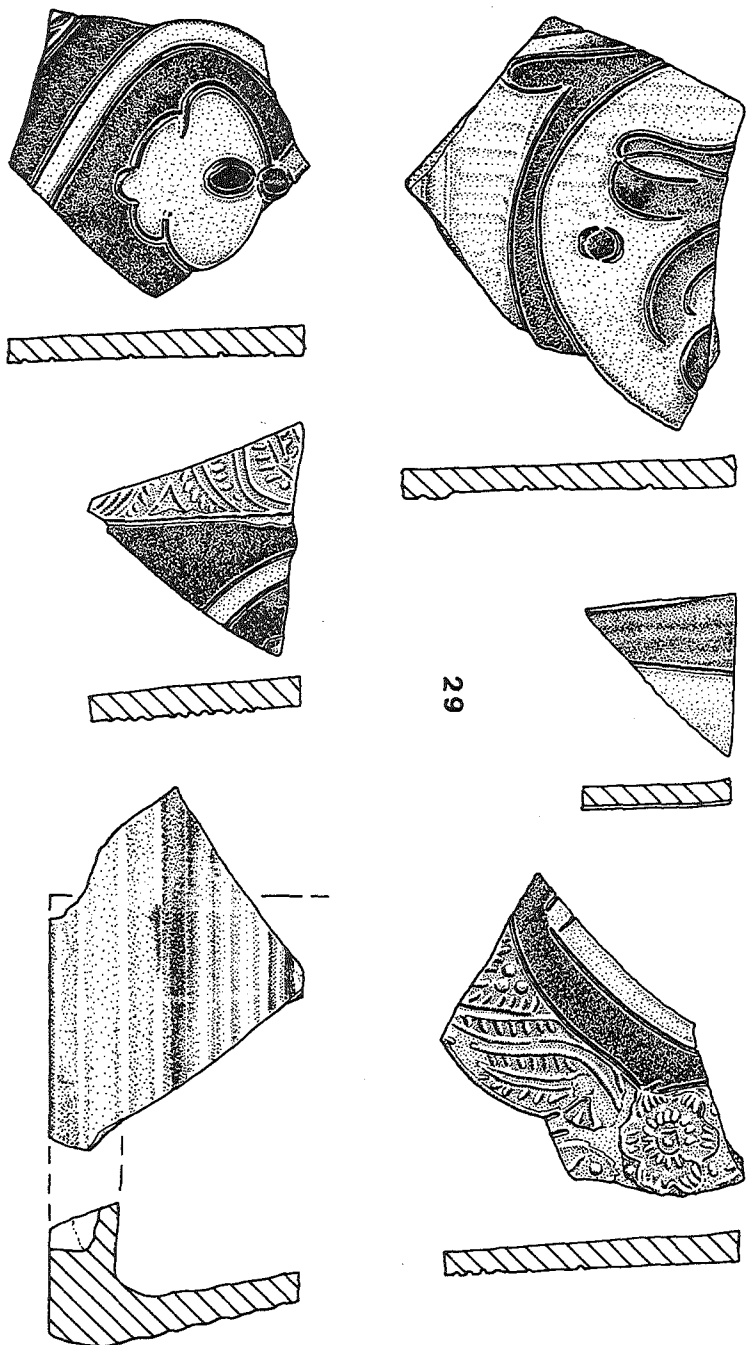


Abb. 13. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. 12: Randstück einer Schwarzhafner-Schüsselkachel. 28: Außenseitig glasierter Deckel Kröninger Herkunft.
 $\frac{2}{3}$ n. Gr.

Abb. 14. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Graublaues Steinzeug Westerwälder Herkunft. N. Gr.



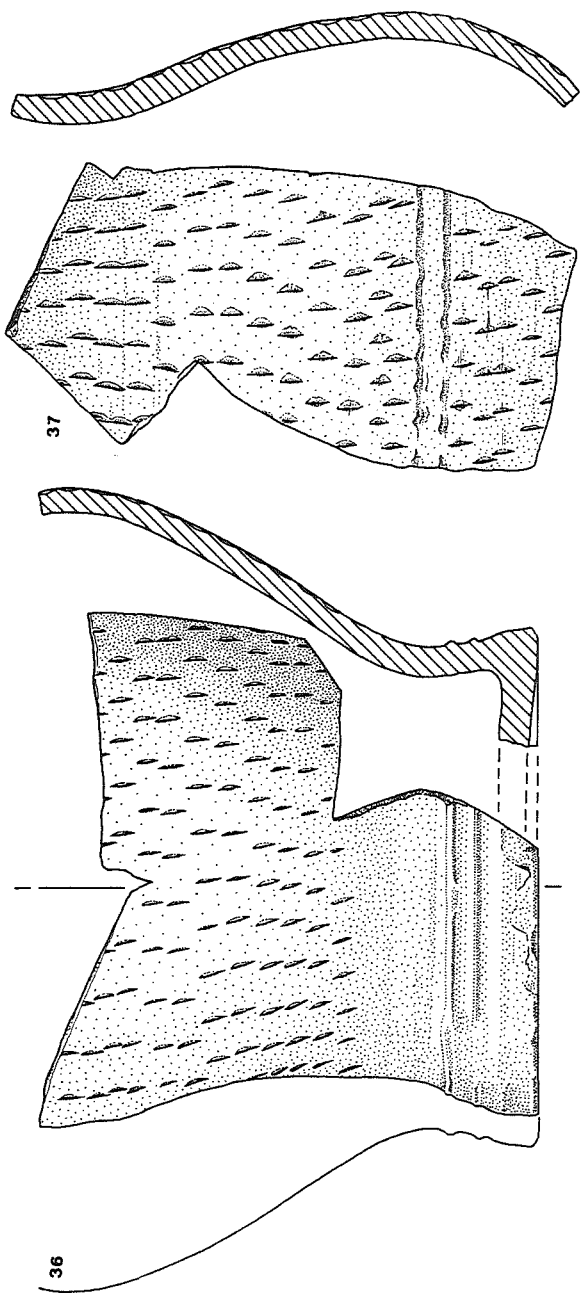


Abb. 15. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Bruchstücke von Krügen aus altbayerischem Steinzeug. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

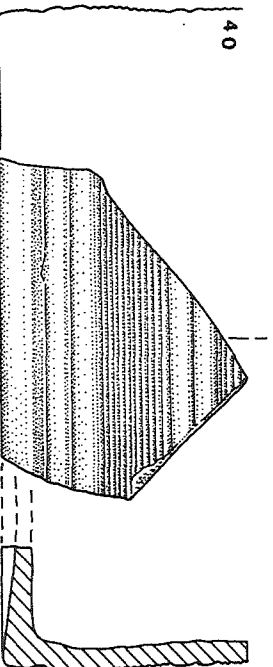
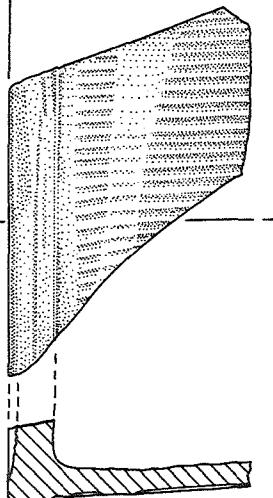
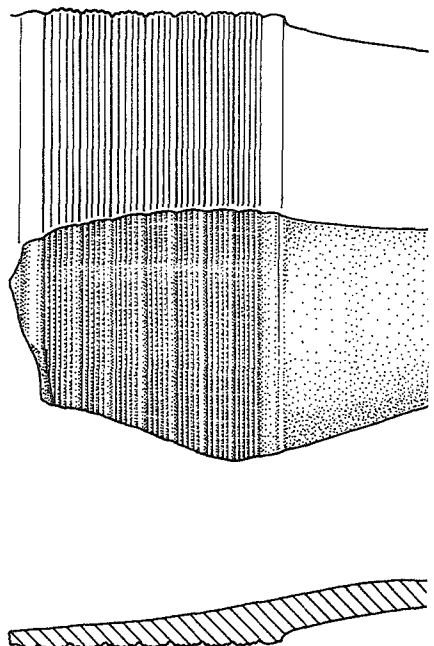
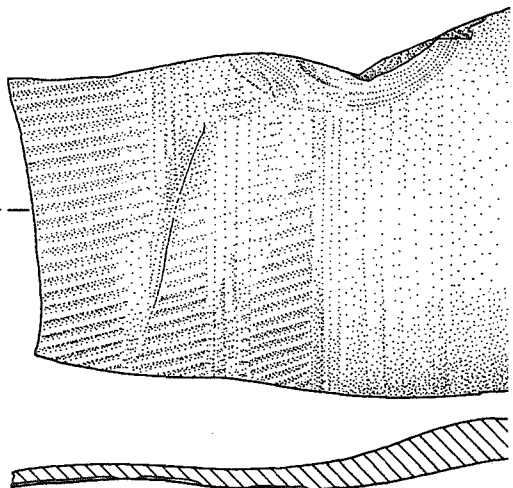
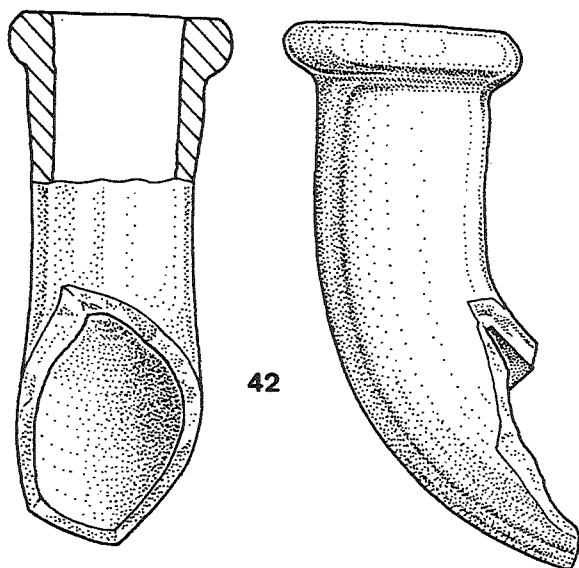
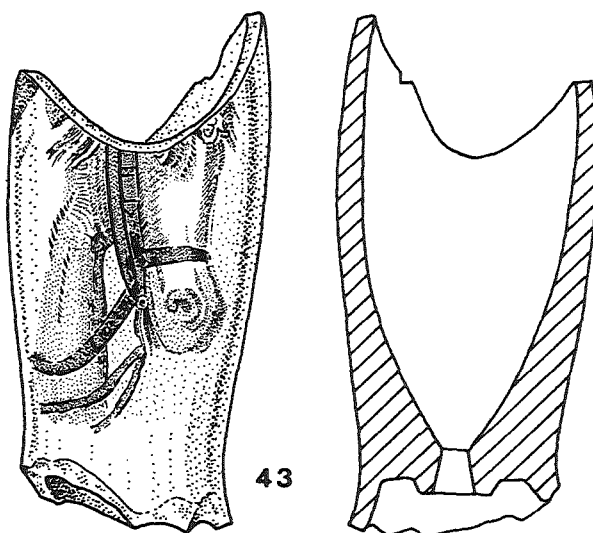


Abb. 16. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Bruchstücke von Bierkrügen vielleicht Westerwälder Erzeugung. $\frac{2}{3}$ n. Gr.



42



43

Abb. 17. Jochberg bei Kitzbühel, Tirol. Oben: Bruchstück einer Hakenpfeife. Unten: Bruchstück eines Tabakbehälters einer zweiteiligen Pfeife. N. Gr.

Martin Weingast
Ein gesuchter Volksmediziner
des Weinviertels im 19. Jahrhundert

Von Franz Stubenvoll

Neben anderen Trägern der angewandten Volksmedizin wie Hebammen, Viehhirten, Einsiedler u. a. hatten auch die Wasenmeister zu diesem Wissen und Können eine Neigung und Eignung. Auf Grund einer Erhebung der steirischen Landesregierung zwischen 1800 und 1850 über Afterärzte, Bauerndoktoren u. ä. berichtete der Bezirk Eibiswald: „Abdecker ist keiner im Bezirk.“ 1860 zählte man in der Steiermark 56 Männer und 21 Frauen als „Afterärzte“ von Profession. Wenn sich der Waldviertler Räuber Grasel verletzte, ließ er sich vom Schinder von Drosendorf kurieren.¹⁾

Im niederösterreichischen Dorf Poysbrunn (GB Poysdorf) gab es einen ähnlichen, interessanten Fall, über den sich durch gutes Glück einige Akten erhalten haben. Schon der Wasenmeister Jakob Heilig²⁾ betätigte sich in der Volksmedizin. Darüber haben wir nur eine einzige Nachricht: Die 1776 † Magdalena Horak schuldete ihm „für eine Cur“

¹⁾ Maria Kundegraber, Bauerndoktor und Volksmedizin (Ausstellungskatalog Nr. 3) Stainz/Graz 1977. S. 6.

²⁾ Jakob Heilig, Wasenmeister in Groß-Schützen (Veleky Levary) in der Slowakei, kaufte 1741 die Wasenmeisterei in Poysbrunn und starb dort 1780 (NÖLA, Kreisgerichtsarchiv Stockerau Nr. 136, Bd. 13, fol. 181 f., und Bd. 23, fol. 309 f.; Bd. 31, fol. 184 ff.).

2 fl.³⁾ Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß sich auch andere an ihn um ärztliche Hilfe wandten.

Berühmt im halben Weinviertel und über die Landesgrenzen hinaus wurde aber sein Schwiegersohn Martin Weingast (geb. um 1750, † 1836), Wasenmeister in Poysbrunn.⁴⁾ Die erste Nachricht über seine Tätigkeit stammt aus 1783: Ein + Poysbrunner schuldete ihm „für Medizin“ noch 40 x.⁵⁾

Von seiner umfangreichen Heiltätigkeit wüßten wir kaum etwas, wenn nicht der Landschaftsmedicus Dr. Gunz in Gaunersdorf (heute Gaweinstal) ihn einige Male angezeigt hätte. Die Bader (Chyruigen) in Falkenstein und Poysdorf scheinen über ihn geschwiegen zu haben; das Volk machte ihm eine Mauer des Schweigens, und die Herrschaft Poysbrunn scheint ihm gut gesinnt gewesen zu sein.

1812 wurde Weingast zum ersten Mal wegen seiner Tätigkeit bestraft.⁶⁾ Mehr ist darüber nicht bekannt. Am 20. November 1820 stand er als 66jähriger Witwer wieder im Verhör vor dem herrschaftlichen Amtsgericht in Poysbrunn, u. zw. „Wegen unbefugter Ausübung der Arzneikunde als Gewerbe“. Was war geschehen? Eine Eva Frey aus Paardorf in Mähren wurde vierzehn Tage vor ihrem Tod von schmerzhaftem Gliederreißen befallen. Ihr Mann Johann begleitete sie zu Weingast, um ihr Abhilfe zu verschaffen. Dieser verabreichte ihr eine Flasche „Geist“ mit der Anweisung, „sich damit jeden zweiten Tag zu schmieren“ (Kosten: 1 fl 15 x). Durch acht Tage hindurch trat keine Wirkung ein; am 15. Juli fand der Mann seine Frau erhängt. Die Obduktion ergab einen Brand an den „kleinen Gedärmen“, der durch das Mittel Weingasts (Terpentin und Baumöl) entstanden sei.

³⁾ wie Anm. 2), Bd. 30, fol. 175.

⁴⁾ Die Lebensdaten Weingasts: geb. um 1750, Sohn eines um 1780 in Enzersdorf bei Staatz (GB Laa a. d. Thaya, NÖ) beschäftigten Wasenmeisters, dort aber nicht geboren. Vielleicht war er ein Sohn des 1711 in Neudorf bei Staatz geborenen Jakob Weingast (Pfarrarchiv Staatz, Cod. Neudorf, S. 124; die Weingast scheinen sonst in den Matrikeln nicht auf). 1780 heiratete er die reiche Wasenmeisterstochter Katharina Heilig von Poysbrunn (GB Poysdorf, NÖ.) lt. Trgb Pbr III, 13, und übernahm das radizierte Wasenmeistergewerbe in Poysbrunn Nr. 107, war dreimal verheiratet, besaß auch die Wasenmeisterei der benachbarten Herrschaft Steinaubrunn (GB Poysdorf) lt. NÖLA Kr.GArchiv, Stock, Nr. 136, Bd. 32, fol. 445–457. Er starb 1836 in Poysbrunn mit 82 Jahren (Stb Pbr IV, 109).

⁵⁾ NÖLA, KrG.Archiv St., Nr. 136, Bd. 31, fol. 414.

⁶⁾ wie Anm ⁵⁾, Karton 1780.

Weingast hatte schon 1817 einen Greißler in Nikolsburg wegen Wassersucht und 1819 auch eine Kleinhäuslerin von dort behandelt; dies sei aber nun verjährt.

Weingast leugnete bei der Einvernahme alles, und bei der gerichtlichen Hausdurchsuchung wurde kein Arzneimittel gefunden. – Diese hatte er wahrscheinlich rechtzeitig verstecken können. – Er sagte nur aus, seit seiner Verurteilung im Jahre 1812 habe er keinen Kranken behandelt und niemandem Arznei gegeben. Die Untersuchung wurde „wegen Fehlens rechtlicher Beweise“ aufgehoben. Die nö. Landesstelle verlangte dann aber die genaue Erhebung der Zeit der anderen Fälle, ob wirklich eine Verjährung eingetreten sei. Alle Befragten sagten aber aus: „Wir wissen nichts!“

Dieses Protokoll wurde am 1. Mai 1821 gefertigt und unterzeichnet vom Poysbrunner Verwalter Christoph Regensdorfer und den Beisitzern Michael Wolfram und Jakob Rauscher (Vater des späteren Delegierten zum Reichstag 1848/49 Ferdinand Rauscher).⁷⁾

Die Behörde stand also uninformiert vor dem Volk, das Weingast schätzte und deckte; und die Behandelten mögen aus Angst vor Strafe geschwiegen haben.

Trotz aller guten Vorsätze – falls er sie hatte! – konnte sich Weingast der vielen Hilfesuchenden nicht erwehren. Noch um 1860 wußte man in Poysbrunn, daß die Leute vor seinem Hause Schlange standen und er Patienten in seiner Kammer gründlich untersuchte. So verwundert uns der nächste Gerichtsakt nicht: Am 28. Mai 1823 wurde er wieder „wegen unbefugter Ausübung der Arznei als Gewerbe“ und dadurch der schweren polizeilichen Übertretung gegen die Sicherheit des Lebens und wegen Wiederholung nach einer früheren Bestrafung zu fünf Wochen Arrest verurteilt. Er hatte der Anna Meißner aus Tannowitz (Südmähren) mehrere Pulver zum Einnehmen und der Klara Golliasch aus Bergen bei Nikolsburg eine Salbe gegeben.⁸⁾

Ernster wurde es nach 12 Jahren: Nach einer Anzeige des k. k. Bezirksarztes Dr. Gunz in Gaunersdorf wurde er über Auftrag des Kreisamtes Korneuburg am 9. November 1835 vom Amtsgericht Poys-

⁷⁾ wie Anm ⁶⁾.

⁸⁾ wie Anm ⁵⁾, Karton 1779 und 1780.

brunn wieder einvernommen und dabei „durch folgende facta der unbefugten Ausübung der Heilkunde bezichtigt“:⁹⁾

Dr. Gunz und Dr. Rothbauer von Feldsberg fanden bei ihren Besuchen anlässlich der Blatternepidemie zu Bischofswarth (bei Feldsberg) die Tochter Katharina des Fabian Damkowitsch in einem Zustand der abgetrockneten Menschenblattern und der vor sich gehenden organischen Zerstörung beider Augen, in welchem Zustand sie bei Dr. Rothbauer und bei dem Prior der Barmherzigen Brüder in Feldsberg Joachim, dann aber bei dem „so sehr im Rufe stehenden Wasenmeister Martin Weingast zu Poysbrunn“ Hilfe gesucht habe. Von diesem habe sie um 30 x WW ein dickes weißes Fluidum als Augenwasser erhalten, dessen Hälfte noch unverbraucht von Dr. Gunz konfisziert worden sei. Nach Aussage der Eltern soll aber der Zustand der Katharina schlimmer geworden sein. Auf Anraten mehrerer Leute sei sie nochmals zu Weingast geführt worden, von dem sie eine Flasche „Wasser“ erhielt, wofür sie 20 x WW zahlte. Auch durch den Gebrauch dieses Wassers wurde der Zustand der Augen nicht besser, weshalb sie dieses dann unbenutzt stehen ließ und nur die Arznei des Priors verwendete.

Dr. Gunz hatte auch angezeigt, daß er zu dem zwölfjährigen Sohn des Joseph Stöger zu Gaunersdorf gerufen wurde, welcher an einer Hüftkrankheit und einer Lymphgeschwulst am linken Bein litt. Über der Geschwulst klebte ein Pflaster. Gunz brachte in Erfahrung, daß Martin Weingast die Heilung des Knaben übernommen habe, nachdem Gunz, Dr. Rothbauer und der Prior der Barmherzigen Brüder ihn aufgegeben hätten. Er gab ihm für 48 x WW eine Salbe und, als diese nichts half, ein Pflaster für 30 x. Die Geschwulst wurde aber immer größer. Dr. Gunz nahm das Pflaster in Verwahrung.

Am 8. März 1835 war bei Weingast eine Hausdurchsuchung durchgeführt worden. In seiner Wohnung befanden sich „in einem Medicamenten-Kasten, welcher mit den üblichen Signaturen in seinen Fächern versehen war, mit Flaschen, Tigeln etc., welche größtenteils ohne Inhalt, mehrere derselben aber mit Geistern, Ölen, Salzen etc., die Schubladen aber mit verschiedenen Wurzeln, Kräutern etc. gefüllt waren.

Übrigens enthält die Anzeige, daß die Wohnung des Deponenten stets mit Hülfe suchenden Personen gefüllt sei. (Es) wurden mehrere fremde Personen in dem Wohnzimmer . . . getroffen, welche teils eige-

⁹⁾ wie Anm ⁵⁾, Karton 1781.

ner Hülfe, teils aber der Krankheit ihres Viehes wegen dahin gekommen waren.“

„Der . . . zu Verhör gezogene Martin Weingast, 78 Jahre alt, katholisch, Witwer, von Staatz gebürtig, Abdecker zu Poysbrunn, Vater von sieben Kindern, bereits . . . 1812 wegen Kurpfuscherei abgestraft, gibt zur Verantwortung, . . . er habe keiner Person einen Rat wegen ihrer Krankheit erteilt, noch Medikamente verabreicht. Er leugnete auch, der Damkowitsch und dem Stöger Medizin gegeben zu haben.“

Das Amtsgericht fällte nach dem schriftlichen Elaborat mit 11 Beilagen folgendes Urteil: Wenn auch Weingast „durch das standhafte Leugnen der ihm zur Last gelegten Kurpfuscherei seine Strafbarkeit hintanzuhalten glaubt, und selbst nicht errötete, den Zeugen ihre ihm ins Gesicht bestätigten Aussagen frei und unverschämt abzuleugnen“, so sei klar und außer allem Zweifel, daß er . . . entgeltlich, somit gewerbsmäßig und unbefugt sich mit der Heilkunde befaßt habe, da derselbe weder geprüfter Heilarzt noch befugter Tierarzt ist. Bei Stöger gebe es nur die nicht genügende einzige Aussage des Vaters, wohl aber sei die Behandlung des Mädchens und der Zulauf in die Wohnung erwiesen. So ergebe sich der Tatbestand einer schweren Polizeiübertretung nach § 98 II. Teil StGB und die nach § 382 II. Teil StGB angeordnete Beratung:

I. Ist der Deponent wirklich der ihm angeschuldeten Übertretung schuldig?

II. Welche erschwerenden und welche mildernden Umstände treten ein?

III. Welche Strafe . . . hat das Gesetz festgesetzt?

Die Frage I wird bejaht; zu II: Keine mildernden Umstände. Erschwerend (ist) a) daß derselbe bereits . . . 1812 wegen des gleichen Vergehens abgestraft worden ist;

b) daß sich der Zustand der Damkowitsch . . . durch die Ignoranz des mit Leben und Gesundheit spielenden Pfuschers wirklich verschlimmert und derselbe sich seine Unwissenheit und Frechheit bezahlen lasse und aus seinen gesetzwidrigen Handlungen ein Gewerbe gemacht habe.

Zu III.: Es wäre ein viermonatiger strenger Arrest zu verhängen. Da aber Weingast „Besitzer einer bedeutenden Wirtschaft ist, welche durch dessen lange Anhaltung im Arreste in Unordnung geraten könnte, dann weil derselbe andererseits auch als Wasenmeister zu Hause

notwendig ist, nebst diesem aber auch doch das hohe Alter . . . zu berücksichtigen ist, so wäre obige Strafdauer mit Anwendung des § 23 Lit B auf zwei Monate herabzusetzen und die verkürzte Strafdauer wöchentlich mit zwei Fasttagen zu verschärfen.“

Dieses Urteil vom 10. November 1835 zeichneten Verwalter Regensdorfer, die Poysbrunner Gerichtsbeisitzer Leopold Inhauser und Johann Franner und der herrschaftliche Justitiar Kühn. Urteil und Akten wurden der k. k. Landesstelle vorgelegt. Diese änderte 1836 das Urteil „im Wege der Gnade nach dem Antrag des Kreisamtes auf eine Geldstrafe von 10 Gulden CM“, die laut Bestätigung des Poysbrunner Pfarrers Franz Brauner am 27. April 1836 an das Pfarrarmeninstitut Poysbrunn abgeführt wurden.¹⁰⁾ Im selben Jahre starb Martin Weingast.

¹⁰⁾ wie Anm ⁹⁾.

Chronik der Volkskunde

Schloßmuseum Gobelsburg

Sonderausstellung 1980:

Volkskunst aus dem Ausseer-Land

Das Österreichische Museum für Volkskunde führt 1980 die Tradition seiner sommerlichen Sonderausstellung im Schloß Gobelsburg, das Kenner längst als einen Ort der Darstellung altösterreichischer Volkskultur schätzen gelernt haben, mit der Präsentation „Volkskunst aus dem Ausseer-Land“ fort.

Schon Erzherzog Johann war von der Landschaft und von den Menschen der Gegend um den Grundlsee angetan. Später folgten ihm Künstler und Großbürger nach, die aus der Schönheit der Natur Inspiration und durch die Anpassung an die bescheidenen Verhältnisse der Einheimischen ein neues Lebensgefühl empfangen. Zu diesen Menschen zählte auch Konrad M a u t n e r. Seit seiner frühesten Kindheit verbrachte er die Ferien mit seinen Eltern beim „Veit“ in Gößl am Grundlsee. Dank seines aufgeschlossenen Wesens fand er rasch Zugang zu den Holzknechten, Kleinbauern, Jägern und Sennerinnen. „In Freud und Leid, in Spiel und in Abenteuern, im Holzschlag und auf dem See, in der Almhütte wie im Wirtshaus lebte der ‚Hrad‘ (Konrad) unter und mit ihnen völlig als ihresgleichen. Er sprach ihre Mundart genau wie sie selbst, er trug ihre Tracht, er ‚jagerte‘, fischte, fuhr ‚Plätten‘ und Holzschlitten wie sie, er sang und ‚jugizte‘, tanzte, ‚paschte‘, liebte, rauchte und arbeitete mit ihnen und wie sie“, schreibt Viktor G e r a m b im Vorwort zum Steirischen Trachtenbuch. Aus dieser Kenntnis schuf Konrad Mautner 1910 das „Steyrische Rasplwerk“, in dem er sämtliche Vierzeiler, Lieder und Gasselreime aus Gößl mit seiner zarten Handschrift festhielt und mit köstlichen Aquarellen versah. Da die Auflage nur 400 Exemplare umfaßte, ist das „Rasplwerk“ heute zu einer besonderen Rarität geworden. (1977 ist davon ein Nachdruck erschienen.) Acht Jahre später, 1918, ließ Mautner dem „Rasplwerk“ den Band „Alte Lieder und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergut“ folgen, von welchem es inzwischen auch einen Nach-

druck gibt. Mautner ist jedoch nicht nur als Volksliedersammler hervorgetreten, vielmehr hat er auch als Trachtenforscher große Bedeutung erlangt. In seiner „Trachtenkammer“ verwahrte er alte Kleidungsstücke aus dem steirischen Salzkammergut. Dazu sammelte er bildliches Quellenmaterial. Nach der Veröffentlichung des Artikels über „Die Ausseer Tracht“ in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde wurde Mautner von Michael Haberlandt dazu angeregt, eine illustrierte Darstellung der innerösterreichischen Bauerntrachten zu verfassen. Gemeinsam mit Viktor Geramb ging er an diese Aufgabe heran und leistete umfangreiche Vorarbeiten. Die Vollendung des großen zweibändigen „Steirischen Trachtenbuches“ hat Mautner jedoch nicht mehr erlebt, da er 1924 plötzlich aus dem Leben gerissen wurde.

Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien, dem Konrad Mautner noch zu seinen Lebzeiten wertvolle Sammlungsgegenstände gewidmet hatte und das aus seinem Nachlaß eine umfangreiche Sammlung erwerben konnte, nimmt die 100. Wiederkehr seines Geburtstages zum Anlaß, dieses Mannes in einer Ausstellung zu gedenken.

Die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde konnte im Verlauf der jüngeren Sammlungsgeschichte um manches erlesene Stück aus dem Ausseer-Land erweitert werden. In ihrer Gesamtheit vermittelt diese Kollektion einen guten Einblick in die Lebenswelt des Salzkammergutes und dokumentiert die Kunstfertigkeit seiner alteingesessenen Bevölkerung. Es war vor allem der gesicherte Lebensunterhalt und die geregelte Arbeitszeit der im Salzwesen beschäftigten Menschen, die sie zu einer beachtlichen künstlerischen Entfaltung kommen ließ. Man trifft kaum ein Haus ohne „Machlkammer“ (Werkstatt), in der nicht in irgendeiner Weise Holz bearbeitet würde. Nach wie vor weiß man die Brettschaufel oder die „Knoschen“ (Holzschuhe) zu verfertigen. Die gestochenen Buttermodeln und ausgesägten Löffelreme mit ihrer lebendigen Laienmalerei zählen heute zu den gesuchten Antiquitäten. Die Frauen bedienen sich bei ihrer künstlerischen Betätigung des Strickzeuges. Gemodelte Stutzen und Westen gehören hier zum Alltagsbild. Tisch- und „Altartücher“ verziert man mit Kreuzstichmustern. Der Handdruck wurde von Konrad Mautners Frau Anna, die dabei Druckstöcke des Österreichischen Museums für Volkskunde verwendete, begonnen. Besonders die gedruckten Seidentücher bilden ein bezeichnendes Accessoire der Ausseer Tracht. Den entsprechenden Trachtenschmuck liefert seit drei Generationen der Ausseer Silberschmied Elßenwenger. Für den „originalen Ausseerhut“ und eine „originale“ Lederhose sorgen der Hutmacher Lethner und der Lederhosenmacher Reich. Dieser Handwerkstradition ist es zu verdanken, daß die Tracht im Ausseer-Land lebendig geblieben ist.

Die künstlerische Begabung der Menschen im Ausseer-Land findet ihren Ausdruck, aber auch in der Musikalität, im Tanz und im Lied, wofür vor allem der Schützenbrauch vielfältige Gelegenheit der Ausübung bietet. Das darstellende Talent des Ausseers kommt wiederum im Fasching beim „Maschgerergehn“ und beim „Faschingbriefsingen“ voll zur Geltung. Man könnte sagen, daß die weithin bekannt gewordenen Brauch- und Maskengestalten der „Flinserln“ und der „Trommelweiber“ so nur im Ausseer-Land erfunden werden konnten.

Im Mosaik der österreichischen Kulturlandschaften sticht somit das Ausseerland fröhlich leuchtend hervor. Die Ausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg versucht, einen Sommer lang davon eine Vorstellung zu vermitteln.

Die Ausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg bei Langenlois bleibt bis Ende Oktober 1980 täglich von 10 bis 17 Uhr geöffnet.

Franz Grieshofer

Schloßmuseum Kittsee

Sonderausstellung 1980:

Hinterglasmalerei der Donauländer aus der Sammlung Udo Dammert

Im Ethnographischen Museum Kittsee fand in den Sommermonaten 1980 die Ausstellung der Hinterglasbilder aus der Sammlung Udo Dammert statt. Die große Sammlung des bekannten Pianisten umfaßt Beispiele von Hinterglasbildern aus der ganzen Welt. Der 1904 in Baden-Baden geborene und seit 1934 in Simmerberg ansässige Künstler hat in mehr als vierzig Jahren diese seine Sammlung aufgebaut und wiederholt in Ausstellungen, so in München, in Duisburg, in Salzburg, in Graz und in Paris gezeigt. Für Kittsee hat er die Bestände aus den Ländern an der Donau, nämlich aus Süddeutschland, Österreich und Rumänien herausgegriffen, wie sie sich für dieses Ethnographische Museum im Schloß Kittsee im nördlichsten Burgenland besonders gut eignen.

Österreichischer Fachverband für Volkskunde

Am 19. Oktober hielt der Österreichische Fachverband für Volkskunde (ÖFV) in St. Pölten (Niederösterreich) eine außerordentliche Generalversammlung ab, in welcher die in einem längeren Beratungsverfahren ausgearbeiteten neuen Satzungen mit einstimmigem Beschluß angenommen wurden. Die Neufassung der Statuten erfolgte in dem Bestreben, dem ÖFV nach Jahren einer krisenhaften Entwicklung eine tragfähigere Arbeitsgrundlage zu geben. Bestimmende Merkmale der erneuerten Satzungen finden sich in der Festlegung, daß „Ordentliche Mitglieder (nur) Personen sein (können), die das Studium der Volkskunde oder eines verwandten Faches abgeschlossen haben und auf dem Fachgebiet Volkskunde beruflich oder (/und) wissenschaftlich tätig sind. Außerhalb dieses Personenkreises stehende fachlich geeignete Personen können vom Vorstand durch einstimmigen Beschluß als korrespondierende Mitglieder eingeladen werden“ (§ 4, Mitgliedschaft). Damit ist der ursprüngliche Zweck des ÖFV „als Standesvertretung (die) die sachlichen und beruflichen Interessen der auf dem Fachgebiete der Volkskunde beruflich und/oder wissenschaftlich tätigen“ vertritt (§ 2, Zweck des Fachverbandes), unmißverständlich umschrieben und nunmehr die Grundlage einer erwartungsgemäß sich sinnvoll ergänzenden Zusammenarbeit mit der österreichischen Volkskunde-

forschung seit 85 Jahren fördernden und tragenden Wissenschaftsgesellschaft des „Vereines für Volkskunde in Wien“ entworfen. Dementsprechend wurde auch dem § 3 der Satzungen (Maßnahmen zur Erreichung des Zweckes des ÖFV) die Präambel vorangestellt: „Der Zweck des Fachverbandes soll möglichst in Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde in Wien erreicht werden“ und zwar „durch a) Förderung der volkskundlichen Forschung und Lehre in Österreich und deren Nutzbarmachung für das öffentliche Wohl; b) Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und volkskundlicher Berufsmöglichkeiten; c) Vertretung der österreichischen Volkskunde vor der Öffentlichkeit und den Behörden; d) Vorbereitung und Durchführung der Österreichischen Volkskundetagungen und allfälliger Fachveranstaltungen; e) Pflege der Beziehungen zur Fachwelt im Ausland; f) Vorbereitung und Durchführung der offiziellen österreichischen Vertretung auf internationalen Volkskundekongressen“.

Diese vertretende Absicht einer planmäßigen Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde in Wien fand denn auch in der Vereinbarung einer gegenseitigen Entsendung von Vorstandsmitgliedern in die jeweiligen Leitungsgremien ihren Niederschlag: „Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dem Stellvertretenden Vorsitzenden, drei Beiräten, dem Schriftführer und dem Kassier. Im Vorstand sollen möglichst viele volkskundliche Berufsgruppen vertreten sein. Ein Mitglied des Vorstandes soll ein Hochschullehrer sein“ (§ 11, Der Vorstand).

Nach Beschluß der erneuerten Satzungen des ÖFV erfolgte in der außerordentlichen Generalversammlung die Neuwahl des Vorstandes des ÖFV in folgender Zusammensetzung: Vorsitzender Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg (Innsbruck), Stellvertretender Vorsitzender Univ.-Assistent Dr. Helmut Eberhart (Graz), Beiräte Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser (Graz), Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl (Wien) und Univ.-Assistent Dr. Olaf Bockhorn (Wien), Schriftführer Univ.-Assistent Dr. Peter Stürz (Innsbruck), Kassier Dr. Rotraud Acker-Suttner (Salzburg), Kassenprüfer Oberstudienrat Prof. Dr. Martha Sammer (Klosterneuburg) und Museumskustos Dr. Ilse Koschier (Klagenfurt). Dir. Dr. Klaus Beitzl ist in seiner Eigenschaft als Generalsekretär des Vereins für Volkskunde in Wien Vertreter dieser Gesellschaft im Vorstand des ÖFV; der ÖFV seinerseits ist durch Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg in seiner Eigenschaft als langjähriges Ausschußmitglied des Vereins für Volkskunde in Wien in diesem Leitungsgremium vertreten. Mit Rücksicht auf eine ständige örtliche Vertretung des ÖFV in Wien als Sitz des Vereins für Volkskunde wurde Univ.-Assistent Dr. Olaf Bockhorn als weiterer Vertreter des ÖFV in den Vereinsausschuß kooptiert.

Abschließende Beratungen der außerordentlichen Generalversammlung des ÖFV galten noch der Wiederaufnahme der Österreichischen Volkskundetagungen, deren nächste nunmehr auf der Grundlage der beabsichtigten Zusammenarbeit mit dem Verein für Volkskunde in Wien in der Zeit vom 27. September bis 1. Oktober 1980 in Feldkirch (Vorarlberg) stattfinden soll. Die Referate und Beratungen stehen unter dem Generalthema „Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich“. Im Rahmen dieser Tagung findet am 30. September 1980 auch die diesjährige ordentliche Generalversammlung des ÖFV statt.

Klaus Beitzl

Franz Leskoschek †

Am 13. März 1980 ist in Graz Prof. Dr. Franz Leskoschek im Alter von 82 Jahren gestorben. Leskoschek hat sich besonders in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg eifrig mit steirischer Volkskunde beschäftigt, nicht zuletzt mit der Weinvolkskunde der südlichen Steiermark. Er war Mitarbeiter nicht nur der verschiedenen steirischen Heimatzeitschriften, sondern hat sich an der Gugitz-Festschrift 1954 beteiligt und ist auch in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde zu Wort gekommen. Um sein Angedenken wachzuerhalten, sei hier wenigstens auf seine uns zugänglichen Veröffentlichungen hingewiesen:

1. Wenn hoch im Blau die Windmühle schnarrt (St.-Joseph-Kalender Bd. 70, 1947, S. 55–60, mit 1 Abb.)
2. Steirische Weinpatrone (Blätter für Heimatkunde, Bd. 26, Graz 1962, S. 112–123)
3. Sebastianspfeil und Sebastiansminne. Vergessene Wallfahrtskulturformen aus der Pestzeit (Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz, Wien 1954, S. 229–236)
4. Der Wein in der Volksmedizin Steiermarks (Obst- und Weinbau, Bd. 24, 1955, S. 84 und 104 f.)
5. „Jetzt kimmt scho bald die Liachtmeßzeit . . .“ Lichtmeßlied und Lichtmeßbrauch in der Steiermark. (Blätter für Heimatkunde, Bd. 30, Graz 1956, S. 118–121)
6. Der Steirische Schilcher. Geschichte der blauen Wildbacher Traube. (Blätter für Heimatkunde, Bd. 31, Graz 1957, S. 13–26)
7. „Unseres Herrn Auffahrtstag“. Altsteirisches Brauchtum am Christi-Himmelfahrts-Tag. (Blätter für Heimatkunde, Bd. 32, Graz 1958, S. 94–99)
8. „s Christkindl im krausten Haar“. Geschichte und Sinndeutung eines Bildmotivs. (ÖZV Bd. XIII/62, S. 189–200)
9. Die Bruderschaft der Hauer zu Leibnitz. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Winzerstandes in Österreich. (Blätter für Heimatkunde, Bd. 35, Graz 1961, S. 55–62)
10. Der steirische Kaufmann. Das Entwicklungsbild eines Standes von der Vorzeit bis zum Merkantilismus. (Graz, Selbstverlag der Bundeshandelsakademie, 1963. 63 Seiten, Abb. im Text und Bildtafeln.)

Leopold Schmidt

P. Matthias Eder S. V. D. †

Dr. Matthias Eder, Professor an der Nanzan-Universität in Japan, Korrespondierendes Mitglied des Vereines für Volkskunde in Wien, ist am 27. April 1980 gestorben. Prof. Dr. Matthias Eder S. V. D., ein geborener Abtenauer, hatte sich als gelehrter Missionar ganz der Erforschung jenes Komplexes gewidmet, den man als „Asiatische Folklore“ bezeichnen kann, worunter zu guten Teilen vor allem ostasiatische Volksüberlieferungen zu verstehen ist. Der China-Missionar war im Verlauf der politisch-militärischen Ereignisse nach Japan gegangen und hatte dort das „Nanzan University Institut of Anthropology“ gegründet, von dem es er 38 Jahrgänge lang die großartige Zeitschrift „Asian Folklore Studies“ herausgab. Das Heft XXXIX/1 enthält nun die unerwartete Nachricht von seinem Tode, der für das ganze Gebiet einen gewaltigen Verlust bedeutet. Ein großer Österreicher, für den wie für so manchen anderen bezeichnend sein mochte, daß eine größere Öffentlichkeit von seiner Tätigkeit kaum Kenntnis genommen hat, ist nicht mehr. Wir wollen hoffen, daß sein Werk, sein Institut und seine Zeitschrift, in seinem Geiste weiterleben werden.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Michael Martischnig (Hrsg.), *Sammeln und Sichten, Beiträge zur Sachvolkskunde*. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag. Wien 1979. Verlag des Verbandes der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs. 447 S., 1 Portrait, 617 Abb., 40 Pläne und 6 Karten (teilw. auf 24 Taf.), 1 Tab., Bibliogr., Subskription bis 31. 7. 1980: S 535,- (Mitglieder wiss. Gesellsch. S 400,-), danach: S 700,- (S 525,-).

Die in Umfang und Inhalt außerordentlich stattliche Festschrift ist einem hochgewachsenen, *immer freundlichen, älteren Herrn* gewidmet, der als international hoch angesehener Elektroingenieur erst in reiferem Alter, sozusagen auf dem zweiten Weg, zur Volkskunde und innerhalb dieser wiederum zur Ergologie gefunden hat, in den letzten dreißig Jahren in Niederösterreich ein Privatmuseum bäuerlicher und handwerklicher Arbeitsgeräte aufgebaut hat und seit acht Jahren Herausgeber der „Beiträge zur Sachvolkskunde“ (Mitteilungsblatt des Arbeitskreises der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk), einer dem Sachvolkskundler im deutschsprachigen Raum inzwischen unentbehrlich gewordenen Monatsschrift, ist: Prof. Franz Maresch. Die von Michael Martischnig mit geradezu unternehmerischem Mut auf eigenes Risiko herausgegebene Festschrift vereint nicht weniger als 34 Gratulanten mit ihren ausschließlich sachvolkskundlich orientierten Beiträgen, die fast verschwenderisch bebildert sind. Klaus Beitzl würdigt Leben und Leistung (S. 8–12), Michael Martischnig stellt die Bibliographie des Jubilars von 1936 bis 1979, nicht weniger als 375 Titel (ohne die zahlreichen Kurzberichte in technischen und volkskundlichen Zeitschriften) zusammen (S. 13–26).

Die Fachbeiträge umfassen mehrere Bereiche der materiellen Volkskultur. Mit *Haus und Hof* beschäftigen sich fünf Aufsätze. Gunter Dittmann untersucht in seinem Beitrag „Rezente Altformen des bäuerlichen Wohnhauses im Oberen Pielachtal“ (S. 61–77; 14 Abb.). Mischzonen der Hauslandschaften im nieder- und oberösterreichischen Voralpenland. Trotz der hervorragenden Arbeiten von Rudolf Hoferer und Torsten Gebhard sind solche Mischzonen in Oberbayern, z. B. der Übergang vom schwäbisch-bayerischen Mittertennhaus zum bayerisch-tirolisch-salzburgischen Einhaus mit der Sonderform des firstgedrehten Mittertennhauses zwischen Lech und Loisach, nur spärlich (von Wilhelm Neu)

behandelt. Ein Beispiel für freistehende Speicherbauten in der Buckligen Welt bringt Hans Schölm in seinem Aufsatz „Der Feldkasten beim Stangl in Thal“ (S. 401–410; 22 Abb.). Gott sei Dank werden solche Klein- und Nebenbauten von der Forschung jetzt zunehmend berücksichtigt, wie auch der sehr dankenswerte Beitrag von Werner Kitlitschka „Zur Datierung und Typologie der Weinkeller- und Preßhausbauten in Niederösterreich“ (S. 299–304; 6 Abb.) zeigt. Hier wird der wichtigen Frage des Alters der durch Abbruch gefährdeten Nebenbauten der österreichischen Weinbauern nachgegangen. Helene Grönn steuert eine Studie bei, die sich mit dem unaufgearbeiteten Thema Einfriedung befaßt: „Hag, Zaun, Gatter, Gattertor“ (S. 173–196; 32 Abb.), die wichtigste Veröffentlichung, seit sich Marie Andree-Eysn und Maria Hornung mit dieser Materie befaßt haben. Mit dem wichtigsten Platz im Haus, der Herdstätte, setzt sich Hermann Zucker auseinander, wenn er der „Änderung bei Kochstelle und Küchengerät in Furth (BH St. Pölten)“ nachgeht (S. 441–447; 6 Abb.). Es wird die Entwicklung der Kochstelle von der Rußküche (Rauchküche, Schwarzküche) bis zur Einbauküche unserer Tage aufgezeigt.

Der weitaus größte Teil der Festschrift ist verständlicherweise dem Sachgebiet Arbeit und Gerät vorbehalten, von dem 19 Aufsätze handeln, wovon zwei der Bodenbearbeitung, einer der Ernte, je drei dem Nahrungs- und dem Hauswesen, einer dem Transport, vier der Holzgewinnung und -verarbeitung, drei den Sonderkulturen (Fischerei, Weinbau) und zwei diversen anderen Gerätegruppen zugehörnden Gerätschaften gewidmet sind. – Mit dem Gerät der Geräte beschäftigt sich Ludvík Kunz in dem Aufsatz „Das Ackergerät aus Slavíkovice bei Brünn aus dem Jahr 1769 – der ‚Pflug Kaiser Josefs II.‘“ (S. 325–332; 20 Abb.), in dem versucht wird, den Nachweis zu erbringen, der im Ethnographischen Museum in Brünn erhalten gebliebene Pflug sei der 1769 von Kaiser Josef II. geführte Pflug eines Bauern aus der Nähe von Brünn. Stimmt dies, handelt es sich hierbei um den ältesten erhaltenen Beetpflug überhaupt. Bedauerlich in diesem Aufsatz, daß fast sämtliche Bezeichnungen der Teile des Pflugs mit den im deutschsprachigen Gebiet üblichen nicht übereinstimmen, teilweise sogar falsch sind (Zugstange statt richtig Grindelring, Rädersattel statt richtig Reibschicht). Der vernachlässigten Geräte des Zuckerrübenanbaus nimmt sich Robert Franz Zelesnik unter dem Aufsatztitel „Zucker“ an (S. 431–439; 9 Abb.). Stark beachtet wird gerade in allerletzter Zeit die Kornfege (Putz-, Windmühle), mit der sich erst kürzlich Günter Wiegmann in einem grundlegenden Aufsatz beschäftigt hat und der z. Z. eine diesbezügliche Dissertation betreut, Oskar Moser bereitet eine Studie über dieses Gerät vor. Die Kornfege im obersteirischen Bezirk Liezen untersucht hier Karl Haiding im Beitrag „Windmühle und Putzmühle“ (S. 197–212; 12 Abb.), der zusammen mit dem Aufsatz von Günter Wiegmann über den regionalen Bezug hinaus Grundlage für jede weitere Beschäftigung mit diesem bisher stiefmütterlich behandelten Gerät sein wird. Ein österreichisches Brauchtumsgebäck in Form einer kultischen Eierspeise stellt uns Katharina Dobler mit ihrem Beitrag „Der ‚Oarkas‘ und der ‚Oarkasmodel‘“ (S. 79–82; 2 Abb.) vor. Die Abhängigkeit zwischen Wirtschaftsform und Geräten weist Károly Gál in seinen „Bemerkungen zur Geräteforschung im Zusammenhang mit der Milchwirtschaft im süd-

westpannonischen Raum“ (S. 111–117; 10 Abb.) nach, und zwar am Beispiel des Milchtiegls, des Milchkrugs, des Rütteltopfes, des Stoßbutterfasses, des Rahmtopfes und des Drehbutterfasses in ihren Veränderungen. – Ein Thema, für das man gerade in Bayern dankbar sein muß, weil dieses Gebiet der Gerätekultur bei uns überhaupt noch nicht behandelt worden ist, greift **Johann Hintermayr** mit dem Beitrag „Die Apfel- und Birnenmostkultur im niederösterreichischen Mostviertel“ auf (S. 213–230; 24 Abb.). Mit dem Titel „Nudelbrett und Nudelwalker in ihrem Funktionszusammenhang“ (S. 45–50; 5 Abb.) kommt **Gertrud Benker** zu Wort, die sich hier zweier scheinbar unbedeutender Küchengeräte annimmt, die ebenso zusammengehören wie beispielsweise Mangbrett und Mangrolle. Zu den vielen schmucklosen und deshalb von den Museen fast nie gesammelten und den Gerätekundlern kaum beachteten Geräten zählen auch „Alte Waschrumpeln aus Holz und Stein“ (S. 387–394; 2 Abb.), denen **Leopold Schmidt** in einer kurzen, aber ungemein aufschlußreichen Studie nachgeht. Man wünschte, von allen Geräten eine solch fundierte Kurzmanographie zu haben. **Gerhard Maresch** schreibt ebenfalls über unscheinbare Geräte, in die sehr viel technische Überlegung und ein hoher konstruktiver Aufwand investiert sind, nämlich „Mausefallen aus der Sammlung in der Loich, NÖ.“ (S. 349–354; 15 Abb.). Bisher fast völlig unbeachtet auch „Fürstall‘, ‚Vorsetz‘ und ‚Zieter‘“ (S. 355–370; 16 Abb.) von **Oskar Moser**, dem der Nachweis gelingt, daß nicht nur der Zieter, sondern auch die beiden anderen immer wieder in den Inventaren auftauchenden Geräte Vorspanndeichseln sind. Unter dem Titel „Das Holzknechtmuseum in Trübenbach“ (S. 263–298; 238 Abb.) bringt **Hans Hagen Hottenroth** ein vollständiges Inventarverzeichnis mit 242 Gegenständen, die in überaus deutlichen Zeichnungen verschiedener Ansichten einschließlich technischer Details, Hersteller- und Besitzergravuren, Dekor und Maßangaben vorgeführt werden und einen fast vollständigen Überblick über die Geräte und Werkzeuge der Holzgewinnung und -verarbeitung in den Alpen bieten. Einen Teilbereich dieser Arbeit, die Kantholzerzeugung, im niederösterreichischen Schneeberggebiet „Schliaßnhäckn“ – so auch der Titel dieses wichtigen Aufsatzes – (S. 27–44; 36 Abb.) genannt, behandelt **Hiltraud Ast**, die sich immer mehr auf die bäuerliche Holzarbeit und deren Geräte spezialisiert. Wenn sich **Franz J. Grieshofer** auch mit „Holzhackerschilde aus dem Wienerwald“ (S. 165–172; 10 Abb.) befaßt, ein Thema, das vielen ohnehin völlig neu sein dürfte, so werden auch Ergologen seinen Beitrag dankbar begrüßen im Hinblick auf die unter den Schilden hängenden, en miniature ausgeführten Werkzeuge der Holzknechte, die vom Hornschlitten bis zum Bohrer (bair. Neiger) reichen. Viel zu wenig behandelt ist auch der Holztransport auf dem Wasser und die Arbeit der Flößer. **Imma Waid** nimmt sich dieses vernachlässigten Gebietes an, indem sie über „Die Holzförderung zu Wasser zwischen Göller und Ötscher vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ (S. 417–424; 5 Abb.) referiert, wobei sie auch den seltenen Fall eines Holzaufzugs zur Überwindung einer Wasserscheide in allen Einzelheiten schildert. **Gertraud Liesenfeld** erinnert mit ihrem Aufsatz „Zur Daubelfischerei zwischen Wien und Hainburg“ (S. 333–348; 20 Abb.) daran, wie wenig eigentlich in Bayern, in dem die Fluß- und Seefischerei einmal größte Bedeutung hatte (Regensburg soll ein Fluß-, Starnberg ein Seefischereimuseum erhalten!), über

diese Materie gearbeitet worden ist. Neben der eingehenden Beschreibung der Daubelfischerei wird ein Überblick über die früher üblichen Arten des Fischens und die verbotenen (Schwarz-)Fischereimethoden gegeben. Mit Geräten des Weinbaus, nämlich „Hüterhackln, Hüterstecken, Hütergoassln“ (S. 119–137; 42 Abb.) als Ausrüstungsgegenständen der niederösterreichischen Weingartenhüter einschließlich Verbreitung dieser Abwehrwaffen beschäftigt sich Werner Galler und greift das bereits früher behandelte Thema weitaus ausführlicher noch einmal auf. Helmut Eberhart zeigt, daß Kerbhölzer nicht nur in der Milchwirtschaft, sondern gleichermaßen im Weinbau verwendet worden sind, wenn er kenntnisreich „Die Buttnträgesteckn“ (S. 83–93; 18 Abb.) aus der Steiermark vorstellt. „Kleine Beiträge zur Gerätekunde“ (S. 315–324; 11 Abb.) leistet Maria Kundegraber, indem sie bisher von der Forschung vernachlässigte Kleingeräte wie Disteljäter, Krautbohrer, Schneidstock, Sauabhäuter, Sackschablone, Speikkramperl, Graupenrechen, Hafnergeschirr, Salzstockreiber, Sprudler, Spandmesser und Starlgogger behandelt. Neben der Inventarisierung, der Befragung und dem Foto ist der Film wichtiger Bestandteil der Dokumentation, mit dem schwer beschreibbare Arbeitsvorgänge wie beispielsweise beim Einwieden, Schnapsbrennen, Obstdörren, Schindelmachen, Mahlen oder bei der Bergbauernarbeit, Köhlerei, Handweberei, Flachsverarbeitung anschaulich gemacht werden können. Diese Thematik ist Gegenstand der Abhandlung von Franz Klingler, der „Sachvolkskundliche Dokumentationsfilme aus dem Bezirksheimatmuseum Lilienfeld“ (S. 305–313; 5 Abb.) vorstellt.

Der vorindustriellen ländlichen Technik und dem bäuerlichen Erfindergeist verschrieben haben sich in ihren Beiträgen Edith Hörandner mit „Angaben zur Einführung des ‚maschinellen Dreschens‘ auf Gutshöfen des Marchfeldes im frühen 19. Jahrhundert“ (S. 231–262; 9 Abb.), die sich mit Dreschmaschine (von 1813) und Maschinendrusch beschäftigen; Dieter Weiss mit „Der ‚Schmeißwachtl‘“ (S. 425–430; 5 Abb.), einer Maschine zum Ausschlagen des Getreides; Friedrich Thoma mit „Ein Vorläufer des Trieurs“ (S. 411–415; 3 Abb.), der ersten selbständig arbeitenden Getreidereinigungsmaschine, deren Vorläuferin wiederum die Kornfege ist; Anni Gamerith mit „Ölgeräte und Stampfgebäude im Waldbauernlande“ (S. 139–164; 37 Abb.), worin vorbereitende Ölgeräte (Wasserstampfen, Feuerstätten, Röstgefäße, Kleingeräte), Ölpresen (Keil-, Seitenspindel-, Radpresen) und Stampfgebäude (allein oder zusammen mit Mühle, Walke oder Knochenstampfe) bis ins Detail untersucht werden.

Das Volksleben kommt in der Festschrift zu Wort mit einem Aufsatz von Elisabeth und Olaf Bockhorn über die „Jugend einer Bergbäuerin“ (S. 51–60), worin das entbehrungsreiche Leben und der harte Alltag einer 1919 geborenen Bauersfrau aus Osttirol in kurzen Kapiteln (Familie, Schule, Arbeit, Nahrung, Kleidung, Freizeit) geschildert wird. Das Brauchtum vertritt Helmut Paul Fielhauer mit „Zwei Larven aus der Sammlung Maresch – Maskenbräuche nach dem Drusch“ (S. 95–110; 5 Abb.). Hier werden wir mit einem seltsamen Arbeitsbrauch aus Niederösterreich bekanntgemacht.

Einen Einblick in die Volksmedizin seiner engeren Heimat Oberkärnten verschafft uns Helmut Prasch mit einer lebendig geschriebenen Darstellung über „Dünste, Säfte und Öle in der Volksmedizin“ (S. 371–386; 16 Abb.), die uns die heilenden Kräfte dieser „natürlichen Medikamente“ vor Augen führt. In ein Spezialgebiet der Bildstockforschung führt uns Emil Schneeweis mit seinem beziehungsreichen Aufsatz „Blitzschlagarterien im Waldviertel“ (S. 395–400; 8 Abb.), der den Elektrosicherheitsingenieur und Jubilar Franz Maresch besonders freuen wird, ein Beitrag auch, der manchem volkskundlich interessierten Wanderer Anregung sein wird, den Flurdenkmälern seiner Heimat größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Festschrift für Franz Maresch gehört, wie beispielsweise auch die Festschriften für Béla Gunda (*Studia ethnographica et folkloristica*, Debrecen 1971), Leopold Schmidt (*Volkskunde, Fakten und Analysen*, Wien 1972), Franz C. Lipp (*Volkskunde, Mensch und Sachwelt*, Wien 1978) und Wilhelm Hansen (*Museum und Kulturgeschichte*, Münster 1978) zum Kanon eines jeden Sachvolkskundlers, in die Hand eines jeden Heimatpflegers und in die Bibliothek eines jeden Heimatmuseums, wegen der Grundsätzlichkeit vieler Beiträge nicht nur Österreichs, sondern des ganzen deutschen Sprachgebietes.

Helmut Sperber, München

Leopold Schmidt, *Das alte Volksschauspiel des Burgenlandes*. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Theatergeschichte Österreichs, Band VIII: Burgenland, Heft 1) Wien, Verlag der Österr. Akademie der Wissenschaften 1980; 358 Seiten, 15 Abb. auf Kunstdrucktafeln, 1 Farbbild. Preis: S 490,—.

Was hier als Studien über „das alte Volksschauspiel (VS) des Burgenlandes“ innerhalb einer Theatergeschichte Österreichs als in sich geschlossener Band über Brauchtum und Spiel vorgelegt ist, weist schon in der geschmackvollen Außenaufmachung durch ein Farbbild der Figuren der Weihnachtspiele von Oberufer bei Preßburg, heute Slowakei, gezeichnet von H. Krabbe 1860, über den engeren Bereich des heutigen, jüngsten Bundeslandes hinaus in eine weite westpannonische Kulturlandschaft, die seit dem Ende des 1. Weltkrieges freilich von Grenzen durchzogen scheint, die nach dem 2. Weltkrieg zu schmerzlich scheidenden Grenzschnitten verschärft wurden.¹⁾

¹⁾ Eine geraffte Übersicht über das Stoffgebiet bedeutet der nach dem Buch erschienene Vortrag von Leopold Schmidt, Fortschritte der burgenländischen Volksschauspielforschung (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 7, = Anzeiger der Phil.-Hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 117. Jg., Wien 1980, 20 Seiten).

Das Burgenland gehört zu Leopold Schmidt's (L. S.) bevorzugten Forschungslandschaften. Zu seinen Brauch- und Spielüberlieferungen hatte er seit den dreißiger Jahren in steigender Anzahl Studien und Bücher vorgelegt. Viele Einzelaufsätze erscheinen nun hier nicht etwa bloß mit verbindenden Worten aneinandergereiht. Sie sind vielmehr zu einem neuen Gesamtwerke gefügt, das sich (weit über das enger gefaßte Titelthema hinausgreifend) an die großen Vorleistungen etwa von J. Ernyey – G. Kurzweil – Karsai – L. Schmidt, Deutsche Volksschauspiele aus den oberungarischen Bergstädten, Bd. 2, Teil 1 u. 2, Budapest 1938, an K. Benyovszky, Die Oberuferer Weihnachtsspiele, Preßburg 1934, an K. Horak, Burgenländische VSe, Wien 1940 und an manche andere Leistung (vgl. das Schrifttumsverzeichnis bei L. S. 337–344) anreihet und – wie immer bei diesem Vf. – zu weiterer Forschung verlockt . . .

Also gibt L. S. zunächst eine knappe Forschungsgeschichte mit europaweiter Blickrichtung zur Einordnung dessen, was im engeren (nordburgenländischen) Bereiche des Heidebodens einst Karl Julius Schröer noch hatte erleben können (Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern, abgeschlossen 1856, erschienen Wien 1862) und was Spielleiter wie Karl Fürst, sein Sohn Karl Eugen Fürst, was Besucher wie K. Benyovsky, Hans Klein und viele andere bis herauf zu Karl Horak in den Entwicklungen verfolgen und darstellen hatten können. Hier werden bereits Spielkreisunterschiede gemacht. Insgesamt aber stellt L. S. der Darstellung der VSe im engeren Sinne die ebenfalls brauchtumsgebundenen Erscheinungsformen von Maskenwesen und Umzügen (37 ff. Lucia, Budelmutter, Bartl, Krampus, Bauernfasching, Eselsreiter von Moschendorf, Blochziehen u. ä.) voran. Mit Dank erinnert sich der Rezensent, daß er alle diese einschlägigen Studien zu seiner Zeit lesen und sich von ihnen hatte anregen lassen dürfen, so wie viele hier genannt werden müßten, die gleichfalls zu eigener Forschung ermuntert und vor allem auch gefördert worden sind wie die Arbeiten von Karl M. Klier und so mancher anderer in der ja nicht besonders großen Gruppe der Brauch-, vor allem der VS-Forscher. Näher am VS stehen bereits die brauchtümlichen Umzüge in Gestalt des (einst auch von Hans Moser kulturhistorisch genauer eingeordneten) Sternsingens, des Pflingtsingens und -reitens, stehen Burschenspiel und Fähnrichstanz (128 ff.). Den Hauptteil des Werkes bilden nun die VSe im engeren Sinne, geteilt nach den deutlich getrennten Überlieferungen im Nordburgenlande: Paradeisspiel des Heidebodens, Weihnachtsspiel (mit dem Blick auf den Wettkampf der Spielscharen), das Spiel vom Jüngsten Gericht, jenes vom armen Lazarus und vom reichen Prasser, wie es in der oberen Steiermark noch lebt und den Unterzeichneten zur VS-Forschung geführt hatte (vgl. ÖZV 50, 1947, 67–85 nach – verlorener – Dissertation Graz 1936), das Fastnachtsspiel vom Steffl von Neuhausen (von L. S. als eigene Publikation, Burgenländische Forschungen, H. 5, Horn 1949 herausgegeben), das Schuster- und Schneider-Spiel aus der funktional etwas geänderten Nachspiele-Gruppe. Dem mittleren und dem südlichen Burgenlande sind die Sebastiani-Spiele eigen (286 ff. Vgl.: auch hier L. S., Burgenländ. Forschungen, H. 16, Eisenstadt 1951). Von den anderen VS-Resten dieser Landschaft konnte man vor nicht allzulanger Zeit Versuche der Rekonstruktionen insbesondere des Liedanteils in Fernseh-Sendungen (Walter

Deutsch) des ORF sehen. Eine „lebende“ Tradition gibt es davon ja nicht mehr. Das führt auch L. S. zu Bemerkungen über Wiederaufführungsversuche (326 ff.), vor allem zum einzigen Großspiel jener Landschaften, dem Passionsspiel, von dem eine Eisenstädter Ratsprotokoll-Eintragung von 1772 eine für uns nicht mehr weiter faßbare Bemerkung bringt. Immerhin ist das heutige Passionsspiel im alten Steinbruch zu St. Margarethen bei Rust, erstmals 1936, später „ex voto“ immer wieder, zuletzt 1976 auch von meinen Münchener Volkskundestudenten und mir besucht und ehrlich bewundert, ein später, aber schon „Tradition“ werdender Neubeginn ganz im Sinne der Themenstellung des Buches. Was hier – selbstverständlich – an „oberschichtlicher“ Hilfestellung und „Lenkung“ geleistet wird, bleibt durchaus im Rahmen dessen, was immer schon von Einsichtigen, der religiösen Intention des „Volkes“ dienenden Regisseure (Vigil Raber, Benedikt Debs im einstigen Südtirol des Spätmittelalter-Auskluges; auch darüber hatte L. S. mehrfach gehandelt!) geleistet worden war.

Weniger glücklich finde ich das für ein „Berufstheater“ gewiß berechnete, aber für die „Morgenstern“-Bühne von Reinhold Netolitzky und die seit 1945 intensiv betriebene Inszenierungs- und Aufführungspraxis, herausgestellt als Pflege der „Oberuferer-Spiele“ m. E. an unrichtiger Stelle ausgesprochene Lobeswort (L. S. 330 f.). Wem es oft genug vergönnt war, wirkliches geistliches „VS“ in Traditionslandschaften mit an noch fortdauerndem Spielbrauch in einem auch noch so durch Zeitumstände und Ortsbedingungen veränderten Traditionsspiel wirklich mitzerleben wie etwa in der „Volksschauspiellandschaft Innerösterreich“ (vgl. ÖZV 51, 1948, 148–194), der darf hier anders werten. Das hat nichts mit romantisch-unwahrer Schwärmerei für „Unberührtheit“, „Echtheit“ usw. zu tun. Es gibt heute bereits ganz hervorragende Verfilmungen solchen lebendigen VSs für das Fernsehen, etwa zu Steirisch- und Kärntisch Laßnitz bei Murau (Steiermark) für das Christgeburt- und Hirtenspiel durch Wolfgang Pfaunder, für das Schäferspiel von Wilhelm Rosboud, ORF-Graz. Das ist also heute für breiteste Kreise bereits bis zu einem gewissen Grade „miterlebbar“. Dann aber wird dem einigermaßen ein Gespür für „Volksüberlieferungen“ in sich Tragenden sofort der tiefgreifende Unterschied zwischen „VS“ und dem stilistiüberfeinerten, auf „archaisch“ getrimmten, eben allzuglatt in Sprechtechnik und Gestus „gekonnten“ und bei aller Anerkennung der hohen Ehrfurcht vor dem im Volke Vorgegebenen eben doch spätrömantisch ein mittelalterliches Sakralgeschehen modern stilisierendes „Schau-Spiel“ Gebenden offenbar. Solche und ähnliche Rückprojektionen, dargeboten in einer Art Stagione-Betrieb in ausgesuchten Sakralräumen liegen dem „VS“ einfach ferne. Beide Gattungen haben ihr Lebensrecht, sind im Sinne einer „Kulturpflege“ (um dieses manchmal irreführende Modewort zu gebrauchen) gewiß gleichberechtigt, in ihrem Wesen aber ebenso gewiß voneinander zu trennen.

Dabei soll nicht verkannt werden, daß ober-schichtliche Anteilnahme und Hilfestellung im Wesenerkennen und Bewahren eines solchen wirklichen „Volks“-Gutes wie es die Oberuferer-Spiele darstellen, besteht. Von Karl Weinhold (Weihnacht-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Graz 1853) bis zu Max Mell (Steirischer Lobgesang, Leipzig 1939), Hans Watzlik u. a. weiß man von solcher wesenerfassender Anteilnahme. Es wäre nun an der Zeit, wie es

Schuldirektor i. R. Karl Eugen Fürst, selber wie schon sein Vater Karl Fürst zu Oberufer Spielleiter und seit 1926 Traditionsträger besonderer Art (vgl. L. S. 189 f.; 332) in einem Briefe an den Rezensenten (4. IV. 1980) vorschlug, auch der nichtdeutschen, aber wirklich volkskundigen Helfer zu gedenken: „Als Lehrmeister Michael Wendelin“ (vgl. L. S. 189–191) „und mein Vater wieder einmal die Aufführung der Spiele vorbereiteten, gab ein Oberuferer Schüler des damaligen ev. (evangelischen) Lyzeums in Preßburg einen, mit meinem Vater erarbeiteten Hausaufsatz seinem ungarischen Professor ab. Die Ober. Ch. Sp. (Damals gab es bei uns nur ungarische Mittel- und Oberschulen, denn das Gebiet Preßburg-Oberufer und der Heideboden gehörte in der damaligen Österr.-Ungar. Monarchie zum Kulturhoheitsbereich des ungarischen Königreiches). Und dieser Professor – J. Hamvasi – den hohen kulturellen Wert der Spiele erkennend, verständigte sofort Fachleute im Volkskundemuseum zu Budapest, die dann unverzüglich aus Budapest nach Oberufer kamen und obgenannte Aufnahmen machten; ja man lud sogar die ganze Spielschar zu einem Gastspiele nach Budapest ein.“

Es ist für die weitere Erforschung des VSs in den einst diesbezüglich so fruchtbaren im pannonisch werdenden Osten an die deutsch-alpinen (Innerösterreich; NÖ) anschließenden VS-Landschaften von Burgenland und Heideboden wie Oberufer usw. mit Dank der magyarischen Hilfestellung zutiefst volksverbundener und über die eigene Sprachnation hinausdenkender Persönlichkeiten zu gedenken. Karl Eugen Fürst (dzt. Fürstenfeldbruck in Bayern) weiß von Aufnahmekopien über Vikar, Kodály, Bartók, „deshalb, weil wir es diesen Sammlern zu verdanken haben, daß die wichtigsten Szenen und Lieder einer Aufführung im Jahre 1910/11, in Bild und Ton festgehalten wurden. (Ich habe meine Aufzeichnungen der Lieder nur nach diesen Programmaufnahmen ausgerichtet“ (Brief v. 4. IV. 80; zur wichtigen Text- und Liederausgabe v. K. E. Fürst vgl. meine Anzeige in ÖZV 82, 1979, 208 ff.)

Damit aber werden von einem Miterlebenden, der in entscheidender Zeit Mitgestalter voller Ehrfurcht vor dem in seiner Heimat Überkommenen werden hatte dürfen und aus dieser Erinnerung heraus lebt und mitteilt (z. B. Vortrag vor meinen Münchener Volkskunde-Studenten) Wege gewiesen, die das auch hier wieder so imponierend Reiche der VS-Forschungen von L. S. zu Ausgangsebene und Vergleichswerten werden lassen können über das sprachbedingt in sich geschlossen Erscheinende der burgenländischen und „westungarischen“ VS-Landschaften in der Beziehung hin zur erwünschten Erkenntnis der Vergleichenden Volkskunde zur Wesensschau der Kulturüberlieferungen in einem Mehrsprachenraum alter Überlieferungskraft und vielfältig dokumentierter Eigenständigkeit.

Leopold Kretzenbacher

Erich Gusel, Langenzersdorf – einst. Ein Bildband aus der Zeit von 1895 bis 1945. Großformat, 120 Seiten mit 140 Abb., davon 1 Farbtafel. Kulturreferat der Marktgemeinde Langenzersdorf, NÖ. (1980).

Einem „Zug der Zeit“ entsprechend erscheinen derzeit viele Sammelbände von alten Ansichtskarten und privaten Photographien über jeweils einen Ort, manchmal über eine Kleinlandschaft. Die Qualität dieser alten Bilder ist meist nicht sehr gut, aber es handelt sich um Dokumente, besonders für Orte, die kaum über künstlerische Darstellungen verfügen.

Auch das ganz im Einzugsgebiet des nördlich der Donau gelegenen Teiles von Wien befindliche Langenzersdorf am Fuß des Bisamberges hat nunmehr durch den Museumsverein des Ortes einen derartigen Bildband bekommen. Siedlungs- und Hausbilder aus der Zeit um die Jahrhundertwende machen mit dem alten Straßendorf genügend bekannt. Manches Bauernhausbild verdient mehr Beachtung, beispielsweise Abb. 49 der Hof mit dem bemerkenswerten Taubenschlag. Sonst wird man Bilder der Menschen, der Gruppen und ihrer Bräuche und Feste am ehesten suchen und auch einige finden. So Abb. 8 die Ratschenbuben (1916), Abb. 36 die Rekruten nach der Assentierung (1914), dann Abb. 66 die Männer nach der Grenzbegehung (1938), und umgekehrt die Frauen Abb. 81 bei der Fahnenweihe (um 1900). Eine Abb. (85) zeigt Frauen bei einem Weinlesefest (1925), eine andere (87) eine Gruppe aus einem von der Feuerwehr veranstalteten Faschingszug (1928). Und schließlich ist man für das Bild von der schlichten „Waldandacht“ (129) von 1938 dankbar, das eines der für die engere Umgebung Wiens so bezeichnenden Kleinheiligtümer zeigt. Die Bilder sind im Anhang gut kommentiert, sogar mit einem sorgfältig bearbeiteten Anmerkungsteil.

Leopold Schmidt

Anna Barth, Agrarpolitik im Vormärz. Die Steirische Landwirtschaftsgesellschaft unter Erzherzog Johann (= Grazer Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien, Bd. 37) 141 Seiten. Graz 1980, Leykam Verlag. S 190,-.

Es ist immer wieder gut, einen Blick auf die benachbarten Disziplinen zu werfen. Besonders die Rechtsgeschichte, wie sie etwa in Graz von Hermann Baltl vertreten wird, steht uns manchmal unvermutet nahe.

Auch diese Dissertation aus dem Jahre 1969 ist nunmehr durch die Bemühungen Hermann Baltls in Graz erschienen. Eine offenbar sehr gewissenhafte Aufarbeitung des Erzherzog-Johann-Materials im Hinblick auf die ungemein bedeutsame Tätigkeit der Steirischen Landwirtschaftsgesellschaft. Da tun sich Einblicke in die ältere Landwirtschaft, in Viehzucht, Obstbau, ja Bienenhaltung auf, die man nicht erwarten würde. Daß in einem Kapitel über „Preisfragen und Prämien“ trachtengeschichtliche Mitteilungen enthalten sein könnten, würde man kaum glauben. Aber die als „Prämien“ ausgesetzten „Dienstbotenhüte“, die ihrer ganzen Art nach zur Erhaltung der älteren Tracht dienen sollten, und die man bewährten Dienstboten sogar noch auf den Sarg legte (S. 95), die stellen doch einen sehr markanten Hinweis dar, nach welchen Richtungen man beispielsweise bei einer historischen Trachtenforschung noch ausgreifen könnte.

Leopold Schmidt

Reiner Hefte für Volkskunde. Jahrgang 1, Heft 1. 74 Seiten vervielfältigt. Rein (Steiermark, 1980. Im Selbstverlag der Gesellschaft zur Förderung der volkskundlichen Forschung in der Steiermark).

Über die Gründung dieser „Gesellschaft“ wurde im letzten Heft der ÖZV (2/1980 S. 120) berichtet. Nunmehr liegt das Heft 1 des 1. Jahrganges der von ihr herausgegebenen „Reiner Hefte für Volkskunde“ vor, die hiemit als Zeichen der Verdichtung der volkskundlichen Publizistik im Lande begrüßt werden sollen.

Das Heft, äußerlich sehr schlicht gehalten, ist dem Innentitel nach eine Festschrift für Oskar Moser zum 65. Geburtstag. Es enthält im wesentlichen drei Vorträge, die 1979 bei der Gründungstagung in Stift Rein gehalten wurden, nämlich von Olaf Bockhorn „Fahrzeuge und ihre Erforschung als volkskundliche Aufgabe“, von Oskar Moser selbst „Aufgaben der volkskundlichen Möbelforschung in der Steiermark“ und von dem Münchner Spezialisten Helmut Sperber „Pflugforschung in Bayern“. Drei sehr spezielle, quellenmäßig fundierte Arbeiten, die nicht zuletzt ausführlich über bisherige Literatur und Forschungslage berichten. Zu diesen sehr sachlichen Vorträgen paßt vielleicht das kurze Vorwort von Oskar Moser nicht ganz, das unter anderem ausführt: „Eine Kulturwissenschaft wie die unsere kann sich in einer Zeit gewaltiger kultureller Brüche und Umbrüche im Materiellen wie im Geistigen nicht einfach unbeteiligt abseits stellen. Zu deutlich verspüren wir die Verunsicherung der Menschen um uns herum, zu kraß schießen Verfremdung und Selbstaufgabe ins Kraut, wächst sich der Identitätsverlust in eine Identitätskrise aus, die in ein unheimliches Ungewisses treibt. Die wahrhaft inhumane Brutalität uferloser Veränderer zeigt immer unverhüllter ihr tatsächliches, ihr wahres Gesicht.“ Die Ausführungen über alte Fahrzeuge, alte Möbel und alte Pflüge haben mit diesen kulturpessimistischen Äußerungen kaum etwas zu tun. Es wird sich zeigen, welche Tendenzen weiterhin in der steirischen Volkskunde vorwiegen werden.

Leopold Schmidt

Herrad Spielhofer, Sanierung, Um-, Zu- und Ausbau von erhaltungswürdigen ländlichen Wohnhäusern in Österreich (= Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen, Monographie 28). Vom Bundesministerium für Bauten und Technik geförderte Untersuchung der Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen. Großquart, 186 Seiten mit zahlreichen Abb. und Planzeichnungen. Graz 1980, Leopold Stocker Verlag.

Der Anteil der Architekten an der österreichischen Bauernhausforschung war immer groß. Von Anton Dachler bis Adalbert Klaar führt hier eine kräftig markierte Spur. Daß diese und andere Architekten sich nicht selten auch darüber Gedanken gemacht haben, wie die von ihnen aufgenommenen bäuerlichen Gebäude auch lebendig erhalten bleiben könnten, ist beinahe selbstverständlich. Von maßgebendem Einfluß waren solche Überlegungen, wie die tatsächlich durchgeführten Umbauten zeigen, offenbar kaum jemals.

Das ist nun das Problem der Grazer Architektin Herrad Spielhofer, die ganz im Sinn von E. Liepolt, dem Präsidenten der Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen sich mit der „Neuordnung des ländlichen Raumes“ im Zusammenhang mit den „geänderten gesellschaftlichen Verhältnissen“ beschäftigt. Wenn sagen wir in einer Kellergasse eines stadtnahen alten Weinhauerdorfes allmählich alle Keller aufgestockt werden und die dadurch gewonnenen (meist sowieso ziemlich kleinen) Räume als Sommerwohnungen benützt oder auch vermietet werden, dann gehört das hierher. Die Gegenwartsvolkskunde versucht derartige Wandlungen so zeugnisreich wie nur möglich zu dokumentieren. Hier, bei der Architektin, sieht das etwas anders aus. Da werden nicht Tatsachen konstatiert, sondern Vorschläge erarbeitet.

Das schöne, auch schön gestaltete Buch versucht diese Dinge den österreichischen Ländern nach zu erfassen. Dementsprechend gibt für jedes Land ein zuständiger Fachmann eine kurze Einführung in die jeweilige Bauernhaus-Situation: Also Karl Ilg für Vorarlberg und anschließend auch für Tirol, Kurt Conrad für Salzburg und Gunter Dittl für Oberösterreich, Altmeister Adalbert Klar für Niederösterreich und Wien, Reinhold Harlfinger für das Burgenland, Viktor Herbert Pöttler für die Steiermark und Oskar Moser für Kärnten. Nach diesen kurzen Einführungen folgen jeweils einige, meist sechs bis acht, Einzeldarstellungen von landschaftsbezeichnenden Höfen, die einerseits ihrem gegenwärtigen Stand nach genau aufgenommen, vermessen, dargestellt sind, anderseits Pläne für mögliche Zu- und Einbauten erhalten, die von der Architektin vorgeschlagen werden, falls das Haus, es handelt sich wohl fast immer um das Wohnhaus, nicht mehr nur landwirtschaftlich, sondern etwa auch fremdenverkehrsmäßig genutzt werden soll. Da findet sich dann jeweils eine „Schmutzschleuse“ und die Gruppe der Sanitärräume eingezeichnet, was bei den verhältnismäßig großen, ein- bis zweigeschossigen Häusern im mittleren Alpenbereich gut geht, bei den Vierkantern im Traunviertel überhaupt kein Bedenken erweckt, bei den Streckhöfen im Osten dagegen sehr problematisch erscheint. Die Architektin hat auf die verschiedensten Haustypen, die sehr unparteiisch über das ganze Land ausgesucht erscheinen, Rücksicht genommen; ihre Ein-, Aus- und Zubauten könnten so manche Häuser aufwerten, auch wenn man nicht mit Fremdenzug oder anderen bisher unbedachten Neueinführungen rechnen sollte.

Der schöne Band ist also einerseits eine beachtliche Bereicherung unserer Bauernhausforschung, anderseits ein Mark- und Bedenkstein im Kulturwandel unserer Zeit: Werden sich Besitzer solcher bäuerlicher Bauten finden, die so wie vorgeschlagen bauen werden? Wird ein durch ein Institut etwa durchzuführender Befragungsquerschnitt ergeben, daß alles, oder doch weniger, oder auch gar nichts geschehen ist, oder daß man sich partout nach ganz anderen Vorschlägen gerichtet hat, und warum wohl? Von der Gegenwartsvolkskunde aus gesehen ein überaus bemerkenswertes Grundmaterial, das in Zukunft entsprechend genutzt werden sollte.

Leopold Schmidt

Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa. Beiträge des 21. Deutschen Volkskundekongresses in Braunschweig (5.–9. Sept. 1977). Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, hg. Günter Wiegmann (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 13) 215 Seiten. Münster in Westfalen 1979, f. Copenrath Verlag.

Sammelbände von Kongreßvorträgen lassen sich nicht besprechen. Aber anzeigen sollte man sie doch, da sie wie in diesem Falle zeigen, womit sich mindestens ein Teil der akademischen Fachvertreter beschäftigt, beziehungsweise seine Studenten zur Beschäftigung anhält.

„Gemeindestudien“ gehören an sich der Soziologie an, sie standen dort eine zeitlang in Mode. Von der Volkskunde sind Ortsmonographien schon viel früher geschaffen worden, und werden heute – oder hinsichtlich der Braunschweiger Tagung müßte man wohl sagen: gestern – gern übersehen, womöglich nach der Politik ihrer Entstehungsjahre eingeordnet und beurteilt. Sie haben aber doch, vor allem die Monographien der Schwietering-Schule, beachtliche Wirkung gehabt, und sind fachlich sicherlich bei weitem wichtiger gewesen als die in diesem Band so auffallend oft zitierten „Arbeitslosen von Marienthal“ von Marie Lazarsfeld-Jahoda, die nicht, wie man nach diesen Zitaten annehmen müßte, 1974, sondern schon 1933 erschienen sind, also unter weiß Gott anderen Zeitumständen.

Ein guter Teil traditionsreicher Volkskunde wird von Tamas Hofer mit seinen „Gegenständen in dörflichem und städtischem Milieu“ vertreten. Einzelarbeiten leisten Ruth E. Mohrmann für „Wandel und soziale Unterschiede im ländlichen Wohninventar des 19. Jahrhunderts“ am Beispiel von Greene bei Braunschweig, und Bärbel Kerkhoff-Hader, mit ihren „Soziokulturellen Ausprägungen in Gewerbedörfern der Südwesteifel“. Wichtig sind die Überblicksartikel: Károly Gál berichtet über „Stand und Aufgaben der Gemeindestudien in Österreich“, wie sie von seinem Institut in Wien aus durchgeführt wurden, und Günter Wiegmann berichtet ungemein gediegen über „Gemeindestudien in Deutschland“, eine auch wissenschaftsgeschichtlich wichtige Arbeit.

Leopold Schmidt

Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. II) 370 Seiten mit 16 Bildtafeln, 43 Abb. und 38 Tabellen. Stuttgart 1978, Verlag Eugen Ulmer. DM 88,–.

Der um die Geschichte der deutschen Landwirtschaft hochverdiente Verfasser ist 75 Jahre alt geworden, und erfreulicherweise konnte sein vielgelesenes Hauptwerk nunmehr in der 3. Auflage vorgelegt werden. Das gut benutzbare Buch, das auch für die Arbeitsgeräteforschung von Bedeutung ist, erscheint einerseits etwas gestrafft, andererseits durch den Ausgriff auf neuere Veröffentlichungen einigermaßen bereichert, auch hinsichtlich der guten Abbildungen. Gewisse Kapitel sind markanter herausgearbeitet, so der Landesausbau im Hochmittelalter, bei uns besonders von den Klöstern aus deutlich erkennbar, dann der Rückgang im Spätmittelalter, der

zahlreiche Wüstungen hat entstehen lassen, über die auch bei uns erst Grabungen der letzten Jahrzehnte näheren Aufschluß gegeben haben. Die Gutswirtschaft zu Beginn der Neuzeit wird nunmehr deutlicher herausgearbeitet, ihr Einfluß auf die Sachvolkskunde könnte von unserer Seite her gewiß noch stärker unterstrichen werden. Es hat ja nicht so sehr die mittelalterliche als weit stärker die frühneuzeitliche Landwirtschaft weitergelebt, auch hinsichtlich der Gerätegestaltung und Gerätenutzung. Das nützliche Werk wird sich also auch in seiner neuesten Auflage für den kritischen Benützer von der Seite der Volkskunde her gut lesen lassen.

Leopold Schmidt

Karl Gröber, Alte Oberammergauer Hauskunst. Fotos Paul Sessner. 144 Seiten, 8 Farbtafeln, etwa 90 Schwarzweißabb. Textzusammenfassung in englischer Sprache. Rosenheim 1980, Rosenheimer Verlags-haus Alfred Förg. DM 39,80.

Dieses schöne und gute Buch ist 1930 in erster Auflage erschienen, und offenbar so unvermindert wertvoll geblieben, daß man es einfach neuauflagen konnte. Theo Hahn in Oberammergau hat an der Neuauflage mitgearbeitet und einige Textergänzungen beigebracht, aber im wesentlichen ist es der unentbehrliche „Gröber, Oberammergau“ geblieben. Unter den vielen jüngeren Sammlern usw. wird es gewiß genügend Interessenten dafür geben.

Leopold Schmidt

Helmut Sperber, Unsere Liebe Frau. 800 Jahre Madonnen-bild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach. 192 Seiten, 32, zum Teil vierfarbige Bildtafeln. Regensburg 1980, Verlag Friedrich Pustet. DM 38,—.

Ein Buch über altbayerische Marienwallfahrten aus der Feder eines Münchner Gelehrten, der vor allem als Spezialist der Arbeitsgeräteforschung bekannt ist, mag zunächst überraschen. Doch Sperber hat sich, wie Leopold Kretzenbacher in seinem freundlichen Geleitwort betont, auch als sein Schüler in Seminaren und auf Exkursionen genügend mit dem Thema beschäftigt, so daß man ihm gern zubilligen wird, daß er auch in diesem Buch vor allem auf den Spuren seines speziellen Lehrers Torsten Gebhard wandelt.

Wenn man die Einzelkapitel und ihre Literaturangaben überprüft, so wird man feststellen, daß die Nach- und Auswirkungen der nicht zuletzt mit Österreich eng verbundenen bayerischen Wallfahrtsforschung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts reiche Früchte gezeitigt haben. Was Rudolf Kriss stärker von der Seite des wallfahrtenden Menschen und seiner Opfergaben gesehen hat, das hat Gebhard in seinem maßgebenden Beitrag zur Gugitz-Festschrift von 1954 eher von der Seite der Gnadenbilder her ins Auge gefaßt. Gleichzeitig erschien die Dissertation von Hans Aurenhammer (in den Veröffentlichungen unseres Museums 1956), die in vieler Hinsicht als die eigentliche Grundvoraussetzung volkskundlich-kunsthistorischer

Art auch für das Buch von Sperber gelten kann. Sperber hat von Aurenhammer die Gliederung in byzantinische, frühmittelalterliche, hochmittelalterliche und frühneuzeitliche Marienbildgestaltungen übernommen, wobei die maßgebliche Bedeutung der jeweiligen italienischen Umsetzungen zumal der byzantinischen Ikonen in die mittelalterliche Bildsprache der Tafelmalerei nicht übersehen wurde. In diesen Formen haben die jeweiligen politischen und geistlichen Herrscher dem wallfahrtenden Volk die zu verehrenden Gnadenbilder präsentiert. Durch Bildkopien und mehr noch durch kleine Andachtsbilder wurden diese Bildtypen als die Bilder der hilfreichen Gottesmutter verbreitet. Auch bei kleinen Filialwallfahrten betont Sperber immer wieder, welche Herrschaften, welche Schloßherren und Stifter für diese fromme Bereitstellung der Gnadenbilder maßgebend gewesen sein mögen. Für das 19. und 20. Jahrhundert sind es dann, wie man aus den Angaben zu Maria Lourdes und Maria Fatima entnehmen kann, vermögende Privatleute oder einfach die Pfarrer gewesen, welche die Aufstellung des jeweils von ihnen verehrten Gnadenbildes für eine größere Öffentlichkeit durchsetzten.

Man kann und soll das weite Feld der Volksfrömmigkeit sicherlich auch von dieser Seite her zu überblicken versuchen. Eine geradezu mathematisch anmutende Übersichtstabelle zeigt, wie man das methodisch tun kann, eine mit Farbzeichen bereicherte Karte läßt Häufigkeit oder auch Seltenheit der Gnadenbildertypen klar hervortreten. Literaturverzeichnis und gute Register machen das Buch auch zu einem gediegenen Nachschlagewerk.

Leopold Schmidt

Heilige in Geschichte, Legende, Kult. Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Heiligenverehrung und zur Hagiographie. Herausgegeben von Klaus Welker. 148 Seiten. Karlsruhe 1979, Badenia Verlag. DM 27,80.

Das Institut für religiöse Volkskunde an der Universität Freiburg im Breisgau ist bisher vielleicht nicht im gleichen Ausmaß wie andere Institute durch Veröffentlichungen hervorgetreten. Umso erfreulicher erscheint es, daß sich nunmehr die Gelegenheit einer Festschrift zur Herausgabe des vorliegenden Bandes ergab. Er ist nämlich Professor Wolfgang Müller zum goldenen Priesterjubiläum am 11. März 1978 gewidmet. Das besagt schon, daß der Weg der meisten Beiträge am ehesten in kirchen- und frömmigkeitsgeschichtlichen Richtungen führt. Mit der rundum lebenden Volkskunde, wie sie zur Zeit an mehreren Universitäten der Bundesrepublik betrieben wird, befaßt sich der einleitende Beitrag von Felix Hensel über „Frömmigkeit in Beharrung und Wandel. Überlegungen zum Verständnis religiös-volkskundlicher Forschung als theologischer Disziplin.“ Näher an die Forschungswirklichkeit führt der Beitrag von Klaus Welker „Werke der Erbauungsliteratur (Rippell – Bülffer – Perckmar) in ihrem Aussagewert als Quellen zur Erforschung regionalen Heiligenkultes“ heran. Da es sich um schwäbische und elsässische Prediger handelt, wird dadurch die ganze südwestdeutsche Frömmigkeitslandschaft genauer als bisher aufgeschlossen. Nach Württemberg führt die Abhandlung von Dieter Kauß über „Spätmittelalterliche Heiligenverehrung im kirchlich-religiösen

Leben des heutigen Stadtbereiches von Göppingen.“ Im wesentlichen bibliographisch ist die Arbeit von Günther Wolf über „Wallfahrtsbücher in der Erzdiözese Freiburg: Heiligenwallfahrten“ eingestellt. Handelt es sich doch um eine Literatur, die für gewöhnlich weder bibliothekarisch noch bibliographisch erfaßt wird. Mit den anderen Abhandlungen und der Bibliographie Wolfgang Müller zusammen also sicherlich ein nützlicher Band.

Leopold Schmidt

Karl Kolb, Vom Heiligen Blut. Eine Bilddokumentation der Wallfahrt und Verehrung. Großformat, 206 Seiten mit zahlreichen Abb. und Farbtafeln. Würzburg 1980, Edition Kolb im Echter Verlag.

Über Marienwallfahrten sind in den letzten Jahren so manche Bände erschienen, unter anderem auch vom Verfasser des vorliegenden Werkes. Es geht nun wieder so wie vor etwa fünfzig Jahren, als P. Romuald Bauerreiß das Steuer in Richtung „Christusverehrung“ herumriß. Auch Kolb basiert weitgehend auf Bauerreiß, wenn er auch nicht dessen etwas nüchterne Listen, sondern womöglich lebendig erzählte Wallfahrtsschilderungen bringt, mit viel zum größten Teil selbst aufgenommenen Bildmaterial.

Zunächst die großen Heiligenblutwallfahrten mit ihren Prozessionen: Brügge in Belgien, Fécamp in Frankreich, Weingarten in Deutschland. Die lebensfrohen Aufnahmen (Kleinbilder) von den jeweiligen Prozessionen bekunden die Gegenwartsgehung dieser Verehrungen. Dann Mantua in Italien, mit Ausgriff auf die Verehrung der Longinus-Lanze und weiter auf die Arma Christi hin. Es folgen Heiligblutwallfahrten in Süddeutschland, also Weißenau, Jettingen, Gottesberg bei Wurzach, Insel Reichenau, Günterstal bei Freiburg, und ein Hinweis auf Rothenburg ob der Tauber, wo der Riemenschneider-Altar noch steht, der eben einstmals der Heiligblutverehrung gewidmet war. Vom deutschen Norden wird Einbeck vorgeführt, dessen Cranach-Altar längst in das Museum von Hannover gewandert ist. Dann Hinweise auf andere Heiligblutverehrungen „im übrigen Europa“, also etwa in Stams oder in Maria Rain in Kärnten.

Über weitere Überlegungen der Begründungen der Heiligblutverehrungen folgen Beobachtungen über „Heiliges Blut aus verletzten Kultbildern“, ein Thema, das bekanntlich Leopold Kretzenbacher in einer Reihe von Arbeiten behandelt hat. Es geht zunächst um Heiligenblut am Großglockner, des weiteren um die Veronikon-Verehrung. Das führt aber weiter zur „Blutenden Gottesmutter“, wovon erst vor kurzem über Neukirchen bei Heiligenblut in Bayern ja manches zu sagen war. Vielleicht etwas mehr, als Kolb hier bietet. Aber dann greift er auf die anderen „Verletzten Kultbilder“ aus, wenn auch nicht so intensiv, wie es die Vorarbeiten von Kretzenbacher erlaubt hätten. Es folgt das wichtige Kapitel über „Blutende Hostien“, zunächst ausgehend von der Gregorius-Messe, mit nur kurzem Hinweis auf die Martinsmesse. Der bei der Wandlung erscheinende Christus wird mehrfach zur Verehrung herangezogen. Es geht bei Kolb aber auch ein Weg zu den „drei heiligen Hostien auf dem Berge Andechs“, dann weiter zum Heiligen Blut von Wils-

nack und zu der dortigen „Sündenwaage“. Hier wie immer erfreut das reich dargebotene alte Bildmaterial. Besonders hervorgehoben wird begreiflicherweise Creglingen mit seinem über der Reliquienmonstranz errichteten Riemenschneider-Altar. Daneben kommen andere Heiligtümer kürzer weg, selbst Bettbrunn mit seiner „Hirtenlegende“, wobei hier wie anderwärts doch eine gewisse Unkenntnis neuerer Literatur bemerkbar wird. Auch zu der Hostienlegende von Wolfsberg in Kärnten ist nicht alles herangezogen, aber immerhin das so selten gezeigte Bild unseres Museums gut reproduziert.

Der schwierige Stoff erlaubt die verschiedensten Formen der Einteilung und Auswertung. Es läßt sich das herrliche Bild des Hostiendiebstahls von Regensburg von 1476 heranziehen (Germanisches Nationalmuseum), das eine Freude für die mittelalterliche Realienkunde sein muß. Es läßt sich ein kräftiger Hinweis auf die „Deggendorfer Gnad“ unterbringen, ohne übrigens die „Literatur“ von Unberufenen, wie sie vor einiger Zeit aktuell zu sein schien, auch nur zu erwähnen. In manchen, vor allem österreichischen Fällen, läßt dann die Kenntnis schon sehr nach. Daß Kolb Pulkau (im niederösterreichischen Weinviertel) S. 148 in die Steiermark verlegt, und den gewaltigen Schreinaltar, der sich mit den meisten anderen von ihm gezeigten Altären mehr als messen könnte, nicht abbildet, ist schon merkwürdig.¹⁾

Weitere, sonst weniger bekannte Heiligenblutmotive schließen an. So „Verschütteter Wein wird zu Blut“ mit der Messe von Bolsena, oder die „Weinstockmadonna“ von Mainz, deren Christus am Rebenkreuz man doch auch in die entsprechende Volkskunst-Motivreihe einordnen müßte. Ausführlich schließlich das fränkische Walldürn, von dem wir mindestens seit der großen Monographie von Wolfgang Brückner doch schon sehr viel wissen. Aber auch hier ist noch nicht das Ende erreicht, Kolb leitet noch zum „Blutenden Heiland“ über, mit dem Altar aus der Burgkirche zu Lübeck ebenso wie mit der Wallfahrt von Willisau und selbstverständlich dem „Heiligen Blut“ in Erding, einer der bedeutendsten altbayerischen Wallfahrten. Von hier ist dann nur mehr ein Schritt zum „Geißelten Heiland in der Wies“, dem sich in letzter Zeit ja wieder so manches an Forschung und Darstellung zugewendet hat.

¹⁾ Zum Pulkauer Altar vgl. Fritz Dworschak und Harry Kühnel (Hg.), Die Gotik in Niederösterreich. Wien 1963, Abb. 119 ff., S. 155 ff. u. ö.

Man sieht, ein reiches, vielseitiges Buch, dessen kleinere Literaturlücken und auch so manche Druckfehler (etwa S. 134) man entschuldigen wird, ob der vielen Materialien und Bilder, von denen auch Kenner des Gebietes manches als neu und aufschlußreich einstufen werden.

Leopold Schmidt

Richard Wolfram, Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee. (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XIX), Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1980. Brosch., 247 Seiten, 3 Karten, 12 Notenbeispiele.

Maria Kundegraber, Volkskunde der Gottscheer. Die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde aus der ehemaligen deutschen Sprachinsel Gottschee in Slowenien. Katalog des Österreichischen Museums für Volkskunde, Ethnographisches Museum Schloß Kittsee und Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum, Außenstelle Stainz. Wien und Stainz 1980. Brosch., 60 Seiten, 24 Abbildungen auf Tafeln, zwei Karten, zahlreiche Skizzen.

Volle 650 Jahre sind es nunmehr her, daß die Grafen von Ortenburg zu Spittal a. d. Drau in Kärnten das bis dorthin unbewohnte (inhabitables et incultae, sc. partes) und immer arm gebliebene Waldland im Südosten des Landes Krain zwischen den Flüssen Reifnitz (slowen. Ribnica) und Kulpa (Kupa) vom Patriarchen von Aquileia zu Lehen erhielten und mit deutschsprechender bäuerlicher Bevölkerung aus Oberkärnten und dem heutigen Osttirol besiedelt hatten. Immerhin wurden es 178 Dörfer oder dorfähnliche Ansiedlungen, verwaltet von der Kleinstadt Gottschee (heute Kočevje). Dieses mühsam urbar gemachte, zumal in der Türkenzeit leidgeprüfte, niemals wirklich wirtschaftlich „blühende“ Land wurde politisch 1623 zu einer Grafschaft, unter Kaiser Leopold II. anno 1791 sogar zu einem Herzogtum erhoben. Die viele Jahrhunderte währende Symbiose zwischen diesen Deutschen und den um- und z. T. mitwohnenden Slowenen, in der Nachbarschaft kajkawisch sprechender Kroaten, wird durch den allseits in Europa im 19. Jahrhundert aufkommenden Nationalismus immer stärker beeinträchtigt, durch die Ereignisse des II. Weltkrieges (Aussiedlung von 12.000 Gottscheern durch den deutsch-italienischen Vertrag von 1941 ins historisch-untersteirische Sawe-Gebiet; Untergang dieser Zwischenheimat mit dem Zusammenbruch der gesamten deutschen Volksgruppe Jugoslawiens nach Kriegsende 1945) zerstört. Eine nachmals immer stärker sich um Herkunft und Geschichte, um Wesensbestimmung des Eigenen wie um die Aufgaben der Eingliederung in neue, sprachgleiche, aber meist stammesverschiedene Umwelt sich bemühende Haltung auch dieser Volksgruppe kennzeichnet ihren weit vom Bäuerlichen ihrer Anfänge wegführenden Schicksalsgang, bemüht, aus eigenen wie aus fremden Kräften der Forschung wie der Bewahrung überkommener Güter des Geistigen wie des in Realien Darstellbaren ein notwendigerweise selektiv bleibendes Bild des als Kultureigenart Gewordenen über die Tragik des Untergegangenen hinaus noch zu dokumentieren, in Teilen auch zu tradieren.

Erstaunlich viel war bisher schon gerade auch in jüngster Zeit geschehen.¹⁾ So zur Erforschung der Gottscheer Wallfahrten²⁾; der so sehr geglückte Anlauf zu einer mehrbändigen Großausgabe der „Gottscheer Volkslieder“, die ja neben dem selbstverständlich bestehenden „Alltagslied“ der reinen Unterhaltung sehr viel an Altartigem zumal im Bereich des geistlichen Liedes und der Balladen³⁾ mit bedeutungsvollen Beziehungen zum Slawischen als eine gesonderte Forschungsaufgabe einer Vergleichenden Volkskunde und Musikwissenschaft anbieten. Hierher gehört auch die sprach- und sachkundlich gleich wertvolle Herausgabe eines großen und großartigen „Wörterbuches der Gottscheer Mundart“⁴⁾. Sie ist wesentlich als Grundlage für die deutsche Sprach- und Kulturgeschichte wie für die (heute als „Interethnik“⁵⁾ herausgestellte, letztlich auf der einstigen „Sprachinselvolkskunde“ beruhende, wenngleich heute unnötig scharf gegen sie polemisierende) Erforschung der Wort- und Sachbeziehungen zwischen verschiedenen, auch in der Gottschee niemals in Ghetto-Situation verbliebenen, sondern den mit- und nebenan wohnenden, nachbarschaftlich verbundenen ethnischen Gruppen.

Hier schließen sich nun Richard Wolfram's Brauchtums-Monographie und der Ausstellungskatalog von Maria Kundegraber nicht nur wegen des Jubiläumsjahres 1980 glücklich an.

Richard Wolfram darf hier ein umfassendes Werk vorlegen, das er sich in Jahren der Feldforschung in der Gottschee, als sie noch als deutsche Siedlungslandschaft, wenn auch in düsterer Aufbruchstimmung 1941 vor der Übersiedlung in eine neue „Heimat“ und in die nachher so tragisch gewordene „Zukunft“ bestand, erwandert hatte. Eigenerfassung des planmäßig Gesuchten, Erfragten, z. T. noch

¹⁾ M. Kundegraber, Bibliographie zur Gottscheer Volkskunde. (Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde VII, 1962/63, 233–272).

²⁾ dieselbe, Die Wallfahrten der Gottscheer. Versuch einer Bestandsaufnahme. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde N. S. 16, 1962, 233–260).

³⁾ Gottscheer Volkslieder, Gesamtausgabe, hrsg. v. R. W. Brednich-Z. Kumer-W. Suppan, Mainz. Bd. I, Volksballaden (Brednich-Suppan), 1969; Bd. II, Geistliche Lieder (Brednich-Suppan), 1972.

⁴⁾ W. Tschinkel, Wörterbuch der Gottscheer Mundart (mit Illustrationen von A. Tschinkel), Bd. 1, Wien 1973; Bd. 2, betreut von M. Hornung, Wien 1976 (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Studien zur österreichisch-bairischen Dialektkunde, Nr. 7.)

⁵⁾ Vgl. (in Auswahl) I. Weber-Kellermann, Probleme interethnischer Forschungen in Südosteuropa. Eine methodische Betrachtung. (= Ethnologia Europaea I/3, Göttingen 1967, 218 ff.); dieselbe (Hrsg.), Zur Interethnik, Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. (SW) Frankfurt/M. 1978.

„Erlebten“; Vergleich mit den aus dieser Sprachinsel durch Adolf Hauffen⁶⁾ und Wilhelm Tschinkel⁷⁾ eingebrachten reichen Überlieferungsgütern; Nacherhebungen in den Umsiedlerlagern 1953 wie auch noch Zusatzaufzeichnungen bei den „Gottscheer Wochen“ auf Schloß Krastowitz bei Klagenfurt zwischen 1971–1974: all das war von Wolfram, soweit es das „Brauchtum“ betrifft, in zehn Einzelarbeiten zwischen 1955 und 1977 vorgelegt worden. Es wird nun hier über diese breite Grundlage hinaus noch mit Nachträgen und vor allem mit Zusätzen, die thematisch die Frühjahrsbräuche und – ein Spezialgebiet dieses Forschers! – die Volkstänze umfaßt, ein in sich abgerundetes Bild dieses Brauchtumslebens der einstigen Volksgruppe, von der indessen weit mehr als 20.000 sich in Amerika eine neue Lebensgrundlage gesucht haben, versucht und mit reicher sachlicher (Gewährsleute-Dokumentation) und wissenschaftlicher Aufbereitung gegeben. Es steht außer Frage, daß in ähnlicher Weise auch die in Jahrzehnten erarbeiteten Aufzeichnungen R. Wolfram's im Salzburgischen wie in Südtirol vorgelegt werden könnten und sollten!

Jahrelang nach dem Untergang der Gottschee als deutsche Sprachinsel, aber mit gleichem wissenschaftlichen Eros hat Maria Kundgraber als – damals noch – Mitarbeiterin am Österreichischen Museum für Volkskunde dort in Krain die Landschaft durchwandert, den Nachhall der in Jahrhunderten gewachsenen „Volkskultur“ zu erfassen sich bemüht, der deutschen wie der Vergleichenden Volkskunde im weiteren Ostalpenraum durch Sammlung von noch Erreichbarem, Verfügbarem, im lebendigen „Wissen“ um das Erbe im Wandel Getragenen einen wirklichen Dienst erwiesen. Sie reiht sich hier den großen Namen der Beschreibung wie der Analyse krainerisch-gottscheerischen wie von außen gekommenen Bemühens um diese Landschaft und ihre Prägung im Geistigen wie im Real-Faßbaren an, an deren Beginn ja die auch gesamteuropäisch gesehen großartigste Leistung einer umfassenden Landeskunde steht, die berühmte „Ehre des Herzogthums Crain“ von Weichard Frh. von Valvasor, Laibach-Nürnberg 1689.⁸⁾ Daten der Gottscheer Geschichte, der Forschungsstand, eine knapp gehaltene Charakterisierung der Gottscheer Mundart gehen in diesem Katalog mit seinen sehr guten Abbildungen auf Kunstdruckpapier einer prägnant-kurzen Vorstellung der immerhin 197 Ausstellungsstücke voran, die hoffentlich vielen Besuchern in Kittsee im nördlichen Burgenlande, in Wien und in der weststeirischen Joanneums-Außenstelle zu Stainz das Bild einer gewachsenen, nach langsamem Aufstieg jäh ins Verderben gestürzten und noch im Nachhall hohe Achtung verdienenden Volkskultur bieten wollen.

Leopold Kretzenbacher

⁶⁾ A. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895.

⁷⁾ W. Tschinkel, Gottscheer Volkstum. Gottschee 1931.

⁸⁾ J. W. Freiherr von Valvasor, Die Ehre des Herzogthums Crain. Laybach – ANNO MDC LXXXIX. Zu finden bey Wolfgang Moritz Endter, Buchhändlern in Nürnberg. Facsimile-Ausgabe (Redaktion und Nachwort von Branko Reisp), München, 4 Bände 1973, Rudolf Trofenik-Verlag.

Otto Höfler, Siegfried, Arminius und der Nibelungenhort (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte Bd. 332), 119 Seiten. Wien 1978, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S 180,—.

Otto Höfler, Über somatische, psychische und kulturelle Homologie. Vererbung und Erneuerung (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Sitzungsberichte Bd. 366), 55 Seiten. Wien 1980, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S 150,—.

Obwohl eher am Rande unseres engeren Fachgebietes liegend, bleiben Veröffentlichungen von Otto Höfler doch immer bemerkenswert. Besonders für die Entwicklung der Sagenforschung sind sie wichtig, ob man sich nun mit den Ergebnissen der Forschungen um die Siegfried-Sage einverstanden erklären mag oder nicht.

Otto Höfler hat, wie schon so oft, Kritiken an seinem 1961 erschienenen Buch über „Siegfried, Arminius und die Symbolik“ zum Anlaß vertiefter, spezialisierter Erhebungen genommen, die noch stärker als bisher erweisen sollen, daß es bei Siegfried im Grunde doch um Arminius gehe, daß die Schlacht im Teutoburger Wald die Schlacht auf der Gritaheide gewesen sei, und darüber hinaus, daß der Silberfund von Hildesheim identisch mit dem Schatz des Varus gewesen sein müsse, den sich Siegfried-Arminius und Segestes geteilt hätten, und was eben sonst noch in diesem Zusammenhang gehört. Höfler geht, wie stets bei seinen derartigen Er widerungen — so hier gegen Hugo Kuhn — noch weit genauer auf Lage und Namen der „Knetterheide“ ein, wobei sich mit der Zeit herausstellt, daß „Knetter“ am ehesten den Wacholderbusch gemeint haben müsse, nicht etwa die Gelse, wie einstmal s Gustav Neckel vorgeschlagen hat. Auch die etymologisch genauesten Erhebungen, auf s tatkräftigste von Günther Müller vom Stadtarchiv in Münster unterstützt, ergeben freilich letztenendes für die Siegfried-Sage nichts. Man mag sich erzählt haben, daß dort Arminius den „Heerwurm“ der Römer geschlagen habe, und wie in vielen von Höfler ausführlich herangezogenen Fällen von Ägypten bis China sei mit der Zeit dieser Heerwurm zum Drachen mythisiert worden. Hinter den Mythen stehen für Höfler immer tatsächlich historische Ereignisse, und man kommt von der schon frühzeitig ausgesprochenen Überlegung nicht ganz weg, daß es sich dabei letzten Endes doch um Euhemerismus handelt. Und das immer mit einer nicht zu übersehenden „wodanistischen“ Komponente, die auch an sehr verborgenen Stellen betont wird. So etwa beim Hildesheimer Silberfund, der ja irgendwie das Vorbild des „Rheingoldes“ sein soll, und der in einem Hügel versteckt war, welcher irgendwann einmal von den Hildesheimern zum Galgenberg gemacht wurde. Nun, Galgen und Rad, das sind für wodanistische Ritualisten immer deutliche Zeichen für Wodansverehrung

gewesen, und daher kommt dieser, archäologisch ja sicherlich nicht eindeutig als Cheruskerbeute anzusprechende Fund auch in diesen Zusammenhang.

Man wird, wie bei Höfler immer, alle derartigen Erörterungen mit großem Interesse lesen. Sprachwissenschaftlich-etymologisch Interessierte werden dafür wohl noch weit mehr Verständnis aufbringen als Vertreter einer historisch-geographisch eingestellten Sagenforschung. Von Wichtigkeit erscheint, daß Otto Höfler, der sich seinem 80. Lebensjahr nähert, auch weiterhin nicht etwa Wege der üblichen Volkskunde einschlägt, sondern im Gegenteil sich stärker mit philosophisch-naturwissenschaftlichen Lösungsmöglichkeiten beschäftigt. Was in seinem „Siegfried“ schon anklingt, das wird in seiner neuesten Abhandlung über die Homologie deutlicher ausgeführt. Die Homologie, sonst eher den Naturwissenschaften, auch der Medizin, sogar der Mathematik als eine mögliche Lösung für Gleichheiten und Ähnlichkeiten in ganz verschiedenen Bereichen geläufig, wird hier auch für die Kulturwissenschaften herangezogen. Vielleicht, weil sich die Verhaltensforschung, die „Ethologie“ in letzter Zeit damit beschäftigt hat, wie das Buch von Karl Meißner, Homologieforschung in der Ethologie (Leipzig 1976) zeigt. Aber von der „Ethologie“ zur „Ethnologie“ ist ein weiter Weg, der von vielen Vertretern vor allem der Ethnologie, also besonders der historisch-kulturhistorisch eingestellten Volks- und Völkerkunde wohl gar nicht eingeschlagen wird. Dennoch: In manchen bundesdeutschen Schulen der Volkskunde wird ab und zu geklagt, daß die normale Volkskunde sich so wenig mit theoretischen Fragen beschäftigt. Nun, hier wäre jedenfalls eine Möglichkeit, sich mit einer Richtung zu beschäftigen, die in ihren Anknüpfungen an Goethe wie an die Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts wohl theoretisch genug sein mag. Ob die vorgetragenen Probleme anscheinender oder angeblicher Homologie in irgendeiner Weise den Fragen nach Beweisen von anderen Richtungen her standhalten, mag sich ja dann erweisen.

Leopold Schmidt

A Magyarországi Németek Néprajzához, 2. Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Chefredakteur Iván Balassa, Redakteure Karl Manherz, Claus Klotz. 230 Seiten mit zahlreichen Abb. Budapest 1979, Lehrbuchverlag.

Im alten, bis 1919 bestehenden Ungarn gab es viele, und zwar auch zahlenmäßig sehr bedeutende sprachlich-kulturelle Minderheiten. Sie wurden von Ungarn selbst wenig beachtet, eigene Veröffentlichungen wurden ihrer Volkskunde kaum gewidmet. In der Zwischenkriegszeit geschah für die Deutschen in „Rumpfungarn“ manches, zum größeren Teil freilich nicht in oder von Ungarn.

Die Verhältnisse haben sich geändert. Dreißig Jahre lang hat die ungarische Volkskunde im wesentlichen für das eigentlich magyarische Kulturerbe gearbeitet. Nun ist offenbar eine neue Zeit angebrochen. Unter der tatkräftigen Organisationskraft von Iván Balassa, dem übrigens heuer 1980 der Herder-Preis in Wien verliehen wurde, ist eine neue Schriftenreihe entstanden, die jeweils ein Heft den Deutschen, den Slowaken, den Rumänen und den Südslaven auf heute ungarischem Gebiet

widmet. Es gibt also nicht nur „Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen“, sondern auch ein „Národopis Slovákov v Maďarsku“, ein „Din tradiitile populare ale romanilor din Ungaria“ und eine „Etnografija Južnih slavena u Mađarskoj“. Zweifellos ein verdienstvolles Unternehmen, mit Beiträgen, die auch durch deutsche oder französische Zusammenfassungen aufgeschlossen erscheinen.

Uns ist begreiflicherweise das Unternehmen „Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen“ wichtig, von dem nunmehr schon der zweite Band erschienen ist. Hier berichtet Karl Mollay über „Bürgerliches Leben in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts in Ödenburg“, dann gibt Karl Manherz eine kurze Übersicht über „Der Heideboden – Die Heidebauern“, wieder mit einem Hinweis auf das Kerzengießen, worüber er schon ausführlicher gearbeitet hat. Wichtig als Fortführung der Arbeiten von Geza Karsai-Kurzweil, Karl Horak und Severin Kögl ist der Beitrag von Marietta Boross über „Die Illustrationen der handschriftlichen Liederbücher der Deutschen auf dem Heideboden“, mit immerhin 16 Abbildungen. Abb. 12 zeigt übrigens die hl. drei Könige in der Zeichnung von J. A. Lang, 1810, mit dem an der Streckschere vorgeschossenen Sternsingerstern. Weitere Beiträge behandeln den Weinbau in Schambeck in der Nähe von Budapest, die Ansiedlung der Deutschen in Schelitz bei Kaposvar, die Töpferei in Nadasd und Altglashütten in der Baranya, und schließlich deutsche Volkstanzüberlieferungen im südlichen Transdanubien, also der Schwäbischen Türkei.

Das sind durchwegs stofflich reichhaltige Beiträge, vielfach noch studentisch schlichte Materialaufnahmen, die aber zweifellos unsere Kenntnisse von den betreffenden Sachgebieten verdichten. Hoffentlich kann dieses durchaus begrüßenswerte Unternehmen auch weiterhin fortgeführt werden.

Leopold Schmidt

Europäische Volksliteratur. Festschrift für Felix Karlinger. In Zusammenarbeit mit Angela Birner herausgegeben und mit einem Geleitwort von Dieter Messner. (= Raabser Märchen-Reihe, Band 4). Wien. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde 1980. 207 S., 1 Porträt Karlinger, 2 Abbildungen im Text.

Dieser wohlgelungene Sammelband ist dem international hochangesehenen Volksbuch- und Volkerzählungsforscher Felix Karlinger zum 60. Geburtstag am 31. März 1980 auf den Gabentisch gelegt worden, aber auch viele andere Folkloristen werden sich über diese Festschrift freuen. Dieter Messner beschreibt in seinem warmherzigen Geleitwort den Werdegang des Salzburger Romanisten, und Erentrudis Laserer hat mit großem Fleiß die bis dahin 309 wissenschaftlichen Arbeiten des Jubilars in einer chronologisch angeordneten Bibliographie versammelt (bei rund 125 Titeln handelt es sich um Buchbesprechungen). Die Thematik der Beiträge zu diesem Band reicht in weiten Bögen von Südosteuropa nach Kolumbien, vom höfischen Hochmittelalter zur kleinbürgerlichen Gegenwart, und das Ganze kreist abermals um die in der Folkloristik weithin diskutierten Probleme der Wechselbeziehungen zwischen Oralität und Skripturalität, wobei diese

Relationen eher als Phänomene des Kulturkontakts denn als solche des Kulturkonflikts gesehen werden.

Iso Baumer analysiert „Volks- bzw. Nationalliteratur“ bei Antonio Gramsci“ (S. 30–47), skizziert die Grundgedanken des 1937 durch die Faschisten zu Tode gekerkerten Begründers der K.P.I. und Kulturphilosophen und untersucht insbesondere Gramscis Beschäftigung mit populären Lesestoffen, seine ambivalente Haltung gegenüber der mündlichen Überlieferung und zur Volksbildung sowie seine Geringschätzung der Phantasieleistungen des Volkes. Es trifft sich vorzüglich, daß Alberto M. Cirese in seinem Essay über „Italienische Volksbücher“ (S. 48–59) ebenfalls auf Gramsci eingeht – politisch weniger distanziert als der Ethnozentriker Baumer, dafür textnäher, insbesondere Gramscis Analyse des „Guerin Meschino“ beleuchtend – und dabei einmal zu vergleichbaren Ergebnissen kommt, zum anderen aber auch die von dem allzu dichotomisch denkenden Gramsci vernachlässigten Diffusionsprozesse zwischen hegemonialer und subalternen Kultur betont. Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang Cireses Hinweise auf die deutschen Volksbuch- und Volksliedsammler des 19. Jahrhunderts, die in Italien reiche Ernte hielten (Wilhelm Müller, O. L. B. Woff, August Kopisch, Karl Ludwig Fernow). – Enrica Delitala beschreibt 250 „Fliegende Blätter auf Sardinien“ (S. 60–70) nach Thematik, Dichtungs-Struktur und Verfassern – leider ohne Bibliographie. – Alexandru Dutu setzt in seiner einseitig von französischer Forschung beeinflussten Skizze „Die ‚Volksliteratur‘ und die Geistesgeschichte“ (S. 71–75) den Beginn der modernen Volksliteratur-Produktion allzu vage im 17. Jahrhundert an. – Gertrud Gréciano behandelt in „Aixo era y no era“ (S. 76–87) von linguistischer Seite den Wahrheitsbegriff und seine Ausgestaltung in den von ihr 1974 mit Karlinger herausgegebenen provenzalischen Märchen. – „Zwischen Volksbuch, Bildgegenwart und Legendenerzählen“ (S. 88–103) sieht Leopold Kretzenbacher aufs Neue die engsten Beziehungen; er benennt so wichtige Vermittlungspersonlichkeiten wie den serbischen Abt Vićente Rakić (1750–1810) und bringt, ausgehend von einem kürzlich vor Ort gekauften griechischen Volksbüchlein, Belege für den S. Georgs-Kult im südosteuropäischen Raum. – Walter Puchner entdeckt ebendort „Romanische Renaissance- und Barockmotive in schriftlicher und mündlicher Tradition Südosteuropas“ (S. 119–150) und behandelt, anhand einer gelehrten Fülle literarischen Materials, insbesondere den Turnier- („giostra“-) Topos (zum Beispiel im kretischen Erotokritos-Roman des Vincenzo Cornaro aus dem frühen 17. Jahrhundert), den Erophile-Stoff (Der Vater Philogonos macht der Tochter Erophile Körperteile des geschlachteten Geliebten Panaretos zum Hochzeitsgeschenk) und griechische Varianten der „Vergessenen Braut“ (AaTh 313 C), einen Typus, der sich zuerst im „Mambriano“ des F. Cieco da Ferrara von 1509 findet. – Es gelingt indes Hellmut Rosenfeld mit „Der Ackermann aus Böhmen“ (S. 161–170), dessen Entwicklung von scholastischer Disputation zum spätmittelalterlichen „Volksbuch“ er aufzeigen möchte, nicht, eine ähnliche Popularität (für welche Frauen?, für welche Alterskurzsichtigen mit Brille?) dieser Schrift nachzuweisen. – Der Erotokrit wird dagegen sozialhistorisch exakter abgehandelt von Cătălina Velculescu in ihrem Beitrag „Die rumänischen Leser eines Volksbuches kretischer Herkunft: der ‚Erotocrit‘“ (S. 184–193); doch auch hier, meine ich, müßte sich die Rezeption eines solchen Lese- (und Vorlese-)Stoffes noch ge-

nauer beschreiben lassen. – Claus Rießner geht der von Gregor dem Großen überlieferten Sage von der Gerechtigkeit Trajans nach („Die Geschichte von Kaiser Trajan und der Witwe in der Romsage, Volkserzählung und Dichtung“, S. 151–160); Belege für ein kräftiges mündliches Weiterleben kann er freilich nicht vorbringen. – In „Die Legende ‚Nuestra Senyora de la Porta‘ auf Mallorca“ (S. 104–109) behandelt Gabriel Llompart das Wallfahrtsmirakel der „Virgen del Milagro“ von Palma: Die Bildfrevler-Legende läßt sich ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. – Max Lüthi interpretiert „Ein französisches Tiermärchen“ (S. 110–118), nämlich das vom Adler, der den von einem Festessen träumenden Fuchs zur Erde stürzen läßt (Delarue-Tenèze 3, 1976, 218–219), nach Kriterien des Redens und Schweigens. – Von Arnaldo Saraiva haben wir eine „Strukturanalyse einer portugiesischen Volkserzählung: ‚Joao Soldado que Meteu o Diabo no Saco‘“ (S. 171–183), die zu dem Ergebnis kommt, daß dieser furchtlose Soldat, der den Teufel in den Sack steckt, dem portugiesischen Volk (Jahrmarschdrucke des Märchens werden noch heute massenhaft gekauft) als Sinnbild revolutionärer Kraft dient. – Reinhold Werner untersucht schließlich „Nichtspanische Sprachelemente magischer Formeln in volkstümlicher kolumbianischer Literatur“ (S. 194–207).

Insgesamt: eine weitgehend themen-kompakte Festschrift, die den Theoretiker ebenso befriedigen kann wie den Materialsammler. Zu danken ist sicher nicht nur den Autoren, sondern auch den Übersetzerinnen der romanischen Originalbeiträge. Und wer noch mehr Aufsätze zu F. Karlingers Sechzigstem lesen möchte, der sei auf den letzten Band der „Berichte im Auftrag der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Forschung zum romanischen Volksbuch“ verwiesen: Er ist „Felix Karlinger zum 17. 3. 1980“ gewidmet, herausgegeben von Dieter Messner und Angela Birner, Seekirchen 1980. Hier findet sich auch (S. 185–196) der „Sachindex“ zur oben-erwähnten Karlinger-Bibliographie.

Rudolf Schenda

Elfriede Baum, Katalog des Österreichischen Barockmuseums im Unteren Belvedere in Wien (= Österreichische Galerie, Wien. Kataloge. Bd. II/1 und 2) 2 Bde. zusammen 800 Seiten, davon 508 Seiten Schwarzweißabb., 48 Farbtafeln, 1 Falttafel. Wien–München 1980, Verlag Herold. S 400,–.

Vor einigen Jahren, 1971, ist der Katalog des Museums mittelalterlicher Kunst im Verbands der Österreichischen Galerie erschienen. Er war ebenso von Elfriede Baum bearbeitet wie der vorliegende, zweibändige Katalog des berühmten, besonders hochstehenden Barockmuseums dieser Galerie, die alle Teile des Prinz-Eugen-Schlusses am Rennweg erfüllt.

Das Barockmuseum wird vermutlich von vielen Besuchern als Kernstück der Österreichischen Galerie empfunden. Obwohl man selbstverständlich weiß, daß so manches österreichische Schloß, so manches große Ordensstift barocke Kunstschatze von vielleicht ebenso hoher Qualität wie die Galerie besitzen, ist die

vornehme, unaufdringlich systematische Darbietung im „Unteren Belvedere“ mit seinem zentralen Marmorsaal doch ganz besonders eindrucksvoll. Die Sammlung ist, zumal mit Einbeziehung der Depotstücke, größer, als man vielleicht zunächst glauben möchte. Faßt man jedoch die plastischen Hauptstücke, also die Figuren des Donner-Brunnens, die Kaiserfiguren von Franz X. Messerschmidt, die Verherrlichung des Prinzen Eugen von Balthasar Permoser allein ins Auge, so wird der besondere Rang dieser Sammlung schon klar. Die Gemälde von die längste Zeit unterschätzten Barockmalern wie Maulpertsch, Kremser Schmidt und Paul Troger bilden den eindrucksvollen Hintergrund dafür; von ihrer still und zäh fortgeführten Sammlung ist in der Öffentlichkeit kaum je die Rede. Aber man sehe sich hier nun die stattliche Reihe der Maulpertsch-Arbeiten 176 bis 214 an, um zu verstehen, wie hier museale Innenarbeit aufgefaßt wird.

Eine solche Sammlung, seit vielen Jahren von Hans Aurenhammer zielbewußt geleitet, ergibt für die verschiedensten Betrachtungsmöglichkeiten Stoffe und Einsichten. Man könnte sich also etwa vorstellen, daß jemand wenigstens einen gewissen Einblick in das Volksleben, in das Brauchtum der Zeit aus den Bildern gewinnen möchte. Das ist nicht leicht; diese Kunst ist, um einmal Josef Strzygowski zu zitieren, im wesentlichen doch „Machtkunst“ gewesen, Kunst zu Zwecken der weltlichen wie der geistlichen Macht. Aber es gibt, vor allem bei Landschafts- und bei Genrebildern, dann doch immer gewisse Motive, die man heranziehen könnte. Man wird ab und zu einen Bildstock etwa finden (25), die Szene der Grundsteinlegung des Concordiatempels in Laxenburg 1775 mit den dazugehörenden Maurerzeremonien (160), so manchen Kirchweihbaum, einen davon sogar mit einer Laube (2) oder ohne solche (307). Dann ist doch gelegentlich eine Klöpplerin zu sehen (170), deren Mutter aus der Hand spinnt. Dann nicht wenige Kopflasträgerinnen (26, 31, 117, 428), manche davon beim Wäschetragen. Auch ein Maibaum findet sich gelegentlich (84) aber wohl in Italien. Und eine Wäscherin (26) scheint am Brunnen doch mit einer Rumpel zu waschen, so um 1750. In ähnlicher Weise könnte man Gegenstände der Volksfrömmigkeit suchen. Selbstverständlich ist neben dem gewaltigen Aufgebot an Heiligen und ihren barock dargestellten Martyrien davon nicht viel zu sehen. Aber ein Johanneskopf, offenbar von einer Johannesschüssel (318), ist doch vorhanden, eine Devotionalkopie des Gnadenbildes von Kaiser-Ebersdorf findet sich (353), und der für die Heiligenverehrung in Niederösterreich besonders heranzuziehende hl. Felix von Cantalice (313) ist mit einer Reliquiar-Plastik doch auch vorhanden.

Wer sich mit dem ungemein genau gearbeiteten Katalog eingehender beschäftigt, wird viel Gewinn davon haben. Und wird Verfasser und Herausgeber ganz besonders dafür dankbar sein, daß sie drei Register gemacht haben: Personen, Orte, und, meines Wissens in einem Galeriekatalog erstmalig, ein ikonographisches Register. Nicht zuletzt dafür also wird man dankbar sein, und allen verantwortlichen Stellen auch dafür, daß sie den Preis der zwei schweren Bände so niedrig halten konnten.

Leopold Schmidt

Torsten Gebhard, Kachelöfen. Mittelpunkt häuslichen Lebens. Entwicklung, Form, Technik. Großformat, 205 Seiten, mit 371 Abb., davon einige Farbtafeln. München 1980, Verlag Callwey.

In der immer länger werdenden Reihe der großen Bildbände des Verlages Callwey hat ein Band über die Kachelöfen geradezu schon gefehlt. Das Bildmaterial ist dafür längst von Frau Dr. Veronika Baur zusammengetragen worden, nun hat Torsten Gebhard, von der Bauernhaus- und Volkskunsthforschung dafür wohl vorbereitet, den einleitenden Text und die kurzen Bilderläuterungen geschrieben.

An Literatur über den Kachelofen mangelt es durchaus nicht, von Konrad Strauß, oder schon von Alfred Walcher-Moltheim, bis zu Rosemarie Franz, und über die Grenzen hinaus bis zu J.-P. Minne, *La Céramique de Poêle de l'Alsace Médiévale* (Straßburg 1977). Aber Gebhard hat seine Betrachtung vor allem auf der hauskundlichen Geschichte des Stubenheizkörpers aufgebaut, ungefähr auf den Wegen, die einstmals Bruno Schier vorausgegangen ist. Die Einleitung, durch Strichzeichnungen an den Seitenrändern unterstützt, weist auf die verschiedenen Back- und Badestuben-Vorstufen oder -Seitentriebe dieser Entwicklung hin. Manche spezielle Wohngewohnheiten, wie das Schlafen auf dem Ofen, werden erörtert; man erinnert sich einerseits daran, was schon Moriz Heyne (*Das deutsche Wohnungswesen*. Leipzig 1899, S. 240 f.) darüber schrieb, anderseits vielleicht auch an die Eindrücke, die sich in Rußland davon ganz lebendig gewinnen ließen. Auf diese Weise jedenfalls überblickt Gebhard die „Frühgeschichte des Kachelofens“, wobei der Bodenseeraum zu Recht besonders betont wird. Dann folgt ein Überblick über „Die große Zeit des Kachelofens“, also, wie Gebhard das ausdrückt, über den „Architekturofen als Zentralmotiv des Wohnraumes“, vom 15. bis zum 19. Jahrhundert¹⁾. Dann muß folgerichtig die „Ikonographie der Ofenkachel“ behandelt werden, ein vielleicht doch noch zuwenig erschlossenes Gebiet, für das in diesem Band ein ikonographisches Register erwünscht gewesen wäre. In großen Zügen werden dann die „Landschaftlichen Eigenarten des Kachelofens“ behandelt, wobei auch auf das Wandern der Ofenhafner Bedacht genommen wird. Die ältere Volkskunstsammlung hat in manchen Landschaften, beispielsweise in Südtirol, erstaunliche Schätze an Majolikaöfen, etwa die „blauen“ Sfruzer retten können, deren Bestände heute häufig ungenutzt in den Depots der Museen liegen: Man kann sie ja gar nicht alle ausstellen. Ein bemerkenswertes, sonst wenig behandeltes Kapitel schließlich „Der Kachelofen im Zeitalter des Historismus“, wo besonders auf den Einfluß der graphischen Vorlagen hingewiesen wird.

Dann folgen, wohl auch dem Bildmaterial gemäß, Bemerkungen über „Neue Ansätze“, nämlich die Ofenkeramik nach 1900, woran ja auch Sezession-Jugendstil noch stark beteiligt waren. Das wohnungsgeschichtlich nicht unwichtige Thema „Der Kachelofen in der Gegenwart“ wird von Otto Hufnagel, einem Münchner Spezialisten des Gebietes, behandelt.

¹⁾ Zu S. 31 nur eine kurze Bemerkung: Die mit Recht berühmte „Ofenbäuerin“ aus Münzbach bei Perg (hier nicht abgebildet) steht wie seit eh und je nicht im Landesmuseum zu Linz, sondern selbstverständlich bei uns in der Laudongasse.

Der reiche Bildteil ist im wesentlichen historisch gegliedert, wobei die große Zahl der Kachelöfen des 18. Jahrhunderts, wie sie nicht zuletzt in Schlössern verwendet wurden, beeindruckt. Die schönen Aufnahmen versöhnen bis zu einem gewissen Grad damit, daß auch bei diesem Callway-Band jeweils zu viele Bilder auf zwei aufgeschlagenen Seiten stehen, und so mancher gute Ofen durch die Heftung mitteneitzweigeschnitten erscheint. Im ganzen jedenfalls ein repräsentatives, schönes Werk über einen wichtigen Gegenstand des alten Kunsthandwerkes.

Leopold Schmidt

Agnes Geijer, *A History of Textile Art*. XII und 420 Seiten, 111 Text-Abb., 4 Farbtafeln und 203 Schwarzweißabb. London 1979, Sotheby Parke Bernet Publications. \$ 30,—.

Dieses Handbuch der großen schwedischen Textilforscherin Agnes Geijer ist schon einmal in schwedischer Sprache unter dem Titel „Ur Textilkonstens Historia“ erschienen. Die vorliegende englische Ausgabe stellt eine überarbeitete Übersetzung dar. Das Buch erschließt in 16 Kapiteln die Welt der Textilien, die nahezu in allen ihren Erscheinungsformen Beziehungen zur Volkskunst aufweisen. Ein knappes Einleitungskapitel beschäftigt sich mit der Gewinnung des Fadens, nicht nur vom Flachs, sondern auch von Seide und Gold. Ausführlich das 2. Kap. mit der Darstellung der Webegeräte von den prähistorischen Anfängen an. Dann das 3. Kap. mit der Darstellung der Webetechniken, wobei die vielen instruktiven Zeichnungen sehr hilfreich sind. Das 4. Kap. erschließt die Entwicklung der Webstuhltechnik. Dann folgt 5. die individuelle Gestaltung der Gewebe und 6. der Vormarsch der mechanischen Mustergestaltungen, bis zum Jacquard-Stuhl. Im 7. Kapitel wird die Seidenweberei in Asien behandelt, die für die späteren Mustergestaltungen auch in anderen Grundstoffen sehr wesentlich war. Die Verbindung nach Byzanz und weiters zum Islam ist hier von größter Wichtigkeit. Das 8. Kapitel behandelt die Seidenweberei in Europa, ausgehend von Italien, dann die jüngere Gestaltung in Frankreich. Das besondere Kapitel 9 erläutert den Weg der Seidenweberei in Skandinavien. Mit Kap. 10 geht Frau Geijer auf Leinendamast und Verwandtes über, mit Hinweis auf die Bedeutung dieser Gewebeherstellung in den Niederlanden und in Deutschland. Das 11. Kap. führt zu den Knüpftchniken, die für Europa doch zu lange übersehen wurden. Dann führt Kap. 12 zum Färben und zum Bedrucken von Textilien, wobei der jüngere Handdruck in Europa wohl zu kurz bedacht erscheint.

Kap. 13 weist auf verschiedene textile Techniken hin, die Bandweberei wie die Brettchenweberei, womit wir uns wieder auf — auch museal — besser bezugtem Gebiet befinden. Dazu gibt Kap. 14 einen Überblick über den Textilhandel mit dem Orient, wobei der Rolle der Wikinger in Rußland gedacht wird. Kap. 15 behandelt ausführlich die Textilbearbeitung in den skandinavischen Ländern, ein in Schweden und Norwegen längst sehr intensiv behandeltes Thema. Kap. 16 schließlich behandelt konservatorische Fragen der Textilienaufbewahrung.

Das reichhaltige, wenn auch sicherlich in mancher Hinsicht etwas einseitige Buch erscheint durch die englische Ausgabe gut zugänglich. Eine deutsche Ausgabe müßte wohl nach den reichsdeutschen, schweizerischen und österreichischen Beständen noch beträchtlich ergänzt werden. An sich wäre eine solche erweiterte Neuausgabe ja sicherlich wünschenswert.

Leopold Schmidt

Nils-Arvid Bringéus (Hg.), *Arbete och redskap. Materiell folkkultur på svensk landsbygd för industrialismen.* (= Handböcker i Etnologi, Bd. 2), 416 Seiten, mit zahlreichen Abb. und Kartenskizzen. Lund 1979, LiberLäromedel. Kr 109,-.

Die solide schwedische Volkskunde hat die Sachforschung immer sehr intensiv betrieben. Wenn Nils-Arvid Bringéus hier in Zusammenarbeit mit Göran Rosander, Phebe Fjellström, Mátyás Szabó, Gösta Berg, Nils Nilsson, Jonas Frykman, Maj Nodermann, Gertrud Grenander-Nyberg und Anna-Maja Nylen einen gediegenen Sammelband vorlegt, dann ist damit eine Art von Handbuch geschaffen, das sicherlich den heutigen Bearbeitungsstand spiegelt. Man kann wohl auch von einem Lehrbuch sprechen, denn die einzelnen Abschnitte sind mit instruktiven Abbildungen und jeweils einem nicht zu knappen Literaturverzeichnis versehen, nicht aber mit Anmerkungen.

Im wesentlichen handelt es sich um die vorindustrielle Sachkultur, wie sie nun einmal ein Kernstück jeder Volkskunde darstellt. Für uns klingt infolge der Schule Arthur Haberlands und ihren Weiterformungen durch Bruno Schier usw. vieles besonders bekannt, und tatsächlich lassen sich manche Gebiete ganz parallel in den Alpenländern nachweisen. Freilich sind bestimmte Gebiete, etwa der Fischfang, oder auch Tierfang und Jagd, einigermaßen anders gelagert. Aber sonst überlegt man doch bei den Kapiteln von der ländlichen Arbeit an sich bis zum Hauswesen, zum Textil- und Trachtenwesen vielfach die Entsprechungen hierzulande, selbst bis zu den Flodermühlen, die sich etwa in Kärnten erhalten haben. Und in nicht wenigen Fällen erinnert man sich vielleicht auch, was an derartigen Geräten in den letzten Jahrzehnten bei uns eingehender gesammelt und bearbeitet wurde: etwa Heubogen (57), Kurzstielsense (58), Randbeschlagener Spaten (99), Säekorb (104), Säeschaff (131) oder Ringstab (119). Daß bei keinem dieser Stücke auf die entsprechenden Veröffentlichungen außerhalb von Schweden und Finnland hingewiesen wird, ist offenbar beabsichtigt.

Man wird dennoch das inhaltsreiche Buch gern zu Vergleichszwecken auch bei uns heranziehen. Und bei genauer Betrachtung der guten Randskizzen unter den verschiedenen Stühlen schließlich (337) auch einen „Wienerstol“ finden: Es ist ein Thonetstuhl aus der Zeit um 1890, das geläufigste Kaffeehausmöbel von damals, und hier nunmehr auch zu schwedisch-volkskundlichen Ehren gekommen.

Leopold Schmidt

Béla Gunda, *Ethnographica Carpatho-Balcanica*. 427 Seiten, mit 182 Abb. im Text. Budapest 1979, Akadémiai Kiadó. \$ 37,50.

Angesichts der sprachlich bedingten Schwerzugänglichkeit der ungarischen Forschung berührt es immer wieder angenehm, wenn maßgebliche Veröffentlichungen auch in den westlichen Sprachen erscheinen. Béla Gunda, der große Lehrer ganzer Generationen von jüngeren Fachkollegen in Debrecen, hat schon 1966 einen schönen Band „*Ethnographica Carpathica*“ herausgebracht, in dem er viele seiner verstreut erschienenen Arbeiten gesammelt vorlegte. Nunmehr hat er eine neue Folge solcher Abhandlungen, die größtenteils in verschiedenen Zeit- und Festschriften erschienen sind, zusammengestellt, und sie liegen nunmehr zum kleineren Teil in englischer, zum größeren in deutscher Sprache vor. Die Übersetzung besorgte Mátyás Esterházy. Der Band ist sinnvollerweise dem großen polnischen Ethnographen Kasimir Moszynski zum Angedenken gewidmet. Béla Gunda hat sich ja zeitlebens mit Problemen beschäftigt, die Moszynski für Polen bearbeitet hatte.

Hier liegen nun vor allem Abhandlungen zur Fischerei, zur Jagd, zum Hirtentum vor, Gebieten also, die Gunda in den Karpathen, im eigentlichen Ungarn und auf dem Balkan verfolgen konnte. So manche Zusammenhänge ergeben sich aus den minutiösen Beobachtungen und den vielen Aufnahmen und Zeichnungen heraus, wobei wie seit langen Jahren der Einfluß einer vergleichend-historischen Volkskunde, wie sie in Schweden betrieben wird, spürbar bleibt. Aber auch besondere Züge innerhalb dieser ländlichen Welt, beispielsweise für das Leben der Hirten auf der Puszta, oder für jenes der Zigeuner und ihrer Erzählweise ergeben sich dabei. Genauigkeit, Heranziehung von vieler, uns oft kaum bekannter Literatur erweist immer wieder die Gründlichkeit der Arbeiten von Béla Gunda. Er untersucht so manche unbedeutend erscheinende Kleinigkeit, bei den Fallen wie bei den Bettlerzeichen, weil er die größeren kultur-geographischen Zusammenhänge kennt. Das ergibt also noch einmal einen wertvollen Band, für den man Verfasser, Übersetzer und Verlag dankbar sein kann.

Leopold Schmidt

Angelos N. Defteraios, *O artos kata tin jennivin kai tin teleftin*.

I symvolia rai majiki ebnsis tou ypo tou neoteron Ellinon. (Das Brot bei der Geburt und im Totenbrauch. Sein symbolischer und magischer Gebrauch bei den Neugriechen). Diss., Athen (Selbstverlag) 1978. 254 Seiten.

Die volkskundliche Dissertation an der Universität Athen behandelt zwei Kapitel aus dem großen Themenkomplex des magischen und symbolischen Brotgebrauchs in Lebenslauf- und Jahreslaufriten der Neugriechen. Sie stellt eine willkommene Materialsammlung zum Thema dar, besonders da sie auch in starkem Maße unveröffentlichtes Archivmaterial des Forschungszentrums für Griechische Volkskunde der Akademie Athen heranzieht. Der Verf. konnte überdies auch eigenes Feldforschungsmaterial in die Studie einbringen. Die Stoff-

darbietung folgt thematischen Untereinheiten, die der Praxis der volkskundlichen Stoffgliederung entstammen: bei der Geburt etwa: Sterilität, die Schwangerschaft, das Kindbett, das Neugeborene usw., bei den Totenriten: Vorzeichen des Todes, Todestag, Todesmoment, Leichenwicklung, Aufbahrung usw. Vielleicht hätte man sich eine ausführlichere theoretische Einbettung der überaus interessanten und in einer Fülle von Beispielen morphologisch dokumentierten Brauchphänomene wünschen können. Dies war aber offenbar nicht die Absicht der Studie, wie auch das Fehlen einer weiterführenden Zusammenfassung indiziert. Rein technische Gebrechen wie Druckfehlerteufeleien besonders bei fremdsprachigen Titeln (auf S. 186 fehlt die Anm. 20) beeinträchtigen den Wert des dargebotenen Fallmaterials für die volkskundliche Brauchkomparatistik nicht. Auch die reichhaltige Spezialbibliographie bleibt wertvoll, obwohl man wichtige themenrelevante Arbeiten wie die von Eideneier zum Bedeutungsambiente von *ártos* und *psomí* (beides „Brot“) und die ältere von B. Schmidt zu den Totengebräuchen der Neugriechen nicht angeführt findet (H. Eideneier, Sogenannte christliche Tabuwörter im Griechischen. München 1966 = *Miscellanea Byzantina Monacensia* 5; B. Schmidt, Totengebräuche und Gräberkultus im heutigen Griechenland. *Archiv für Religionswiss.* 24 (1926) 281–318, 25 (1927) 52–82). Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Publikation als Quellenzusammenstellung zu Spezialkapiteln des Themenkomplexes Brot der griechischen und vergleichenden Volkskunde sicher willkommen ist.

Walter P u c h n e r (Wien/Athen)

Annemarie Schimmel (übersetzt und herausgegeben), *Märchen aus Pakistan* (= *Märchen der Weltliteratur*, o. Nr.) 288 Seiten. Köln 1980, Eugen Diederichs Verlag. DM 26,—.

Es mag sein oder doch den Anschein haben, daß der alte Märchenverlag Eugen Diederichs manchmal Märchenbände auf den Büchermarkt bringt, weil die darin behandelten Länder gerade politisch aktuell sind. Auch beim vorliegenden Pakistan-Band könnte man so etwas annehmen, aber es wäre ungerecht, deshalb nicht zu sagen, daß es sich um einen wichtigen Band der Reihe handelt.

Eine ausgesprochene Kennerin, Frau Professor Schimmel, die in Harvard wie in Bonn tätig ist und das „Sindhi“, eine der Hauptsprachen im islamischen Nordindien genau kennt, hat sich nicht nur mit Geschichte, Landeskunde und Dichtung dieses Landes eingehend beschäftigt, sondern steht auch mit der dortigen Forschungsorganisation, dem „Sindi Adabi Board“ in Verbindung, von wo aus N. A. B a l o c h in den Jahren 1957–1959 die Märchen aufgezeichnet und 1960 in 6 Bänden der „Sindhi Folklore Series“ herausgegeben hat. Es handelt sich um ausführlich erzählte Geschichten, deren märchenkundliche Zusammenhänge durch ein knappes, von Kurt Ranke erstelltes Typen- und Motivregister erschlossen werden. Manchmal geht es um sehr ausgefallene Geschichten, wie „Weiß-Rose-Fee“ (Nr. 23), zu der es keine Parallelen gibt, die aber zu Puppenspielfabeln in Verbindung stehen dürften. Die Übersetzungen lesen sich im allge-

meinen flüssig, wenn auch gelegentlich die englisch-amerikanischen Zwischentexte durchscheinen dürften. So etwa, wenn S. 148 u. ö. ein „Alligator“ genannt wird, den es in Indien wohl gar nicht gibt, oder wenn S. 153 u. ö. von „Sweepers“ die Rede ist, ohne deren Tätigkeit zu erläutern. Es gibt mehrere solche Anglizismen, aber sie spielen kaum eine Rolle gegenüber der Fülle guter, verständlich dargebotener Texte, bei denen man sich nur manchmal wundern mag, daß sie sich sprachlich sehr gegenwarts-bundesdeutsch geben, wie in Nr. 31 der „Gammeler“, den man in früheren Übersetzungen wohl anders benannt hätte. Oder, was ja auch möglich wäre: Wir sind vielleicht sprachlich ein bißchen empfindlich geworden.

Leopold Schmidt

Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. Geleitet von Richard Wolfram und Ingrid Kretschmer. Lieferungen 4 (1971), 5 (1974) und 6, Teil 1 und 2 (1977/79). Wien, In Kommission bei Hermann Böhlaus Nachf. Je S 596, –.

Atlas der schweizerischen Volkskunde. Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Bearbeitet von Richard Weiß †, Paul Geiger †, Walter Escher, Elsbeth Liebl, Arnold Niederer. Zweiter Teil, Lieferung 8. Erlenbach-Zürich 1980, sFr 78, –.

Die großen Atlaswerke der Volkskunde, an sich Geschöpfe der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, werden allmählich fertig, streben ganz deutlich ihrem Ende zu. Was die langwierigen Befragungen und Nachbefragungen zu den einzelnen Themen eingebracht haben, wie sie kartographisch auszuwerten waren, was die Kommentatoren zu den einzelnen Fragen und Fragenkomplexen zu sagen hatten, das wird allmählich schaubar, lesbar. Um es gleich zu sagen: Diese Werke sind, soweit man das überblicken kann, nicht in jeder Hinsicht das geworden, was man sich zunächst von ihnen versprochen haben mag. Vor allem der Hauptzweck: jeweils ein einigermaßen klar umrissenes Problem auf einer Karte seiner Verbreitung nach darzustellen, ist einerseits nicht immer erreichbar gewesen, und die Ausführungen haben dann unter Umständen doch enttäuscht. Die Verbreitung von Heugabeln oder auch von Dreschflügeln in ihren nicht sehr unterschiedlichen Formen konnte gewiß dargestellt werden, aber nur wenige spezielle Benutzer werden davon einen tatsächlichen Gewinn haben. Umgekehrt haben sich manche Erscheinungen, die wir augenblicklich als „Gegenwartsvolkskunde“ betrachten, den Umständen dieser Gegenwart entsprechend, also etwa der Verbreitung durch die gedruckten und gesendeten Medien vor allem, so rasch ausgebreitet, daß jede Karte im Augenblick des Erscheinens schon veraltet anmutet.

Dennoch wird man diese ehrlichen Versuche, vor allem wenn sie sich auf der Basis der Ersterhebungen des jeweiligen Atlas-Unternehmens bewegen, durchaus hoch schätzen. Vielleicht ist das schweizerische Unternehmen hier beispielhaft. Man ist bei den Erstbefragungen durch die „Exploratoren“ geblieben, hat deren Ergebnisse auf die Karte eingetragen, und in den Kommentatoren ausgewertet, oft mit

genauer Aufgliederung der mitunter doch sehr komplexen Stoffe, aber ohne daraus Monographien machen zu wollen. Der Umfang der Kommentare des schweizerischen Unternehmens ist dementsprechend alle Lieferungen hindurch gleichgeblieben. Und man kann sich jetzt also von den Grußformeln und den Frühstücksspeisen der Lieferung 1 bis zum Aufpflanzen grüner Bäume an festlichen Tagen in der Lieferung 8 über die verschiedensten Stoffe genau belehren lassen; kann aber im 2. Teil auch die für die Innerschweiz so wichtigen Nikolausbräuche ebenso verfolgen wie das Vorkommen von Sagenzügen rund um die Totenzüge und Geisterheere. Altes bergbäuerliches Arbeitswesen ist ebenso verfolgt wie die Bedeutung der Wanderarbeiter, und man wird es vielleicht für die Schweiz als bezeichnend empfinden, daß „Termine für Hypothekar- und Pachtzinsen“ und ähnliches auch präzise behandelt erscheinen, woran bei anderen Atlasunternehmungen offenbar nicht gedacht wurde, vielleicht, weil man es eben als landschaftlich nicht wesentlich empfunden haben mag. Das ganze schweizerische Atlaswerk ist durch eine Art von monumentaler Schlichtheit ausgezeichnet, man wird den Herausgebern und Mitarbeitern dafür noch lange dankbar bleiben.

Wenn jemand, sagen wir einmal Fachleute der Ethnopsychologie, die Unterschiede zwischen Schweizern und Österreichern herausarbeiten wollten, könnten sie sich sehr gut auf die Unterschiedlichkeit der beiden Atlaswerke berufen. Das österreichische Werk hat als eine Art von Erbschaft nach den Befragungen ADV begonnen, ist dann von verschiedenen Herausgebern mit wechselndem Glück geleitet worden, hat unter der Patronanz der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eine gewisse Konstanz gewonnen, und ist schließlich von Richard Wolfram als der volkskundlichen, und von Ingrid Kretschmer als der kartographischen Fachpersönlichkeit, zu Ende geführt worden. Eine Eigenheit des Atlas in den letzten Jahren war es zweifellos, daß immer mehr Grundkarten aufgenommen wurden, für die man außerhalb oder am Rande des Faches stehende Fachleute heranziehen mußte. Um die Tradition der Bergleute verständlich zu machen, hat man sich von Franz K i r n b a u e r etwa Karten über die Bergwerksgeschichte zeichnen lassen. Ähnliches ist öfter versucht worden, und Historiker und Geographen als Benützer werden ihre Freude daran haben. Freilich haben diese schönen Karten viel gekostet, und der Fortgang der Atlas-Veröffentlichung sicherlich nicht beschleunigt. In vielen Fällen hat man wie beim schweizerischen Unternehmen das eigentlich Grundmaterial, die Antworten auf die Befragungen, verwendet. Nicht selten sind aber dann Probleme behandelt worden, für die gar keine Befragungen durchgeführt worden waren, und für die dementsprechend kein Antwortmaterial vorlag. So hat Franz L i p p seine Karten über die alten Bauernmöbel wie über die Volkstrachten ohne derartiges Atlas-Grundmaterial erarbeitet, und die Karten weichen demgemäß von den anderen Punktkarten wesentlich ab. Mitunter hat man, irgendeinem Zug der Zeit entsprechend, Probleme aufgreifen lassen, beispielsweise die Marienwallfahrten. Die Karte der 4. Lieferung ist offenbar nicht recht befriedigend ausgefallen, und so taucht in der 6. Lieferung eine ganz ähnliche, nur landschaftlich deutlicher ausgearbeitete Karte auf, nämlich „Die bedeutendsten Wallfahrtsorte Österreichs und Südtirols“ von Dietmar A s s m a n n. Die erste der beiden Karten wurde überhaupt nicht kommentiert, die zweite erfreulicherweise doch schon. Ein später Nachklang der Karten von Rudolf Kriss in den dreißiger Jahren für Altbayern! Ähnlich pro-

blematisch ist da wohl manches: Karten über Gesangsvereine beispielsweise kann man kaum mit Brauchtumskarten konfrontieren, eine Karte „Volkskundliche und fachverwandte Museen und Schausammlungen“ erweist sich als von einer meiner vielen Karten in unserem Museum (von 1966) angeregt. Neben ungemein sauberen Pflug- und Arel-Karten von Heinz D o s e d l a, die im Wesentlichen auf genaue Nachbefragungen zurückgehen, stehen die Karten von Sagenmotiven, also Dingen, die nie abgefragt wurden, für die aber Material aus Privatsammlungen und alten und neuen Veröffentlichungen verwendet wurde. Karl H a i d i n g hat sicherlich mit seinen Bearbeitungen der „Sagen von Bergwerksentstehung und Bergwerksuntergang“ und der „Sagen von den Wildleuten“ viel geleistet. Im Atlas bleiben die umfangreichen Kommentare beinahe Fremdkörper, da die hunderte, ja tausende anderer Sagenmotive nicht auch behandelt wurden. Da wäre ein eigenes Buch Haidings mit diesen Sagenstudien bei weitem besser gewesen.

Diese vielen Einzelarbeiten, sozusagen nur mühsam unter den einen Hut eines „Österreichischen Volkskundeatlas“ gebracht, entziehen sich zunächst der Einzelwürdigung. Man wird sicherlich im Laufe der Zeit den Gewinn aus den Darstellungen der „Historischen ländlichen Ortsformen“ oder auch der „Historischen Gehöfteformen“ von Elisabeth T o m a s i würdigen lernen, wird die Grasrechnen-Karten von Oskar M o s e r ebenso einzuschätzen versuchen wie die Karte der „Formen des Dreschflegels“ von Olaf B o c k h o r n. Da stehen manchmal Themen nebeneinander, über die ja verhältnismäßig viel schon gearbeitet wurde. Dann kommt wieder ein Sonderkapitel wie das von Richard W o l f r a m über „Dreschen – Austreten durch Tiere“, in dem eine für Österreich nicht sehr bedeutende Sonderform betont herausgearbeitet erscheint. Man mag unwillkürlich an das schöne Bild eines großen Manieristen denken¹⁾, der da im 16. Jahrhundert das Austreten durch Tiere und das Ausdreschen durch Flegeldrescher auf einem Feld nebeneinander dargestellt hat; das adelige Gutsbesitzerpaar geht würdig zwischen den beiden Arbeitsgruppen durch und hinterläßt den volkskundlichen Betrachter seinen halb wirtschaftsgeschichtlichen, halb brauchmäßigen Spekulationen darüber, ob die im Atlas angewendete Technik der Erhebung und der Darstellung nun tatsächlich in solchen Fällen der einstigen Wirklichkeit adäquat gewesen sein mag.

Aber wie gesagt, auch das österreichische Atlaswerk geht offensichtlich seinem Abschluß entgegen, und man wird sich nach der endgültig letzten Lieferung wahrscheinlich noch lange damit zu beschäftigen haben. Mit den einzelnen Kapiteln und Karten wie mit der Intention und Bedeutung des Gesamtwerkes. Dafür mußte es nun selbstverständlich erst vorliegen, und so ist allen Beteiligten vom Fache her der Dank dafür zu sagen, daß sie so lange und so geduldig, wenn auch sicherlich manchmal nicht mit Geduld im wörtlichen Sinn, daran gearbeitet haben.

Leopold S c h m i d t

¹⁾ Niccolo dell' Abbate (um 1512–1571), Erntelandschaft. Früher Berlin, Sammlung van Diemen. Vgl. Heinrich Bodmer, Correggio und die Malerei der Emilia. Wien 1942. Taf. 92. – Katalog der Ausstellung: De triomf van het Manierisme. De Europese stijl van Michelangelo tot El Greco. Amsterdam, Rijksmuseum 1955. Abb. 15, Kat.-Nr. 10. (Das Bild um 1555–60.)

Weihnachtsbrauchtum in Alt-Leoben

Beiträge zur historischen Volkskunde der Stadt

Von Günther J o n t e s, Leoben

Das Brauchtum des Weihnachtsfestkreises, wie es sich heute darstellt, ist wesentlich verschieden von dem in der fernerer Vergangenheit geübten. Beharrungskraft und Freude an Neufindungen setzen einander Kräfte entgegen, die zur Verlagerung brauchtumsmäßiger Schwerpunkte auf verschiedene Ebenen geführt haben. So finden wir vieles Alte, das aus dem profanen Volksgrund in die kirchlichen Kulte gelangte, in seinen Wurzeln erkennbar blieb oder diese aber auch verlor. Dann sehen wir auch wieder, daß Liturgisches aus der Kirche in Haus und Familie wanderte und sich dort zu neuem Eigenleben entfalten, ja dort Verbotszeiten überdauern und wieder zurückstrahlend auf den Herkunftsort wirken konnte. Das Weihnachtsbrauchtum zeigt auch sehr weiträumige Bewegungen und Wanderungen. Das waren im 18. Jahrhundert beispielsweise der Realismus italienischer Kirchenkrippen, der die alpenländischen volkstümlichen Krippen wandelte, im 19. Jahrhundert die Ausbreitung des bis dahin bei uns unbekannten Weihnachtsbaumes, in den letzten 50 Jahren die Übernahme des Adventkranzes.

Die vorliegende Arbeit versucht eine erste Bestandsaufnahme weihnachtlichen Brauchtums im Bereich des heutigen Leobener Stadtgebietes vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, soweit es sich aus den historischen Quellen fassen läßt. Unsere Betrachtung kann dabei keineswegs aus bequemen literarischen Überlieferungen schöpfen. Sie ist vielmehr die Frucht der Zusammenschau von oft sehr weit verstreuten, dünnen, auch bruchstückhaften Angaben in Quellen, deren Entstehungszweck nicht in der Aufzeichnung von Zeit- oder Lebensbildern zu suchen ist. Wenn sich hier die Arbeit des Historikers mit der des Volkskundlers verbindet, also historische Volkskunde geschrieben wird, so soll damit auch ein Beitrag dazu geleistet werden, die systematische Auswertung archivalischer

Bestände für die Volkskunde voranzutreiben und Vorbilder der Ausschöpfung schriftlicher Quellen für die „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“¹⁾ zu geben, die neben der Erfassung und Deutung lebendigen Brauchtums auch dessen Wurzeln in der Tiefe der Zeit immer wieder zu fassen und zu erkennen trachten sollte.

Die älteste für Leoben überlieferte Äußerung eines weihnachtlichen Brauches ist das Trinken der J o h a n n i s m i n n e, also eine am 27. Dezember in der Kirche vollführte Handlung, bei der gesegneter Wein getrunken wird²⁾. Wiederbelebt wird dies heute hauptsächlich im Anschluß an das Offizium der Brautmesse bei Hochzeiten geübt. Für den weihnachtlichen Minnetrunk stiftete am 1. September 1384 der Leobener Bürger Werntzel der Sneyder eine Summe Geldes in das hiesige Dominikanerkloster. In der Urkunde heißt es: „...vier oder sechs phennig schol der prior vor aus von dem halb phundt phennig vmb wein sendtn an dem obgenantn sand Johannis tag zu weihnachten vnd davon sol man sand Johannis mynn gesegen vnd dem volck gemainchleich In der Kirchen zu trincken gebn Als ver das gelangen mag.“³⁾. Der Glaube an die heilkräftige Wirkung des gesegneten Weines entspringt sehr altertümlichen Anschauungen. Sein christliches Kleid empfing der Brauch aus der Tatsache, daß der Apostel Johannes den Giftkelch, den er in der Kunst gemeinhin als schlangenumringeltes Attribut trägt, unbeschadet überstand.

In der finstersten Zeit des Jahres wird das R ä u c h e r n oder „Rauchen“ geübt, von dem die in der Volksmeinung bedeutungsschweren „Rauhnächte“ ihren Namen haben. Landschaftlich unterschiedlich gehalten werden die Termine, an denen geräuchert wird. Auch die Koppelung mehrerer Nächte wechselt in ihrer Zusammensetzung⁴⁾. Frühe Leobener Belege aus dem kirchlichen Bereich sind die Ausgaben für Weihrauch aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da ausdrücklich vom „Weihnachtsabend“ die Rede ist, kann es sich nur um den Kauf von Weihrauch für das brauchmäßige Räuchern und nicht um die in der Liturgie des Hochfestes benötigte Menge handeln, zumal es in der Kirchenrechnung von St. Jakob

1) L. Schmidt: Kulturgeschichtliche Aspekte in der österreichischen Volkskunde, in: Kulturgeschichtl. Perspektiven. Jb. f. österr. Kulturgesch. I/1, Eisenstadt 1971, S. 103

2) Vgl. dazu E. Hoffmann-Krayer - H. Bächtold - Stäubli: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 9, Berlin 1938-1941, Sp. 911 ff. (= HDA); R. Beitzl - K. Beitzl: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart 1974 (= Kröners Taschenausgabe 127.), S. 408 f.

3) Steiermärkisches Landesarchiv (= StLA.), Spezialarchiv (= SpA.) Leoben, Schubert (= Sch.) 174, Heft (= H.) 971, Urkundenbuch der Dominikaner, fol. 26

4) HDA, Bd. 7, Berlin-Leipzig 1935/36, Sp. 529 ff.

zu Leoben für 1523 heißt: „Item ich hab geben dem Mesner 4 den. vmb Rauch am weihnachtsabendt⁵⁾). 1533 gibt man 4 Kreuzer „vmb rauch In weihnachten“⁶⁾). Wer hier räucherte, wissen wir nicht. Aus späterer Zeit ist im benachbarten Niklasdorf für Jänner 1785 belegt, daß dort Schulmeister und Totengräber die Räucherung ausführen und dafür einen Gulden bekommen⁷⁾).

Das Räuchern war nicht nur an die Familie oder den Pfarrhof gebunden. Auch große bauliche Einheiten wurden mit dem bannenden Rauch durchschritten, wobei dabei aber immer die Geistlichkeit die im kleineren Bereich vom Hausvater in einer Art Pseudoliturgie ausgeführte Handlung vollzog. So ist beispielsweise von 1650 an feststellbar, daß in Graz der Stadtpfarrer, seine Kapläne und der Mesner zur Weihnacht, zu Neujahr und Dreikönig das Landhaus der Stände räuchern und segnen⁸⁾).

Im Benediktinerinnenstift Göß war es bis ins ausgehende Barock hinein üblich, daß der stiftische Beichtvater – meist ein Admonter Benediktiner – als geistlicher Hirte des Klosters jährlich am Hl. Abend, am Neujahrs- und am Dreikönigsabend räuchernd durch die Klausur ging. 1768 wurde der Brauch hier auf den Silvesterabend beschränkt. Die Stiftschronik berichtet dazu: „In diesen Jahr ist auch aufkommen, daß der Pater Supremus oder Stifts Beicht Vater noch öfter als am neuen Jahrs Abend rauhen inner der Clausur gehet, wo es vorhin auch am heiligen Weinacht und heiligen 3 König Abend geschehen“⁹⁾).

5) StLa., SpA. Leoben, Sch. 164, H. 842, Kirchenrechnungen 1523, fol. 8

6) Ebenda Rechnung, fol. 4

7) Histor. Arch. am Mus. d. St. Leoben J 1 f Auswärtige Pfarren: Niklasdorf, Kirchenrechnungen 1785–1791, fol. 2

8) J. v. Zahn: Steirische Miscellen zur Orts- und Culturgeschichte der Steiermark. Graz 1899, S. 260

9) Chronik des Stiftes Göß. In: Steiermärkische Geschichtsblätter 5 (1884), H. 4, S. 195

Weihnachtliche Brauchtumsgebäcke,¹⁰⁾ die im Zusammenhang mit dem Räuchern ausgeteilt und gegessen wurden, waren im Stift die „Rauch Fleggen“, die im Chronikbericht für 1774 deutlich von den „Weihnacht Fleggen“ unterschieden werden. Von 1774 an wurden die Weihnachtsflecken, die Osterflecken und Allerheiligenstritzel um die Hälfte kleiner gemacht, die Rauchflecken, die österlichen Eierflecken und die im Sommer gebackenen „Kreuter Fleggen“ überhaupt abgeschafft¹¹⁾. Das Stift buk bezeugtermaßen auch ein Gebildbrot, das am 7. September, dem Sterbetag der Stifterin Adala, an die Armen verteilt wurde. Diese „Strützel“ wurden vorher geweiht¹²⁾. Vielleicht kann man von dem Weihnachtsbrot dasselbe annehmen, zumal auch aus dem Stift Admont, der Göß nächstgelegenen Benediktinerabtei, Brotspenden an die Armen bekannt sind. Rautenförmige Wecken bringt dort ein Hirte in der herrlichen Krippe des stiftischen Bildhauers und Schnitzers Josef Thaddäus Stammel aus der Zeit von etwa 1755 dem Jesukind dar¹³⁾!

Die Darstellung der Geburt Christi als sinnenhafte Ausbreitung des biblischen Berichtes vor dem gläubigen Volk reicht in vielerlei Gestalt in das Mittelalter zurück. Nicht nur die bildliche Gestaltung in Fresko und Tafelbild, als Skulptur und Schreinrelief kam dem Schaubedürfnis und der Betrachtungslust des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Menschen

¹⁰⁾ Zu den Gebildbroten im alpenländischen Weihnachtsfestkreis vgl. E. Burgstaller: Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. Linz 1957 (= Veröff. d. Komm. f. d. Volkskundeatlas f. Österr. 2.); Derselbe: Die Gebildbrote der Vorweihnachtszeit in Oberdonau. In: Deutsche Volkskunde 1 (1939), H. 4, S. 264–269; Ds.: Festtagsgebäcke. In: Komm. z. Österr. Volkskundeatlas I. (Bll. 2–4), Wien 1959; A. Gamerrith: Festliche Brauchtumsgebäcke. Zur Volkskunde des obersten Ennstales. In: Neue Chronik z. Gesch. u. Volkskunde d. innerösterr. Alpenländer Nr. 52 v. 5. 10. 1958, S. 3–4; H. Haiböck: Der Lichtmeßfleck und einige andere Gebildbrote. In: Mühlviertler Heimatblätter 8 (1968), S. 3.; R. Treuer: Pinzgauer Gebildbrote. Gebildbrote zu Allerheiligen, St. Nikolaus und Weihnachten. In: Salzburger Heimatpflege 2 (1978), H. 3, S. 67–72

¹¹⁾ Chronik des Stiftes Göß a. a. O., S. 206

¹²⁾ K. Bracher: Der „Stifterinaltar“ und der „Stifterin genährter Ornat“ zu Göß. In: Aus Archiv und Chronik. Blätter f. Seckauer Diözesangeschichte 1 (1948), S. 200

¹³⁾ L. Kretzenbacher: Weihnachtskrippen in Steiermark. Kleine Kulturgeschichte eines Volkskunstwerkes. Wien 1953 (= Veröff. d. Österr. Mus. f. Volkskunde 3.), S. 33; Ds.: Eine Krippenlegende aus Admont. In: Österr. Zs. f. Vk. NF 11 (1957), S. 271–279; A. Krause: Die Blasiuskerzen im Stift Admont. In: Zs. d. Hist. V. f. Stmk. 61 (1970), S. 110; Ds.: Zur Geschichte der Admonter Stiftsbäckerei. In: Neue Chronik v. 11. 10. 1961

entgegen. Auge und Ohr ergötzen sich auch am Weihnachtsspiel de nativitate domini nostri Jesu Christi. Im Zusammenwirken der Künste entwickelte sich früh die theatralische Darstellung der Ereignisse des Weihnachtsfestkreises. Von einem zeitweise in Leoben tätigen Schulmeister Thomas Gompasser (auch Gampasser) besitzen wir auch ein nichtdramatisches literarisches Werk für die Weihnacht, das 1585 in Graz gedruckt wurde. Diese „In diem natalem domini et salvatoris nostri Ihesu Christi elegia“ ist aber ein Zeugnis evangelischer Geisteshaltung und kaum repräsentativ für volksnahe Dichtung der Zeit¹⁴).

Im deutschen Raum setzen die szenischen Darstellungen der Geburt Christi in der Kirche gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein¹⁵). Bezeichnenderweise in einem Frauenkloster mit seinem Gefühlsstau, in Dillingen, finden wir schon im 14. Jahrhundert eine hölzerne Wiege mit einem Jesukindlein¹⁶), das wie ein Menschenkind gewiegt, gebadet, gewickelt und an die Brust gelegt wird. Aus einer solchen Puppe entwickelt sich später der Typus des „Fatschenkindls“, der Darstellung eines seitlich liegenden Wickelkindes, das oft sehr naturalistisch aus Wachs gebildet, mit Naturhaar versehen und mit Textilien bekleidet ist. Daneben tritt das Christuskind auch als der künftige Weltenherrscher im königlichen Gewand mit Krone, Zepter und Weltapfel in segnender Gebärde stehend auf. Selten nur sind beide Typen aus den kargen Angaben der Inventare und Rechnungen unterscheidbar. Beiden gemeinsam ist, daß sie oft in einem Kästchen oder einem Glassturz untergebracht sind, die als „Kapsl“ in den Inventaren erscheinen.

Die älteste Leobener Nachricht bezieht sich wohl auf ein segnendes Kindl. Sie führt in die Zeit der Gegenreformation zurück. Im Inventar der Johanniskirche von 1613, das anlässlich der Übergabe dieser Kapellkirche an die Jesuiten aufgestellt wurde, kommt „ain Christ Khindlein mit einem Roth Sameten Röchl“ vor¹⁷).

Im Stift Göß wird für die dortige Pfarrkirche St. Andrä 1767 ein „Verschlägl“ angeschafft, „umb darinen das Christ Kind vor dem Staub zu bewahren“. Möglicherweise handelte es sich dabei um die „Kripl Token“,

¹⁴) Stmk. Landesbibl. Graz Sign. C 103.725 I, Stiftsbibl. Rein 9343–20. Zu dem 1581–1586 in Leoben bezeugten geborenen Tiroler vgl. J. F. Schütz: Aus der Frühzeit der steirischen Drucker II. Wer war der Drucker Thomas Gampasser? In: Arbeiten aus d. Stmk. Landesbibl. in Graz, Z. (1937) S. 1–4

¹⁵) HDA, Bd. 9, Berlin 1938/41, Sp. 879 (Nachtrag)

¹⁶) Ebenda, Sp. 878 (Nachtrag)

¹⁷) StLa., SpA. Leoben, Sch. 166, H. 581, Urkundensammlung der Muerer-, Timmerstorfer- und Reitsperger-Benefizien 1377–1620, fol. 89

die nach der Aufhebung und Profanierung dieser Kirche 1783 um 1 fl. 15 kr. verkauft wurde¹⁸⁾).

Eine wichtige Rolle spielten solche Bildwerke bei den SpielprozeSSIONen und Andachten der wiederbelebten geistlichen Bruderschaften im Barock, besonders wenn diese wie in Leoben von den Jesuiten inspiriert oder geführt waren. Im umfangreichen Inventar der Bruderschaften Jesus Maria Joseph (einer Bruderschaft des „Heiligen Wandels“) und der Teutschen Congregation an der Ordenskirche St. Xaver zu Leoben, das am 15. Oktober 1773 nach der Aufhebung der Jesuiten angelegt wurde, kommen Hinweise auf mehrere Jesuleinpuppen vor¹⁹⁾. Für das „größere Kristkindl“ sind als Schmuck „3 Schnaisen mit Rothen und Braunen Korallen“ angeführt, für das „kleine Krist Kindl“ 2 schene weisse Schnaisen Perlein“. Für dieses ist auch „ein neues grünes Röckherl“. Typische Klosterarbeiten sind „2 schene neue Kränz“ für das Kindl, die von der „gnädigen Frau zu Göß“, also der dortigen Äbtissin, gemacht worden waren. Wechselstücke sind „2 kleine Kindl Paroquen“ und „1 kleines scheindl für das Kristkindl“, ein Heiligenschein also. Ob „zwey Weiß Blöcherne oben über runde und versilberte Altärl mit dem Erlöser der Welt und seiner Mutter“ zu Weihnachten aufgestellt wurden, läßt sich nicht mehr entscheiden, denn „diese seynd zerstückt und zerlegt worden“.

Als nach der Aufhebung des Stiftes Göß 1783 Inventur gehalten wurde, fanden sich in der Stiftskirche neben einer Krippe gleich „11 geschnitzte Jesus Kindlen“²⁰⁾, eine sehr große Anzahl, die vielleicht nicht zufällig mit der Zahl der im Münster befindlichen Altäre korrespondiert²¹⁾.

Bei der Profanierung der Leobener Bürgerspitalskirche St. Elisabeth in der Waasenvorstadt existieren dort 1790 ebenfalls Christkind-Bildwerke. Die „Übergaaß-Specification“ vom 1. Mai dieses Jahres berichtet, daß sich in der Kirche „1 angekleidetes Kristkindl“ im Werte von 7 Kreuzern befunden habe, das bei der Versteigerung der Kircheneinrichtung 12 Kreuzer erbrachte. In der Sakristei wurde „1 Kapsl mit Kristkindl ohne Glas“ um 4 Kreuzer vorgefunden, das ebenso um 12 Kreuzer den Besitzer wechselte²²⁾.

¹⁸⁾ StLa., SpA. Stift Göß, Sch. 372, H. 584, Kirchenrechnungen St. Andrä 1767, 1783, unfol.

¹⁹⁾ StLa., SpA. Leoben, Sch. 172, H. 947, Einlage b.

²⁰⁾ StLa., SpA. Stift Göß, Sch. 374, H. 591, Inventar 1783/85

²¹⁾ vgl. Plan bei K. Bracher: Stift Göß. Geschichte und Kunst. Archivalische Beiträge. Graz 1966 (Zs. d. Hist. V. f. Stmk., Sonderband 12.) S. 21

²²⁾ Histor. Arch. am Mus. d. St. Leoben J 1 e: Kirchen: Bürgerspitalskirche St. Elisabeth

Von einer kulthaften Verehrung eines bestimmten Jesukindleins im Raum Leoben wie beispielsweise im oststeirischen St. Kind²³⁾ oder bei den Karmelitern in Voitsberg²⁴⁾ ist nichts bekannt geworden.

Häufig war das Material, aus dem diese Figuren gebildet wurden, Bienenwachs, das eine höchst naturalistische Nachbildung des Inkarnates zuläßt. Solche Keroplastiken waren seit dem 16. Jahrhundert besonders in Klöstern hergestellt worden, so in den Nonnenstiften Göß, Nonnberg und St. Georgen am Längsee, die ihre Erzeugnisse gern auch an andere Klöster, so an Admont, abgaben²⁵⁾. Daneben muß man aber als Hersteller auch die Lebzelter und Wachszieher betrachten, die freilich in der textilen Ausstattung gegenüber den Nonnen im Hintertreffen gewesen sein müssen. Ein einfaches, mit Rauschgold und Papier bekleidetes Wachskindl in einem Glaskästchen im Leobener Museum stammt von einem Lebzelter aus der Nähe Leobens. Ein beigegefügt beschriftetes Papierblatt nennt ihn: „Dieses hat verfertigt Wenzl Hammerschmid Lebzelter in Mautern am 6^t Jänner 1844. Gott zu Ehren, der Welt zum Andenken. Dem die Arbeit in die Hände kommt, bitte ich auch meiner sich im Gebethe zu erinnern.“

Ein Wachsbossierer, also ein Kunsthandwerker, der sich nur mit der künstlerischen Wachsformung befaßte, ist in Leoben erst am Ende des 18. Jahrhunderts nachweisbar. 1794 wird Carl Pergmayr „Wachsposierer“ genannt²⁶⁾.

Wenn das Jesukind in seiner Krippe liegend in eine die biblischen Orte der Weihnachtsevangelien vorstellende Szenerie gesetzt wird, entsteht die Weihnachtskrippe, die der Phantasie den größtmöglichen Entfaltungsspielraum bietet. Daß die Vereinigung des bethlehemitischen Stalles mit einem Berg einen Haupttypus abgegeben hat, mag mit mythischen Vorstellungen eines die Mitte der Welt einnehmenden Wel-

23) G. Guggitz: Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956, S. 238 f.

24) Dieses auch Thema einer Erbauungsschrift: „Andachts-Übungen Zu dem Pragerischen Gnadenreichen Kindlein JESU, Welches In dessen Authentisch-angeregten Copia, bey denen Wohl-Ehrwürdigen PP. Carmelitern zu Voitsperg in Steyermark andächtig verehret wird/ und sich alda gegen dessen Hülfsuchenden trostreich erzeiget.“ Gratz 1750

25) J. Wichner: Kloster Admont in Steiermark und seine Beziehungen zur Kunst. Wien 1888, S. 221.

26) Stadtpfarre St. Jakob, Sterbebuch III: 29. 5. 1794 stirbt seine Gattin Katharina (pag. 96), 14. 12. 1794 sein Söhnlein (pag. 98)

tenberges zusammenhängen²⁷⁾. In den Alpenländern und im Erzgebirge bot sich dabei jedenfalls die Möglichkeit, die vertraute Gebirgsumgebung samt dem eigenen oder einem idealisierten Dorf in allen Einzelheiten wiederzugeben und mit der Darstellung und Spiegelung der eigenen Welt in den Gestalten der Hirten sich selbst in das Heilsgeschehen hineinzu-projizieren²⁸⁾.

Für Leoben wurden Meldungen über Krippen erst für die Zeit seit dem frühen 18. Jahrhundert gefunden. Erhalten hat sich davon in den Kirchen des Stadtbereiches fast nichts, sieht man von einigen wenigen Figuren der Krippe zu St. Xaver ab²⁹⁾. Eine größere Krippe dürfte die alte Stadtpfarr-(heute Filial-)Kirche St. Jakob besessen haben, denn in der Ratssession vom 4. März 1702 erkundigt sich der Stadtrichter, „ob er die auf das Krippel in der Stadtpfarr aufgange Vncosten bezallen solle, dan eß trüege in allen bey 60 fl. auß“³⁰⁾. Es ist dies die einzige Nachricht aus dem Pfarrbereich. Der eigentlich hohe Betrag läßt auf eine Neuanschaffung schließen. Daß in den Leobener Kirchen keine älteren Krippen erhalten geblieben sind, ist gewiß auch dem Umstand zuzuschreiben, daß unter Josephs II. Reformen in ecclesiasticis auch das 1782 ausgesprochene Verbot der Auf-

²⁷⁾ Dazu L. Kretzenbacher: Die Bühnen des steinernen Spiels. Von Kreuzwegbild, Weltenberg und Kirchentanz. In Ds.: Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südalpenländern. (Buchreihe d. Landesmus. f. Kärnten 8.), S. 37–41

²⁸⁾ Zur Weihnachtskrippe im allgemeinen vgl. Beitzl a.a.O., S. 477–481, zuletzt G. Weinhold: Freude der Völker. Weihnachtskrippen und Zeichen der Christgeburt aus aller Welt. München 1978; in der Steiermark: L. Kretzenbacher, Weihnachtskrippen a.a.O.; Ds.: Ein steirischer Teufelsbündner des 17. Jahrhunderts. Aus der Geschichte des Grazer Kapuzinerklosters beim Paulustor. In: Blätter für Heimatkunde 24 (1950), H. 3, S. 80–88; Ds.: Giovanni Tenorio in Graz oder „Das Krippentheater als moralische Anstalt“. In: Ds., Heimat im Volksbarock a.a.O., S. 25–30; Ds., Krippenlegende a.a.O.; L. Schmidt: Rupert Grießl. Weiteres über den steirischen Schnitzer von Wildalpen. In: Neue Chronik Nr. 13, v. 12. 4. 1953, S. 4; In Kärnten: I. Koschier: Weihnachtskrippen in Kärnten. Klagenfurt 1978 (Kärntner Museumsschriften 63.); In Oberösterreich: O. Kastner: Die Krippe. Ihre Verflechtung mit der Antike. Ihre Darstellung in der Kunst der letzten 16 Jahrhunderte. Ihre Entfaltung in Oberösterreich. Linz 1964; In Böhmen und Mähren: A. Karasek-J. Lanz: Krippenkunst in Böhmen und Mähren vom Frühbarock bis zur Gegenwart. Marburg a. d. L. 1974

²⁹⁾ Über den heutigen Leobener Kirchenkrippenbestand vgl. G. Jontes: Weihnachtskrippen in und um Leoben. In: Stadt Leoben. Amtliche Berichte und Informationen 5 (1974), H. 12, S. 36–38 (mit Abb.)

³⁰⁾ StLa., SpA. Leoben, Sch. 69, H. 370, Ratsprotokoll 1702, fol. 48

stellung von Kirchenkrippen fällt,³¹⁾ das erst 1804 wieder aufgehoben wurde. Göß als Sitz eines josephinischen Bistums war dem Verfügungsort zu nahe, als daß ein Pfarrer hier gewagt hätte, eklatant dem Gebot zuwiderzuhandeln.

Eine Weihnachtskrippe existierte auch bei den Leobener Jesuiten. Diese Tatsache kennen wir aus den Hinweisen, daß ab 1748 dem Zimmermann für Aufrichtung und Abbau der Krippe ein Gulden gereicht wird („fabro lignario . . . pro erecto et deposito praesepi . . . solvi 1 fl.“³²⁾).

Die heute alljährlich aufgebaute und Elemente verschiedener Stil-epochen und -ebenen vereinigende Krippe von St. Xaver stammt aus dem ehemaligen Redemptoristenkolleg in Mautern im Liesingtal. Möglicherweise haben sich aber in einigen qualitäts- und stilmäßig hervorstechenden Hirtenfiguren letzte Reste der Jesuitenkrippe erhalten. Der Leobener Briefträger J. G. Karrer, dem wir die umfangreichsten und wichtigsten chronikalischen Notizen zur Kulturgeschichte der Stadt im 19. Jahrhundert verdanken, berichtet unterm 16. Dezember 1848: „In der Stadtpfarre wurde ein großes Kripperl beim Johannesaltar aufgestellt und nach Aufhebung des Klosters in Mautern den Redemptoristen abgekauft.“ In der Eintragung zum 5. Jänner 1849 heißt es präziser: „Das große Kripperl in der Stadtpfarrkirche gehörte einem Redemptoristenfrater, welcher es selbst gemacht hatte und wurde um 150 fl. den Redemptoristen von Mautern abgekauft. Das Stadtkripperl war Eigenthum der Redemptoristen.“³³⁾

Eine kleine Kastenkrippe oder ein „Eingerichte“ befand sich in der Sakristei der Bürgerspitalskirche. Das Inventar von 1790 nennt „1 Kapsl ein Kripel vorstellend“, das mit 20 Kreuzern ausgerufen bei der Versteigerung der Kircheneinrichtung 30 Kreuzer erbringt³⁴⁾.

Eingehender informieren Gösser Quellen über Krippen im Stiftsreich. Erstmals stoßen wir auch auf Personen, die Krippen bauen oder restaurieren. Am 4. Februar 1745 stirbt im Gösser Stiftsspital bei St. Erhard der Witwer Thomas Kölbl „vulgo der alte Krippenmacher“ im Alter von 64

³¹⁾ Kretzenbacher, Weihnachtskrippen a.a.O., S. 38

³²⁾ StLa., SpA. Leoben, Sch. 173, H. 960, Kirchenrechnungen St. Xaver 1748–1771

³³⁾ „Auszug aus den Tagebüchern des J. G. Karrer, Briefträger in Leoben vom Jahre 1843 bis 1860 und Bruchstücken vom Jahre 1861, 1864–1870, Von Rudolf Sperl . . . in Leoben“, Hs. 1246 der Handschriftenreihe des Joanneumsarchives am StLa., pag. 265, 269

³⁴⁾ wie Anmerkung 22

Jahren³⁵⁾. Auch klösterliche Kunstübung bringt vom Stift aus Weihnachtskrippen unters Volk. 1769 läßt die Nonne Brigitta Wincklerin neue Röcke für die „Apostel“ der österlichen Fußwaschung anschaffen. Die Mittel dazu hatte sie selbst aufgebracht, „denn sie machte dem Bauren Volck und andern verschiedene Krippele und Käpsl von Perglarbeith“³⁶⁾. Diese Notiz ist wichtig für die Kenntniss der Übernahme der Krippe aus der Kirche in Familie und Haus auch in Leoben.

Eine Nonne war auch „Frau Scholastica“, die 1776 von der stiftischen Pfarrkirche St. Andrä zu Göß ein Bibale von 3 Pfund Wachs im Wert von 1 fl. 57 kr. „vor Reparatur des Kripels in der Pfarr Kirchen“ entgegennimmt³⁷⁾. Diese Krippe muß auch noch 1783 existiert haben, da ein Handwerker „für das Kripl abbrechen“ 12 kr. erhält³⁸⁾.

Eine eigene Krippe neben den bereits genannten Christkindeln hatte aber auch die Stiftskirche. Im Inventar der Aufhebungszeit ist „1 Kripl“ ausgewiesen³⁹⁾.

Heute ist das beliebteste Brauchtumsobjekt der Weihnachtsbaum. Er gehört als geschmückter Lichterbaum gemeinsam mit dem Adventkranz in seiner heutigen Ausprägung in die jüngste Schicht alpenländischen Weihnachtsbrauchtums. Im großen und ganzen war seine vollständige Annahme auch durch die ländliche Bevölkerung erst um die Mitte

³⁵⁾ Pfarramt St. Andrä zu Göß, Pfarrmatriken, Sterbebuch I., pag. 152. Ob in allen Fällen mit „Krippenmacher“ ein Hersteller von Weihnachtskrippen gemeint ist, wage ich mit letzter Sicherheit nicht zu entscheiden. Die dafür ungewöhnliche Bezeichnung „bürgerlicher Krippenmacher“ ist in Eisenerz belegt, wo am 25. 3. 1761 Blasius Prankhner bürgerl. Krippenmacher alhier, alt bey 80 Jahr stirbt (Stadtpfarre St. Oswald, Pfarrmatriken, Sterbebuch III., pag. 31). Derselbe Standesname wird beim Tode der Catharina Prankhnerin 1758 ebenda verzeichnet (wie zuvor, Sterbebuch II., pag. 353). Gerade im Bereich des Erzberges mit seinem ausgeprägten Fuhrwesen für Holzkohle wird schon 1615 „Bartlme Kirchmeyer Krippenmacher und Perkhwerchsbeürderer“ in einem unmittelbar montanistischen Bezug genannt. (Th. Unger-F. Khull: Steirischer Wortschatz. Graz 1903, S. 414) und unter Kohlkrippe wurde hier ein „hoher Kasten aus Weidenflechtwerk zum Verladen von Holzkohle auf besonderen Wagen“ verstanden (Unger-Khull a.a.O., S. 402).

³⁶⁾ Chronik des Stiftes Göß a.a.O., S. 195. Unter „Perglarbeith“ versteht man die Ausschmückung der Krippenlandschaft mit bizarren und bunten Mineralien wie Eisenblüte und verschiedenen Erzen, wie sie heute noch im Erzbergbereich üblich ist.

³⁷⁾ StLa., SpA. Stift Göß. Sch. 371, H. 583, Kirchenrechnungen St. Andrä 1776, unpag.

³⁸⁾ wie Anmerkung 18

³⁹⁾ wie Anmerkung 18

des 20. Jahrhunderts abgeschlossen. Vorbereitet und vorgeformt war seine Annahme aber bereits durch verschiedene Formen des Weihnachtsgrüns, durch „Grössinge“ und dergleichen⁴⁰⁾.

So ist vom frühen 17. Jahrhundert an der „Paradeisbaum“ in Graz bezeugt, der im Winter öffentlich gezeigt wird. So werden kurz nach Lichtmeß 1603 durch einen Knecht des Bürgerspitals daselbst „die spitaler mit dem paradeißpaumb“ in den Straßen der Stadt herumgeführt⁴¹⁾. Und 1655 suchten Grazer Komödianten und Studenten bei der Stadt um Erlaubnis an, zu Neujahr, Dreikönig und Lichtmeß „die geistlichen Gsänger zu singen und mit dem Paradeisbaumb die Commedi auf der Gassen und in Heusern zu agirn“⁴²⁾. Keineswegs war und ist brauchmäßig Verwendung geschmückter Bäume an die Weihnachtszeit gebunden. So kommen etwa Schulkinder in Weyer a. d. Enns 1632 am 24. Juni mit „dem gewöhnlichen Liechtpaumb“ und singen vor den gewerkschaftlichen Beamten Lieder⁴³⁾.

Auch das Element des Schmückens von Bäumen, wie wir es etwa beim Maibaum, beim Gleichenbäumchen oder bei der Neuerung des Osterbaumes finden, sollte man bei der Betrachtung des Weihnachtsbaumes nicht außer Acht lassen⁴⁴⁾.

Eine solche Vorstufe eines geschmückten und im Hausinneren aufgestellten Bäumchens ist im Stift Göß zu beobachten. Hätten wir nicht den ausdrücklichen Datumshinweis auf den 1. Mai, so könnte man glauben, daß sich der folgende Hinweis in der Stiftschronik auf einen Weihnachtsbaum

⁴⁰⁾ Dazu R. Wolfram: Christbaum und Weihnachtsgrün. In: Kommentar z. Österr. Volkskundeatlas I., Wien 1959; Ds.: Christbaum – Zeit der Einführung. Karte 28 im ÖVA, 2. Lfg.; Ds.: Weihnachtsgrün – Sonderformen. Karte 29, ebenda. Zum Weihnachtsbaum in der Steiermark vgl. Der Christbaum am heiligen Weihnachtsfeste. In: Der Aufmerksame, Graz 24 (1835), Nr. 153; H. Lohberger: Der Weihnachtsbaum in Graz. In: Bll. f. Heimatkunde 35 (1961), H. 4, S. 123–125, wo übrigens die von H. P. Fielhauer in seinem Aufsatz „Christbaum-Nachlese. Zu seiner Einführung in Wien“, in: Österr. Zs. f. Vk NF 33 (1979), H. 4, S. 292 als „kaum bekannt“ bezeichnete Tagebucheintragung Erzherzog Johanns von 1823, in der dieser seinem Unbehagen über die neue Sitte Ausdruck verleiht, abgedruckt ist; G. Jontes: Der Christbaum in Leoben. In: Stadt Leoben 3 (1972), H. 12, S. 32–33

⁴¹⁾ StLa., SpA. Graz, Sch. 104, H. 275, Rechnungen des Bürgerspitals, 4. 2. 1603

⁴²⁾ F. Popelka: Geschichte der Stadt Graz, 2. Bd. Graz–Wien–Köln 1959², S. 416. Siehe auch Elfriede Grabner: Christkindluzug und Christkindlspiel. Eine steirische Mittwintergestalt und ihre Parallelen (Blätter für Heimatkunde, 34, 1960, S. 94–108)

⁴³⁾ StLa., Akten der Innerberger Hauptgewerkschaft, Fasz. 995

⁴⁴⁾ Zu diesem vgl. H. Eberhart: Bemerkungen zum Osterbaum. In: Österr. Zs. f. Vk. NF 32 (1978), H. 4, S. 274–275

späterer Prägung bezieht, zumal der Begriff „Maibaum“ in seiner Form „Maie“ auch auf einen Baumwipfel im allgemeinen angewendet wurde⁴⁵⁾. Es heißt hier also bei der Schilderung der Feiern zur zweiten Profeß der Äbtissin Maria Henrica v. Poppen 1777: „Zu gemeltem Ende sind auch Hochselber den 1 ten May von denen unserigen 2 May-Bäume mit verschiedenen Sachen behänckt in dero Zimmer gesezt worden, welches gewiß vergnüglich zu sehen ware“⁴⁶⁾. Nicht nur das Schmücken des Bäumchens, auch der Effekt des Schenkens geht mit dem Phänomen des Weihnachtsbaumes überein!

Der erste Christbaum tritt in Leoben erst 1850 auf. J. G. Karrer berichtet am 24. Dezember dieses Jahres, daß im Gasthof „Schwarzer Adler“ ein Ball „mit Christbaum“ stattgefunden habe⁴⁷⁾. Beim 4. Casinoball am 23. Dezember 1852 gibt es im selben Lokal „Christbaum, Tombola, Polzschießen und Harmonie-Musik“⁴⁸⁾. Mit der Verlegung der nachmaligen Bergakademie von Vordernberg nach Leoben und dem damit verbundenen Zuzug von Professoren und Hörern aus den Ländern der Monarchie erwachte die seit der Beseitigung der Eisenhandelsprivilegien unter Joseph II. in eine gewisse provinzielle Lethargie versunkene Stadt wieder zu neuem gesellschaftlichem Leben, das viele Impulse von außen erhielt. Man denke etwa an die Verpflanzung studentischen Brauchtums wie des „Ledersprungs“ durch Montanstudenten nach Leoben. Im Zuzug Ortsfremder sind wohl auch die Ursachen für das erste Auftreten des Weihnachtsbaumes in Leoben zu suchen.

Als Mittelpunkt einer Bescherung und damit im heutigen Sinn finden wir ihn erst 1858, als ein Katechet im Rathaus eine Weihnachtsfeier gestaltet. Karrer schreibt über den 24. Dezember dieses Jahres: „Im Rathsaale wurde das erste mal von Wohlthätern für die Schuljugend ein Christbaum aufgestellt. Es gab deren mehrere, in deren Mitte sich das Christkindl befand, welches inwendig ein Drehwerk enthielt. Weiße Mädchen waren auf der Seite aufgestellt. Nachmittags um zwei Uhr ging die Schuljugend paarweise mit ihren Lehrern aus der Schule dort hin. Dort wurde sodann ein Christkindl-Lied gesungen, dann vom Katecheten Mittarsch eine Anrede über den Christbaum gehalten. Darauf wurden über 90 arme Kinder, Knaben und Mädchen mit Kleidungen theilt. Alle übrigen erhielten Eßgegenstände“⁴⁹⁾. Noch haben wir keine Beweise für die Übernahme

45) HDA., Bd. 9, Berlin 1938/41, Sp. 911 ff.

46) Chronik des Stiftes Göß a.a.O., S. 214

47) Karrer a.a.O., pag. 406

48) Ebenda, pag. 468

49) Ebenda, pag. 625

auch in die Familie, doch zeigt sich die rasche Popularisierung auch darin, daß zur selben Weihnacht auch die Leobener Gewerkin Walburga Mayr einen derartigen Baum für die Bergknappenkinder ihrer Kohlengruben im Seegraben bei Leoben aufstellte und auch eine Bescherung vornahm⁵⁰⁾.

Diesen materiellen Zeugnissen des Weihnachtsbrauchtums in der Vergangenheit ist auch noch der musikalische Aspekt dieses Festkreises hinzuzufügen, da auch er sich substantiell aus den historischen Quellen fassen läßt.

So stammt ein recht frühes Beispiel weltlicher Musikpflege zur Weihnachtszeit aus dem Jahre 1581. Überliefert ist diese Notiz an einem recht ungewöhnlichen Ort, nämlich in den Aufzeichnungen über eine Mordsache, die sich zur Weihnachtszeit des genannten Jahres in einem Leobener Wirtshaus zutrug⁵¹⁾. Bei der Einvernahme der Zeugen sagte der Wirtshausgeiger Thoman Pluempurger aus, er habe Mörder und Opfer vor der Tat in der Wirtsstube gesehen „vnnd er sambt seinen Gespännnen sey nachent bei Iennen am Tisch gesessen vnnd ain zway Weinachtslieder musicirt“⁵²⁾.

Das Singen von Weihnachtsliedern, besonders solcher, die den Hirten der Geburt Christi in den Mund gelegt werden, ist auch für unseren Leobener Raum hinlänglich belegt⁵³⁾.

Ein interessantes Licht auf eine ungewöhnliche Aufführung von Hirtenliedern, die in ihrer Art am Ende des 18. Jahrhunderts in der Kirche Maria am Waasen Anstoß, Unwillen und auch Spott erregte, wirft ein Pas-

⁵⁰⁾ Ebenda

⁵¹⁾ Zu diesem Fall vgl. G. Jontes: Die Bluttat am Christtag 1581. Ein Beitrag zur Leobener Criminalgeschichte. In: Alt-Leoben. Geschichtsblätter zur Vergangenheit von Stadt und Bezirk (Beilage zu Stadt Leoben), Nr. 2, Juni 1979, S. 1-2

⁵²⁾ StLa., SpA. Leoben, Sch. 39, H. 259, Ratsprotokoll 1582, fol. 6 ff. (Sess. 19. Jänner 1582)

⁵³⁾ vgl. W. Suppan: Lieder einer steirischen Gewerkgattin aus dem 18. Jahrhundert. Graz 1970 (= Beitr. z. Erforsch. steir. Geschichtsquellen NF 17.). Eine unpublizierte Handschrift im Museum der Stadt Leoben aus Mautern im Liesingtal „Lieder Buch für mich Joseph Hackel“ aus der Zeit um 1825 enthält u. a. ein 13strophiges Hirtenlied. Dieses, sowie zwei jüngst von mir in einer Handschrift des ausgehenden 18. Jahrhunderts in Eisenerz entdeckte Weihnachtslieder werden Gegenstand einer eigenen Publikation sein.

quill, das am Weihnachtstag 1792 von Unbekannten in Leoben öffentlich angeschlagen wurde⁵⁴).

Dieses Schriftstück zeigt als Kopf drei Handwerker- bzw. Gewerbesymbole, nämlich eine Schneiderschere, ein Ledererschaff und eine Waage, sowie das Motto „Cuique suum“. Der Inhalt der anonymen Schrift lautet:

„Unsere römische Kirche als Repräsentantin des christkatholischen Glaubens setzt jährlich, um der ganzen Menschheit die armselige Geburt unseres Herrn ganz neu in das Gedächtnis zurückzuführen, dem auf das Altar gestellten Krippchen einen Ochs und einen Esel bey: – Nun aber hat es sich ganz klar und zu jedermanns Zeugenschaft aufgedeckt, daß obgedacht unsere Kirche ganz irrig daran sey, wenn selbe glaubet, daß außer Ochs und Esel bei der Geburt Jesu sonst keine Thiere zugegen gewesen;⁵⁵) denn es haben sich in dem Gotteshause bey Maria am Waasen gestern Nachts bey der Metten, als man diese heil. Geburt auf recht plumpe Hirtenart besang, wirklich auch recht große Gimpel, ungeheure Finken, wackere Nigawitz⁵⁶), dann neumodische Guguck hören lassen.

Es wird daher jeder gute Christ ermahnt, ohngezweifelt zu glauben, daß bei der Geburt unseres Seligmachers auch Gimpel und Finken zugegen waren; übrigens hat sich jeder, dem bei seinem Hauskrippchen etwan noch ein Gimpel oder Nigowitz etc. mangelt bei den Eingangs stehenden Meisterzeichen in der Vorstadt Waasen hierum zu melden. Leoben, den 25. Dez. 1792. Vom Hrn. Aergerniß.“

Was in dieser Satire durch Symbole dargestellt ist, die jedermann in der Waasenvorstadt zu deuten wußte, wird noch deutlicher in der Korrespondenz, die sich daraufhin zwischen kirchlichen Stellen entwickelte. So zeigte der Domdechant v. Edling am 27. Dezember an, „daß in der heiligen Weihnachtsnacht beim Hochamte in der Pfarre Waasen von zween Vorsängern, einem Lederer und einem Schneider durchaus unschickliche und den wahren Gottesdienst entehrende Lieder noch darzu unter einem Vogelkonzert wären abgesungen worden, woraus dann nicht viele Auferbauung entstanden, wohl aber Tags darauf das beiliegende Pasquill erfolgt seye“.

⁵⁴) Die Darstellung dieser Affäre erfolgt nach Akten, die sich unter der Signatur VI d¹⁰ (Pfarre Leoben-Waasen) im Diözesanarchiv Graz befinden. Ein geraffter Bericht des Geschehens mit ausreichenden Zitaten von Pasquill und Liedern enthält die „Chronik der Vorstadt-pfarre Waasen zu Leoben“. I., eine Handschrift des 19. Jahrhunderts, S. 192–198, im Pfarrarchiv Maria am Waasen.

⁵⁵) dazu F. Leskoschek: Die Tiere der Krippe. In: Zs. d. Hist. V. f. Stmk., Sonderband 11, 1966, S. 45–61

⁵⁶) Bergfink, vgl. Unger-Khull a.a.O., S. 478

Die „aufgeklärte“ Bürgerschaft, an der Spitze der Amtsbürgermeister Franz v. Dirnpöck, mußte diesem Treiben natürlich ablehnend gegenüberstehen. Wie der Domdechant an das Leobenier Ordinariat in einem weiteren Schreiben am 27. Dezember berichtet, habe ihm der Bürgermeister eine Niederschrift der Hirtenlieder mit dem Beisatz übergeben, „daß eines von diesen Liedern den zween Vorsängern, einem Lederer und einem Schneider von dem Pfarrer in Waasen selbst zum Absingen gegeben worden seye“.

Wichtig für die Kenntnis der Aufführungspraxis ist Edlings Hinweis, daß „diese Lieder von den anwesenden Buben mit eigens dazu mit Wassern gefüllten irdenen Gefäßen akompanirt, das in den Geschirren enthaltene Wasser aber am Ende des Hochamtes herumgespritzt worden seye“. Es wurde auf „irdenen mit Wasser gefüllten Vögeln“ gespielt, die die Wiedergabe der trillernden Strophen von Singvögeln, wie sie im Pasquill genannt sind, ermöglichte. Diese Reglementierung auch der volksnahen Musik und Volksmusik ist bezeichnend für das ausgehende 18. Jahrhundert, wobei von der öffentlichen Ruhe und Ordnung ausgehend auch Einfluß auf die Art der Darbietung genommen wird⁵⁷).

Weiters ereifert sich der Domdechant: „Uiber diesen aus den finsternsten Zeiten hergeholten Mißbrauch ist . . . das sub No. 2 beyliegende Pasquill . . . angeschlagen worden, aus welchem erhellet, das das Publikum ausser vielleicht den alten Weibern und Gassenjungen von diesem Gottesdienste gar nicht aufgebaut worden seye.“ Am 28. Dezember wird der Pfarrer von Waasen, Johann Nußmayr, der ja aktiv am Zustandekommen der kuriosen Weihnachtsmusik beteiligt gewesen war, für den 11. Jänner 1793 in die Ordinariatskanzlei nach Göß zitiert und dort in strenger Form „umständlich zur Rede gestellt“.

Ansatzpunkte der obrigkeitlichen Kritik an den Ereignissen während der Mette sind, wie wir gesehen haben, die „unschicklichen“ Lieder und die ungewöhnliche Form der musikalischen Begleitung, die von den Bürgern, die sich altertierten, wohl als aus der untersten Lade der Volksmusik, nämlich der kindertümlichen, stammend betrachtet worden sein müssen. Die

⁵⁷) Die „Polizeyordnung für die königl. landesfürstl. Stadt Leoben . . .“, Grätz 1790 verbietet in § 52 „stark lärmende Nachtmusiken und Kassationen . . . auf den Gassen und Plätzen“, fordert in § 53 die obrigkeitliche Bewilligung bei der Abhaltung musikalischer Akademien an öffentlichen Orten. Laut § 54 müssen sich herumreisende Musikanten, die in Gasthäusern Verdienst suchen, sich im Bürgermeisteramt anmelden. § 55 verbietet u. a. „das mit Orgeln, Leyern und Krippelspielen herumziehende Gesindel, so wie das mit Liedersingen sich abgebende Weibsvolk“. Auszugsweise veröffentlicht, nicht untersucht, wurde diese Ordnung in Hinblick auf Volkskundliches durch W. Haid: Volkskundliches aus der Leobener Polizeordnung von 1790. In: Österr. Zs. f. Vk. NF 21 (1970), S. 115-119

Reglementierung der Kirchenmusik hatte bereits unter Maria Theresia begonnen, die Pauken und Trompeten bei Messen abschaffen ließ. Unter Joseph II. wurde vieles, was an musikalischen Formen im kirchlichen Bereich lebte, beschnitten oder verboten⁵⁸⁾. Die Erregung über den unkonventionellen Pfarrer und seine als Erfüllungsgehilfen betrachteten beiden biedereren Handwerker ist also aus der geistigen Situation dieser Zeit im Allgemeinen, aus der kleinbürgerlichen Enge einer obersteirischen Provinzstadt im Besonderen zu erklären. Immerhin verdanken wir der eifernden Empörung die Überlieferung dreier Hirtenlieder, deren letztes wegen seines gleichmäßigen Strophenbaues das zu sein scheint, das vom Pfarrer direkt, wahrscheinlich in schriftlicher Form den Sängern übergeben wurde, während es sich bei den ersten beiden um eilige und fehlerhafte Mitschriften eines Mettenbesuchers handeln dürfte. Eine Wiedergabe dieser *Corpora delicti* im Anhang soll als Dokument weihnachtlichen Liedgutes aus Alt-Leoben Zeugnis von der Volkspoesie dieser Zeit geben, die trotz Reglementierung, Unterdrückung und Bespöttelung weiterlebte und ihre Kraft bis ins 19. Jahrhundert weitertragen konnte, wo sich mit dem Wandel der Anschauungen eine Neugeburt volkstümlicher Kunstformen vollzog.

Diese gerafften Notizen zur historischen Volkskunde der Stadt Leoben zeigen, daß eine auch nur umrißhafte Erfassung von Brauch und Sitte der Vergangenheit die systematische und intensive Aufarbeitung vieler und verstreuter Quellen zahlreicher Archivkörper voraussetzt, eine Tätigkeit also, der sich der Volkskundler auch in Zukunft in hohem Maße widmen wird müssen, will er zu den Wurzeln seiner lebendigen Wissenschaft hinunterstoßen.

Anhang: Die Hirtenlieder von 1792

I⁵⁹⁾

1.

Holla Buema, was ist das
i fürcht my schier alli weil
was mueß das Ding bedeuten,
han i do no nie beth hern läuten,
und hiez wirds auf einmal Licht,
das mår ein jeden Tritt schier sieht.

⁵⁸⁾ Zuletzt dazu Klaus Gottschall: Dokumente zum Wandel im religiösen Leben Wiens während des Josephinismus. Wien 1979 (= Veröff. d. Inst. f. Vk. d. Univ. Wien 7.)

⁵⁹⁾ Eine Variante dieses Liedes aus Salzburg bei Martin Hölzl: Gott grüaß enk Leutl. 39 alte Hirtenlieder oder Weihnachtsgesänge. Graz-Wien 1930¹³, Nr. 10, der als Quelle M. V. S üß: Sammlung Salzburgerische Volkslieder, Salzburg 1865 anführt.

2.

Wahrla giebts mār wohl nōt ein
das mār heut schan Tag soll seyn
han ja nōt lāngstens Nachtmahl gessen
bin a nōt lang nachi gessen,
hiezt lieg i a Stund in Stroh
gōms schon mār kein Fried net a.

3.

Seits i steh in Gottsnam auf
that schier an Ju schray drauf
schaunts mü zimts ich sich von weiten
d Engel all von Himmel, reiten
umb an Stall, thains umba stiehen
singen, pfeifen wunda schön.

4.

Hiez bleib i wohl niema da
und spring halt gschwind auf a
daß ich kann das Wunda sehn
öppes noigs mueß do sein geschehen
i rödt halt än Engel an
er sagt, manns wunda schön hellichte Augen
es wird wohl an Christus taugen
und wanns a so ist
so gefreyts mit schon heft allzamb
und sing mars an⁶⁰).

Ende

⁶⁰) Diese letzte Strophe fehlt bei Hölzl a.a.O. Sie ist hier durch die Niederschrift nur verderbt überliefert.

1.

Sey gelobt Herr Jesu Christ,
 aller Frist mein,
 was wil ma brachtn
 mir hat unser Lipperl gsagt auf der Hoad,
 han jo ghör erst Nachtn
 ein Mostsüessen Mussigklang,
 einer Sing, in a lustig gsang,
 wie der Wind lafts fein gschwind
 /:z Bethlehem finds a wunde Kind:/

2.

Vor a Jahr schon weit und brad,
 hat ma gsagt, das a Kind wird kemma,
 das dem Fürsten in Judenland, Weltbekant,
 wird den Zepta nema,
 wird unter Menschen machen Fried,
 und weg nema Krieg und stritt
 Gilts a gwett was ists gwett
 /:Döß Kindl ists ich irr mir nit:/

3.

Flux Buema her, da sieh ichs schon,
 Greifts gschwind an,
 thuets an örtl machn,
 ists ja recht a runter Bue, stets her zue,
 möcht vor Freyd recht locha,
 seyds schon gvattern bittn gweßt z Bethlehem
 gaits gor runte Göst,
 an beim Brett, schon kain nit,
 a gstrenger Herr muß wären seyn Göth.

⁶¹⁾ Für dieses Lied konnte ich kein Vergleichsbeispiel finden. Auffällig in der Strophenbildung ist die Folge zweier Reimwörter hintereinander, wie sie auch im Tiroler Hirtenlied „Jodl, sing“ bei Hölzl a.a.O. Nr. 8 vorkommt.

5.

Seynd a wala Zucker süß, Hand und Füß,
möcht mi z todt dran küssen,
zwergel Birn, Kersch und pflam, Milchram
war no saure büssen
noch a mol reck mas Händlerl her,
oft legs nieder, noch der zwerg,
pfür dich Gott, Hiepscher Gott,
schmerz mir nur dein harte Noth.

5.

Nun weil ich jetzt fort mueß gehn, bitt enk schön,
thuets mers holt verzeicha,
losts kain Nikolo nāt ain, losts es sein,
s püeberl thāt sich scheicha,
loads kain Ruthn in da Stubn,
s pueberl is so ganz From,
ist ganz still, schreit nōt viel,
weil er als gern leiden will.

Ende

III.62)

1.

Häun Buema habs kaina nix kört,
es hat uns ja aina begehrt,
was ist den tord droben fir ä Foier,
ho kais so groß gseha wie heia,
stehts auf, tiets enk nit lang bsinä,
i sichs ben nachbān thuts brinä,
lasts all enkä Sächerl grat stehn,
wir müßen in stat eine Gehn.

2.

Ge Michl dä Stefl hat geschrirn,
steh gschwind auf, du kriegst sonst ä schmirn
hänz nā so laß ain den Schlaffä,
mögst den ben Tag nicht gnug schaffä,
no gschwind ge und spreizti nit fūh,
sonst gib i da ains mit mein stil.

⁶²⁾ Eine steirische Variante findet sich bei Anton Schlossar: Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881, S. 65–67. Als Herkunftsort gibt Schlossar für seine Nr. 46 „Hants Buama . . .“ das obere Murtal an.

3.

Schautz, schautz wie ist das Ding so rär
als wans nit recht Natirlä war,
von Himmel ä mächtigä strall,
Geth au aufs Nachbarn sein Stall,
gets schauts das mä balt hinkäma,
da mä den augenschein einehmä,
mi Zimt i hör singä dabei,
ist etwan das kain blendärey.

4.

Schauts, schauts, klanä buemä ä schaar,
fliegt ausi gar schir par und par,
Sie glanzen, wie d engl so schen,
mir müsen schon hübsch lifti gehn,
i mus mä die augn erst außwischen,
i wir mi nit Viel drein müschen,
warts buemä i laf gehn varon,
aft wil i enck post bringa schon.

5.

Schauts schauts was ist das für a Rant,
i han be dä Kluft eihi zant,
fremt Leit hani gseha in stal,
mein Muhl i kenz nit ä mal,
no ains thuet mi wunda nehmä,
ä Muttä hat kabt ä schöns Kind,
ist gwessen bei Esel und Rind.

6.

Itzt fölt mä mei tram erst recht ein,
wer mus den bä mir gwesen sein,
er hat zi nem meina hergstelt
und hat mä wais was da her Zelt,
än Engl zimt mi wirt sein gwesen,
hat kabt ä gsrai und ä wesen,
Gott käm in ä Glori und Freit,
und brächt uns ä lustigi Zeit.

7.

Gets Buema das Ding wel mä dafragn,
dä Nachbä der wird unsers sagn,
es wird ja der Heyland nit sein,
weils gibt gar von Himmel än schein.
Du Hießl du bue du fälst nit,
der Engl hat nit just ä so gröt,
mir soltn uns sauba anlegn,
und uns auf den Wege begebm.

8.

Gets Buemä gets hietz wais is schon
Du Michl legs noi Gewändl an,
i sels han ä noigi pfaid
laß s[ch]aflein nur lign auf dä hait,
ä paar kinz abä mitnehmä,
das mä nit lärä dan kemma,
sie mechtn in tena wohl gfaln
sie terfn uns gleiwol nit Zaln.

9.

Itzt wäri mit mein Schaffl schon gricht
wan mir nur der Strik nit abricht
han gnamä, das Festäs aus aln,
es wird sein gar bitta wohl gfaln,
i mag kain anäs bekemmä,
i mus schon an wita nehmä.
i sags bueben, stelts enck denä gscheit,
es seind enck ja grob schöni Leid.

10.

So balt ma hinkemä zan stall,
aft tham mä uns bukä fein all,
aft gehn mä san Kindl fürhi,
gebts achting und schauts fein auf mi,
aft tuerma S Lambell hin Schenkä,
sie wern sein Lebtag tran tenka,
poz Tausent no ains und das Lezt,
das d Hüett aufn Kopf nit Vergests.

Um mich derfts enck weidä nit grain
wanns sein muß ich höfflä sein,
wan si nä dä Michl recht stelt,
nit ebä auf d Hend eihy fölt,
mei habts nit für Flausen,
mit mir habts alliweil zhausen,
seits stillä, hietz seimä schon da,
und folgts mä nä fleißig all nach.

Sorgen mit Sagen

von Richard Wolfram

Erzählen ist Begabungssache und Übungssache, auch die Erzählgelegenheiten spielen eine Rolle. Bei den Erlebnis- und Erzählsagen hat das Ausschmücken und dramatische Darstellen durch den Erzähler weniger Raum als beim Märchen oder Schwank, es fehlt aber auch hier nicht. Die Volkserzählforschung konnte die Entwicklung vom bloßen Erlebnisbericht zur ausgeformten Sage mehrfach bei zeitlich im Abstand aufeinanderfolgenden Aufnahmen feststellen und unterscheidet daher Memorat und Fabulat. Es ist aber die Frage, ob die gleiche Freiheit auch den Sammlern und Herausgebern der Volkserzählungen zugestanden werden darf. Bei bloßer Erzähl- und Unterhaltungsabsicht könnte das hingenommen werden, nicht aber, wenn es sich um wissenschaftliche Quellenausgaben handelt, da braucht es die Originalzeugnisse. Dies umso mehr, als der gebildete Bearbeiter beim Zurechtrücken bewußter vorgeht.

Wir wissen, die alten und berühmten Sagensammlungen des vorigen Jahrhunderts wollten nicht fälschen, nur verbessern. Aber über das Formale hinaus lockte auch das inhaltlich Besondere und womöglich ein mythischer Ausblick. Natürlich sind mythische Hintergründe vielfach vorhanden, aber die Unbekümmertheit der Ausdeutung vieler alter Sammler in dieser Richtung mahnt zur Vorsicht. Wir sind beim Benützen der alten Quellen dieser Art heute oft unsicher, wie viel wir für bare Münze nehmen können, zumal nicht auszuschließen ist, daß sehr Altertümliches damals noch vorhanden war, inzwischen aber verklungen ist. Auch fehlen meistens Angaben über die näheren Umstände der Aufzeichnung. In dieser Lage können auch kleine Hinweise von Nutzen sein, die sich zufällig ergeben, wie die vier hier angeführten.

Bei den Volkserzählforschern, die sich seit dem Ersten Weltkrieg um die genaue Wiedergabe der Worte der Gewährsleute bemühen, zeigen sich die Sagenerzählungen meist ziemlich schlicht. Das Bearbeiten bei früher-

en Herausgebern ergab oft sehr schöne und wirkungsvolle Texte, aber eben doch einen recht heiklen Forschungsstoff. Als Beispiel sei die Sammlung „Dolomitensagen“ von Karl Felix Wolff genannt, deren erste Ausgabe noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg erschien und die heute bei der zwölften Auflage hält; also ein sehr erfolgreiches Buch. Wolffs Aufgabe war freilich nicht leicht, denn die ladinische Überlieferung war bruchstückhaft und schwer zu fassen. Viel war verloren gegangen, anderes mit dem Deutschtirolischen engstens verzahnt. Das bestätigte sich mir auch bei meinen eigenen gesamttirolischen Brauchtumsaufnahmen, welche auch die Ladinern einschlossen, außerdem auch die Italiener im Trentino. Schon gar der ladinische Liederschatz war enttäuschend, meist Übersetzungen aus dem Deutschen.

Wolff war ehrlich genug, schon in der ersten Auflage seines Buches zu schreiben, daß er die Sagen frei bearbeitet habe, lediglich zwei von ihnen – „Salvarja“ und „Der Wintersenner“ – seien wörtlich aus dem ladinischen Original übersetzt. Von einer anderen Sage berichtet er aber, daß er sie aus nicht weniger als fünf verschiedenen Elementen zusammenkomponiert hat. Auf der sehr schönen Ausgestaltung beruht sichtlich auch der große Erfolg des Buches.

Mir lag bei meinen Studien daran, auch bei den Ladinern den Dingen auf den Grund zu kommen, deshalb suchte ich vor fast 40 Jahren eine Unterredung mit Wolff. Er teilte mir mit, daß die ladinischsprachigen Mitschriften nach seinen Volkserzählern meist recht kurz und einfach waren. Ich beschwor ihn damals, diese doch auch in der Urfassung herauszugeben und der Wissenschaft zugänglich zu machen. Der poetische Wert seiner Gestaltung im Buche würde dadurch gewiß nicht geschmälert, die Quellenausgabe würde ja auch kaum über den engen Kreis der Wissenschaftler hinausdringen. Die bittere Antwort war, er habe die Originale verbrannt. Wolff starb 1966, man kann ihn daher auch nicht mehr nach Einzelheiten fragen. Hier ist nichts mehr zu machen.

Wo wir – anders als bei Wolff – keine Vorwarnungen des Autors besitzen, sind die Verhältnisse oft nicht leicht zu durchschauen. In seinem wichtigen Buche „Perht, Holda und verwandte Gestalten“ (Wien 1913) analysiert der sehr vorsichtige und kritische Viktor Waschnitius S. 56 z. B. die Sage „Frau Perth“ in der Sammlung „Salzburger Volkssagen“ (Leipzig 1880, S. 491) von R. von Freisauff. Nach Waschnitius ist sie abgeschrieben aus Th. Vernaleken, „Alpensagen“ 115, der angeführte Spruch sei jedoch aus A. Kuhn, „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen“ übernommen. Vermerkt ist dies bei Freisauff nirgends. Vernalekens Text dürfte in diesem Falle allerdings echt sein, denn dieser fügte hinzu, er habe die Sage von einer alten Frau aus Heidermoos im Innviertel.

Mit anderem bei Vernalcken ist es jedoch schwierig. Er war Schullehrer und sein Sammeleifer wurde mehrfach mißbraucht durch Schüler, welche sich durch besondere Funde beim Lehrer einschmeicheln wollten. Solcher Herkunft ist sichtlich Vernalckens Mitteilung auf S. 23 seines Buches „Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich“ (Wien 1859), wo er den „Wotn“ und die „Frau Holke“ durch die Lüfte jagen läßt. Der „Wotn“ kann kein aus direkter Weitergabe stammender Nachklang des alten Germanengottes sein, denn Wotan müßte in lautgesetzlicher Entwicklung in unseren Mundarten „Wuaden“ oder „Wuidn“ heißen. Schon gar „Frau Holke“ als mythische Gestalt trägt die Male der Erfindung an der Stirn. Sie ist bloß eine Kontamination der (bei uns nicht vorkommenden) „Frau Holle“ und tschechisch „Hulka“ = Mädchen.

Auf ein weiteres Beispiel für die Gefahren des Sammelns mit Hilfe von Schülern stieß ich zufällig in Tirol. Eine der wichtigsten und größten Sagensammlungen dieses Landes ist das Buch „Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol“ von A. Heyl (Brixen 1897), über 800 Seiten stark. Es enthält zweifellos viele gute und zuverlässige Mitteilungen. Auf S. 822 nennt Heyl auch seine Gewährsleute aus dem Volke neben den sonstigen Beiträgern. Unter den letzteren scheinen aber im Quellenverzeichnis recht häufig Lehrer auf. Und bei diesen gibt es sichtlich Probleme. In St. Pankraz im Ultental kam ich ins Gespräch mit der damals 73jährigen ehemaligen Lehrerin Amalia Laimer. Heyl hatte die Lehrerausbildung unter sich, und Frau Laimer berichtete aus ihrer eigenen Ausbildungszeit, daß die Lehramtskandidaten Heyl Sagen bringen mußten. „Er hat die Kandidaten sehr gequält und es hat auch schlechte Noten gegeben, wenn man ihm nichts Gutes gebracht hat. Ein Teil der Sagen bei Heyl ist deshalb derstunken und derlogen.“ Dies waren ihre eigenen Worte, die selbst nach so langen Jahren noch Bitterkeit spiegelten.

Was könnte man unter diesen Umständen tun? Ich meine dreierlei: Erstens könnte man nachsehen, ob Vergleiche mit seither erschienenen Sammlungen etwas ergeben, etwa den „Wipptaler Heimatsagen“ von Hermann Holzmann (Wien 1948) oder den „Eisacktaler Sagen, Bräuchen und Ausdrücken“ von Hans Fink (Innsbruck 1957). Zweitens könnte man bei Heyl nach dem Quellenverzeichnis die von Lehrern gelieferten Sagen herausgreifen und auf ihre Glaubwürdigkeit ansehen. Und drittens wäre fachmännisches Nachsammeln möglich und zwar zunächst in den Herkunftsorten der fraglichen Sagen, die Heyl ja in der Regel angibt. Verklungen sind die meisten Dinge noch nicht. Selbst in den Sechzigerjahren fand ich in Nord-, Süd- und Osttirol noch erstaunlich viel lebendig und hörte neben meinen Brauchtumsaufzeichnungen auch allerhand an Sagen. Vielleicht können meine Mitteilungen hier zu systematischer Weiterarbeit anregen, die über die üblichen lokalen kleinen Zufallsmitschriften hinausgeht.

Chronik der Volkskunde

Bericht über das 13. Internationale Hafnersymposion in Paltinis bei Hermannstadt

Das 13. Internationale Hafnersymposion fand vom 27. Mai bis 1. Juni 1980 in Paltinis, Kreis Sibiu (Hermannstadt, Rumänien) über das Thema „Mitteilungen über Schwarzgeschirr und Themen von allgemeinem Interesse in Bezug auf volkstümliche Keramik“ statt. Veranstalter war das Kreiskomitee für Kultur und sozialistische Erziehung Sibiu in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Hafnerarchiv, München.

Nach Ankunft der Teilnehmer im Tagungsort Paltinis (33 km von Sibiu) erfolgte die Begrüßung durch Ioan Munteanu, Präsident des Kreiskomitees für Kultur und sozialistische Erziehung Sibiu, Dr. Georgeta Stoica vom Rat für Kultur und sozialistische Erziehung, und Dr. Ingolf Bauer, den Leiter des Deutschen Hafnerarchivs. Den Reigen der Fachreferate eröffnete Dr. Paul Petrescu, Bukarest, mit einem Bericht über die heutige Situation der rumänischen Volkstümlichen Keramik. Nach kurzem Streifzug durch deren Geschichte – dakische Traditionen mit keltischen Echos, byzantinischer, orientalischer und mitteleuropäischer Einfluß – und Erwähnung der Bedeutung des sächsischen Zunftwesens in Siebenbürgen schilderte der Referent die Organisation der zeitgenössischen Töpfer in Genossenschaften und die Bemühungen um Beibehaltung traditioneller Formen bei Verwendung fortschrittlicher Herstellungsmethoden. In Transsylvanien und im Banat gibt es heute noch zehn Ortschaften, in denen traditionelle Keramik für den täglichen Gebrauch hergestellt wird. In anderen Werkstätten wird auch moderne Keramik in Anlehnung an alte Stile produziert, dort wird weitgehend die Nutzfunktion durch dekorative Funktion ersetzt, was auch zur Individualisierung der Produktion führt.

Dr. Cornel Irimie, Sibiu, referierte über charakteristische Stilelemente und Merkmale rumänischer Volkskeramik und konnte feststellen, daß auch hier Einheit in der Vielfalt und starke Assimilationskraft der verschiedenen Stilrichtungen voranden sind. Verwandtschaften alter Kulturen, schon von Mircea Eliade konstatiert, beweisen sich auch in den Traditionen der rumänischen Keramik.

Horst Klusch, Sibiu, berichtete dann über die volkstümliche Keramik der mitwohnenden Nationalitäten in Rumänien und gab zunächst einen kurzen, den

meisten Teilnehmern aber sehr willkommenen Überblick über die Besiedelungsgeschichte Siebenbürgens und die daraus resultierenden Entwicklungen der Töpferzünfte. Nach dem Mongolensturm von 1241/42 brachten deutsche Ansiedler das Zunftwesen mit, welches für Siebenbürgen bestimmend wurde. Aus dem Jahr 1376 stammt das erste Zunftregulativ der Töpfer von Sibiu, es ist das viertälteste von Europa. Die Begünstigung der Zuwanderung in die Städte führte dazu, daß bald in allen Städten Transsylvaniens Töpfer tätig waren. Das 16. Jahrhundert brachte eine Ausweitung der Töpferzünfte auf Märkte und Dörfer, diese waren aber den städtischen Zünften untergeordnet. Ab 1512 schlossen sich auch die ungarischen Töpfer in Zünften zusammen. Die Ordnungen orientierten sich an den sächsischen Vorbildern; Unterschiede ergaben sich beim Absatz der Waren, da die Szekler ihre Produkte auch im Hausier- und Tauschhandel absetzten, die Sachsen nur auf Jahrmärkten. Auch die genau festgelegte Arbeitsnorm für Gesellen ist nur in den Zunftordnungen der Szekler zu finden. Im 19. Jahrhundert führte dann die Konkurrenz der Fabrikware zum Niedergang des Töpferhandwerks. Gleichzeitig wird die Zierkeramik Gegenstand des Sammlerinteresses, ungenaue Herkunftsangaben erschweren allerdings die Zuordnung von damals gesammelten Objekten, da sich ab dieser Zeit auch die ethnischen Unterschiede in der Keramik zu verwischen beginnen.

Über die Geschichte des Moldauer Schwarzgeschirrs informierte Dr. Tancred Banateanu, Bukarest. Sie beginnt bereits im Übergang vom Neolithikum zur Bronzezeit, damals wurde Undurchlässigkeit durch reduzierten Brand der Gefäße erreicht. Im 6. Jahrhundert vor Christus gibt es in Siebenbürgen neben roter und bemalter Keramik auch dakische Schwarzkeramik ähnlich der in Bayern und Jütland gefundenen. Im 3. Jahrhundert vor Christus wurde die Töpferscheibe eingeführt, wohl durch keltischen Einfluß. Im Mittelalter kann man von der vollen Entfaltung der Schwarzkeramik in der Nordmoldau sprechen, in der Folge wird sie durch glasierte Ware immer mehr zurückgedrängt.

Als Ergänzung hiezu brachte Elena Busuioc, Bukarest, einen Bericht über städtische Keramik vom Ende des 14. Jahrhunderts aus der Moldau. Neue Techniken beschleunigten damals die Entwicklung, durch Steigerung des Sandzusatzes und Verbesserung bei den Brennöfen wurde große Porosität, aber auch Feuerbeständigkeit bei Küchen- und Haushaltsgeschirr erreicht. Einheimische Töpfer eigneten sich neue Techniken an, welche ursprünglich von aus Polen zugewanderten Deutschen angewendet wurden.

Ebenfalls über Schwarzkeramik, diesmal aus der Slowakei, handelte der Vortrag von Dr. Frantisek Kalesny, Bratislava. Bereits in der Keltenzeit ist die Herstellung von graphitierter Keramik in der Slowakei belegt, über die römische Provinzialzeit und das Mittelalter läßt sie sich bis ins 18. Jahrhundert verfolgen und hatte besonders für die Waffenherstellung, aber auch im Berg- und Hüttenwesen große Bedeutung (technische Keramik). Angeräucherte Keramik fand vor allem im Haushalt und bei der Feldarbeit (Milchgärung, Aufbewahrung von Trinkwasser) Verwendung. Sie tritt im 8. Jahrhundert erstmals auf und stand neben glasierter Ware bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts in Verwendung. Vereinzelt wurde sie wegen Nachkriegsmangel an Glasurmaterial noch zwischen 1945 und 1950 hergestellt. Die Qualität der Anräucherung war vom verwendeten Holz abhängig; die Porosität der Gefäße war für die Zwecke des Haushalts erwünscht.

Nach Nordindien führte das Referat von Mag. Gertrud Rybski-Hölzlein. In Assamdar (Gangestal) werden schwarze, mit Silberlinien ornamentierte Wasserflaschen hergestellt. Sie werden auf der Töpferscheibe gedreht und weisen eine nicht glasierte, schwarz glänzende Oberfläche auf, die durch reduzierten Brand und Räucherung (mit feuchtem Stroh, Ölcakes oder Dung) erreicht wird. Die meist floralen Muster werden nach dem Brand eingeritzt und mit Zinnamalgalam eingerieben.

Dr. Bärbel Kerckhoff-Hader brachte das Interesse der Teilnehmer von den Ufern des Ganges ins Rheinland zurück und berichtete über die schwarzgebrannte Keramik des Mittelalters am Rhein. Dort ist „terra nigra“ bereits aus provinzialrömischen Werkstätten bekannt, im frühen Mittelalter bildeten sich Werkstätten in Mayen, Trier und Krefeld, später dann auch in Walberberg, Eckdorf und einigen anderen Orten. Eine gesicherte Kontinuität von der römischen zur Frankenzeit ist nur für Mayen in der Eifel anzunehmen, bei den anderen Orten ist ein abrupter Abbruch festzustellen. Als Prototyp der fränkischen Keramik kann der Knickwandtopf angesehen werden, er tritt als Grabbeigabe in merowingischer Zeit auf. Im Hochmittelalter wird er dann durch die neue Form des Kugeltopfes abgelöst.

Eine lebendige Ergänzung der Referate brachten die Kurzfilme, welche abends die Tagungsteilnehmer auf anschauliche Weise mit verschiedenen Aspekten der Keramikerstellung vertraut machten. Die dargestellten Themen reichten von der prähistorischen Cucuteni-Keramik über die Herstellung von Schwarzgeschirr in Marginea bis zum berühmten Töpfer Colibaba, einem Künstler aus Radauti.

Der zweite Tag des Symposions führte zunächst nach Rasinari, einem Dorf am Nordrand des Zibins-Gebirges. Im örtlichen Heimatmuseum fand naturgemäß die ausgestellte Gebrauchs- und Zierkeramik besonderes Interesse. Die anschließende Besichtigung des „Museums der bäuerlichen Technik Sibiu“ war sicherlich einer der Höhepunkte des Symposions, nicht zuletzt dank der fachkundigen Führung durch Cornel Bucur und Narcisa Uca. Töpfergehöfte und Werkstätten aus allen Teilen Rumäniens (Marginea, Kreis Suceava; Sacel, Kreis Maramures; Oboga, Kreis Olt; Corund, Kreis Harghita; Sasca Romana, Banat, Kreis Caras-Severin; Obirsa, Kreis Hunedoara) gaben Einblicke nicht nur in die technischen Voraussetzungen der Töpferei, sondern auch in die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Lebensweise der Hafner. Die nächste Station des Ausfluges, das Dorf Großbau/Cristian, bis heute von Sachsen bewohnt, beeindruckte zunächst durch die imposante Anlage seiner Kirchenburg, dann aber ebenso durch die Gastlichkeit seiner Bewohner, die ihre Besucher nicht nur mit einem opulenten echt Siebenbürger Hochzeitsmahl, sondern auch mit einer Volkstanzvorführung, dargeboten von Mädchen und Burschen in sächsischer Tracht, erfreuten. Anschließend wurde in Sibiel die alte orthodoxe Kirche mit beeindruckenden Malereien und das Museum rumänischer Hinterglaspbilder besichtigt, den Abschluß des Tages bildete eine kleine Ausstellung der Schäßburger Fayencefabrik.

Der nächste Tag brachte eine Fortsetzung der Referate. Lambert Grassmann berichtete über Schwarzgeschirr aus dem Kröning, einer niederbayerischen Hügellandschaft bei Landshut. Im Jahr 1738 gab es im Kröning 43 Hafner, deren Hauptabsatzgebiet die Münchner Märkte darstellten. Der kurfürstliche Hof wurde nur von Münchner und Kröninger Hafnern beliefert. Charakteristische Hauptprodukte

waren der Wassergrand, ein Gefäß von 60 bis 85 cm Höhe, welches in der Küche als Wasserbehälter diente, und die mit Harz ausgepichteten Essigkrüge. Seit 50 Jahren gibt es in diesem ehemals größten süddeutschen Hafnergebiet keine Produktion mehr.

Carola Strasser zeigte Bilder von der Ausgrabung eines im Raum Ulm am oberen Donaulauf gefundenen prähistorischen Töpferofens. Er dürfte etwa zwischen 870 und 820 vor Christus in Gebrauch gestanden sein; eine Rekonstruktion des Brennofens befindet sich jetzt im dortigen Heimatmuseum.

Das Referat von Dr. Hermann Steininger, Wien, befaßte sich mit datierbarer Schwarzhafnerware des Mittelalters in Österreich. Burgengrabungen in Wien, Oberösterreich und dem Burgenland haben bedeutsame münzdatierte Funde ans Tageslicht gebracht. Auch die Ortsnamenkunde kann für die Keramikforschung herangezogen werden; Steininger führte drei Ortsnamen aus dem 12. Jahrhundert an, welche Bezug zur Hafnerei haben. Die in den letzten Jahren immer stärker in den Vordergrund getretene Erforschung der Bildquellen darf auch vom Keramikforscher nicht übersehen werden. Ernst Loesche warf mit seinem Beitrag über die Technik des Schwarzbrandes die Frage auf, wie die Terminologie in der schwierigen Frage des Reduktionsbrandes zu handhaben sei, wobei er sich gegen die Verwendung des alten Begriffs „Schmauchen“ aussprach. Weiters stellte er Diessen im Ammergau als bedeutendsten Hafnerort des Hafnerwinkels in Renaissance und Barock vor; seine Bedeutung erhielt der Ort durch Förderungsmaßnahmen des Stiftes Diessen am Ammersee.

Maria Kresz vom Ethnographischen Museum Budapest gab einen ausführlichen Überblick über die Typen der schwarzen Wasserkrüge in den Karpathen. In Ungarn gab es zwei bedeutende Zentren der Plutzmacher, nämlich in Mohacs und bei Debrecen, von wo die Wasserkrüge zu Zehntausenden in die Türkei exportiert wurden. Diese Industrie entstand etwa im 16./17. Jahrhundert unter osmanischem Einfluß, die Wasserkrüge wurden sowohl als schwarze Ware als auch rot oder glasiert erzeugt. Im ungarischen Bereich lassen sich drei Wasserkrug-Landschaften unterscheiden: Im Szeklerland haben die Krüge weder ein Trinkrohr im Henkel noch ein Sieb (Filter) im Mund (mittelalterliche Form); in Westungarn keinen Filter, aber ein Trinkrohr; die Form des Tieflandes schließlich weist sämtliche Merkmale osmanischen Einflusses auf: Filter, Trinkrohr, bewegliche Kugeln im Inneren des Gefäßes, Kleeblattform des Mundes.

György Duma berichtete über den Brand der Schwarzk Keramik in Ungarn. Bemerkenswert ist, daß Töpfer, welche Schwarz- und glasierte Keramik erzeugten, immer zwei Brennöfen in Betrieb hatten.

Dr. Werner Endres bemühte sich, den Teilnehmern einen Einblick in die chemischen Vorgänge beim Schwarzbrand zu geben. Trotz der Kompliziertheit der Materie ließen sich daraus wertvolle Erkenntnisse ziehen.

Der Beitrag von Dr. Wilhelm Stanislaw Rybski über indoislamische Keramik des 18. bis 20. Jahrhunderts führte in eine Welt mit eigenartigen religiös-ethnisch geprägten Strukturen. Die Hindutöpfer bilden eine eigene Kaste, sie verwenden traditionelle Methoden, stellen nur unglasierte Irdenware her und arbeiten für den

Bedarf des eigenen Dorfes. Keramik gilt als unrein und steht daher nur bei den niederen Schichten in Gebrauch, höhere Schichten verwenden Metallgefäße. Die meist aus Persien stammenden islamischen Töpfer hingegen wohnen meistens in der Stadt, sie stellen glasierte, farbig bemalte Keramik her, die oft Metallgefäße imitiert (das – selbstverständlich nicht immer eingehaltene – Edelmetallverbot für Gebrauchsgegenstände im Koran begünstigt die Verwendung irdener Gefäße). Die ersten islamischen Töpfer in Sind treten im 13./14. Jahrhundert auf, sie stellten damals hauptsächlich farbige Fliesen als Bauschmuck für Sakralbauten her. Sowohl das Sultanat von Delhi (1206 bis 1525) als auch die Mogulherrscher (1525 bis 1750) schätzten chinesisches Porzellan und persische Fayencen sehr hoch und hatten ständigen Bedarf für keramischen Wandschmuck.

Dr. Frantisek Kalesny legte die letzten Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der Habaner Keramik in der Slowakei dar. Früher nahm man an, die Täufer hätten erst nach ihrer Vertreibung aus Mähren (1622) in 40 Dörfern in der Slowakei gelebt, aber die ersten Wiedertäufer treten schon im Jahr 1529 in Levoca/Leutschau in der Slowakei auf, seit 1645 sind dann Brüderhöfe in der Slowakei nachgewiesen.

Dr. Peter Nagybakay stellte reiches Material über Zunftkrüge aus Transdanubien im 18. und 19. Jahrhundert vor. Das Verbot der allzu üppigen Zunftschmäuse durch Maria Theresia konnte der Verwendung großer Kannen bei derartigen Gelegenheiten keinen Abbruch tun. Bei den deutschen Zünften in den Städten waren sie meist aus Metall, bei den ungarischen und slowakischen Dorfzünften aus grün-glasierter (bleiglasierter) Keramik. Diese Zunftkrüge waren oft das Vorbild für Abendmahlkrüge der Reformierten, für Freundschaftskrüge, Dorfschulzenkrüge und ähnliches. Aus Transdanubien sind etwa 250 bis 300 Zunftkrüge bekannt, alle sind zwischen 1680 und 1896 verfertigt, sie haben einen Inhalt von 10 bis 15 Liter. Die älteren sind kugelförmig und graviert, später werden sie schlanker und mit Reliefs versehen. Dargestellt sind meist die Zunftinsignien, oft auf der Brust eines Doppeladlers, zwischen aufsteigenden Löwen oder ähnlich. Häufig ist auch die Darstellung von Handwerkzeug, gelegentlich auch von Arbeitsprozessen (z. B. Fischfang mit dem Stecher auf dem Krug der Fischer von Veszprem, 1744). Der Wirkungsort der Zunft, das Herstellungsjahr oder Trinksprüche finden sich ebenfalls auf den Krügen.

Das Dorf Poiana in der Moldau, vorgestellt von Dr. Roswith Capesius, Bukarest, stellt schwarze Hafnerware her; es ist das einzige Dorf, in welchem die schwarze Hafnerware mit weißen Verzierungen versehen wird. Die Arbeit des Bemalens wird von Frauen ausgeführt.

Die anschließende Diskussion brachte einige wichtige Klarstellungen, etwa die Tatsache, daß die Feuerfestigkeit eines Tongefäßes nicht vom Brand abhängig ist (hoch oder niedrig, hell oder dunkel, oxydierend oder reduzierend), sondern einzig und allein von der Qualität des Scherbens. Es gibt Tone, die temperaturwechselbeständig sind, und ebensolche Magerungsmittel (z. B. Flintsand). Daß Schwarzeschirr nicht für die Aufbewahrung von Wein, Most oder Schnaps verwendet werden kann, hat seinen Grund in der Viskosität des Alkohols, das Gefäß ist dann nicht mehr dicht. Umgekehrt darf Essig nicht in (blei-)glasierten Gefäßen aufbewahrt werden, da die Gefahr der Bleivergiftung besteht. Hiefür eignet sich wiederum das Schwarzeschirr, dessen Undurchlässigkeit durch andere Mittel erreicht werden muß (z. B. Auspichen).

Die Hafnermeister von Hafnerzell und ihre Töpfermarken waren das Thema von Rudolf Hamme l, dem Bürgermeister dieser blühenden Gemeinde am Ufer der Donau. Der in den lokalen Gruben abgebaute Graphit wurde von den Obernzeller Meistern gesammelt und dem Ton in einem Verhältnis von etwa 15% zugesetzt. Der Obernzeller Wohlstand war hauptsächlich durch die Hafner bedingt, vom 15. bis zum 19. Jahrhundert war neben der offiziellen Bezeichnung „Obernzell“ in der Handelssprache nur „Hafnerzell“ gebräuchlich. Der Stempel für die Hafnermarke wurde aus Ton selber hergestellt und gebrannt; die Meister verwendeten verschiedene Kreuze, und dem Sammeleifer des interessierten Bürgermeisters ist es gelungen, eine große Anzahl solcher Stempel zusammenzutragen und zu identifizieren.

Alte Kochbücher als wichtige Quelle für den Keramikforscher wurden von Dr. Gertrud Benker, München, vorgestellt. Die Erwähnung von „Kachelmutzen“ in einem Kochbuch von 1350 läßt die Verwendung von Tongeschirr zum Kochen erkennen; Pasteten sollten laut Rezept in „Teighafen“ zubereitet werden. „Tortenhafen“, „Hasenpfannen“, „Saurüssel“ und „Dampfnudeldeckel“ sind weitere Hinweise auf keramisches Kochgeschirr, welches wegen des langen Festhaltens der Wärme besonders für Gerichte mit langem Garvorgang geeignet war. Weitere Vorzüge sind Dichte und Feuerfestigkeit, denen als Nachteil nur die Zerbrechlichkeit gegenübersteht.

Über das Töpferzentrum Mihaileni im Norden der Moldau referierte Nicolae Zahacinschi, Bukarest. Die Gründung des Ortes ist genau zu fixieren, sie erfolgte am 30. Mai 1792 durch Michael, den Fürsten der Moldau. Eine Vielfalt an verschiedenartiger Töpferware wurde hier hergestellt, durchwegs mit einfachem Dekor; Der Absatz erfolgte durch bessarabische Händler auf Jahrmärkten in Bessarabien und der Moldau. Waren es vorerst nur einzelne Töpfer, die in Mihaileni produzierten, so kam es im Lauf der Zeit zu einer beträchtlichen Ausweitung der Produktion, zur Gründung mehrerer Werkstätten, zu Arbeitsteilung und Spezialisierung. Mancher kleinere Töpfer gab seine Selbstständigkeit auf und begann für andere Töpfer zu arbeiten, es kam auch zur Errichtung einer kleinen Fabrik und zum Beginn einer Serienproduktion, daneben arbeiteten andere Hafner auf der Töpferscheibe weiter und vererbten das Handwerk vom Vater auf den Sohn. 1938 bestanden noch 11 Werkstätten neben der Fabrik, heute existiert nur noch ein mechanischer Betrieb. Die Töpfer wanderten in andere Keramikorte ab, der dort abgebaute Ton, aus dem seinerzeit die unglasierte Rot- und Schwarzk Keramik hergestellt wurde, wird wegen seiner Güte immer noch gewonnen und anderen Orts verarbeitet.

Nicolae Zahacinschi ist auch durch seine Sammlung von 5.000 Stück Keramik bekannt; die Kollektion enthält Exemplare aus allen Töpferzentrun und von allen bedeutenden Töpfern Rumäniens.

Horst Klusch, Sibiu, wies schließlich auf die Einrichtung der Töpfermärkte in Sibiu und Horezu hin; zur Erhaltung der Tradition und der Vermeidung fremder Einflüsse werden die von den Töpfern auf diesen Märkten ausgestellten Keramiken von Fachleuten begutachtet und beurteilt, die besten Produkte werden mit Ehrenpreisen bedacht. Einige Teilnehmer versprochen, womöglich der von Horst Klusch ausgesprochenen Einladung zum 12. Töpfermarkt in Sibiu (28. September 1980) Folge zu leisten.

Zum Ausklang des Symposions hatten sich die Veranstalter eine besonders geglückte Überraschung ausgedacht, die den Teilnehmern nicht nur die traditionelle rumänische Gastfreundschaft bewies, sondern auch reichliche Kostproben der landesüblichen Speisen und Getränke bot. Die traditionelle „mamaliga“ mit frischem Schafkäse, selbstverständlich stilgerecht mit den Fingern gegessen, wird den Teilnehmern sicherlich ebenso in Erinnerung bleiben wie die über offenem Feuer gebratenen Lämmer.

Einen letzten Höhepunkt bildete die Exkursion nach Horezu; die Fahrt ging zunächst entlang des Olt-Flusses und überschritt am Paß des Roten Turmes die Grenze von Siebenbürgen zur Walachei. Der große Töpfermarkt von Horezu zeigte die Erzeugnisse der Töpfer in ihrer Vielfalt und bot Gelegenheit, manche der in den Fachreferaten geschilderten Formen mit eigenen Augen zu sehen. Besonders interessant war die Besichtigung einiger noch in Betrieb stehenden Töpferwerkstätten mit Tongruben, Töpferscheibe und Brennöfen. Das am Rückweg besichtigte Kloster Cozia, hart am Ufer des Olt-Flusses gelegen und von Fürst Mircea dem Alten gegründet, führte noch einmal in die Vergangenheit zurück und beeindruckte durch den Reichtum an Bildern im byzantinischen Stil.

Dem Gefertigten bot die Teilnahme an dem Symposion nicht nur die Möglichkeit, wichtige persönliche Kontakte mit Keramikfachleuten aus fast ganz Europa zu knüpfen, sondern auch wertvolle Erweiterungen der Kenntnisse über volkstümliche Keramik im Allgemeinen, besonders aber über die Hafnerei von Osteuropa und die mannigfaltigen Beziehungen zu diesem Raum.

Felix Schneeweis

Bericht über die 4. Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung

In der Zeit vom 24. bis 30. 8. 1980 fand in Stainz in der Steiermark die 4. Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung statt. Diese Veranstaltung bedeutete bereits ein kleines Jubiläum, denn ziemlich genau vor zehn Jahren, im August 1970, trafen sich die Nahrungsforscher aus Europa und den USA zum ersten Mal, damals in Lund/Schweden, um auf ihr Forschungsgebiet aufmerksam zu machen, und um im fachlichen Austausch das bislang von der Volkskunde etwas vernachlässigte Gebiet der Nahrungsforschung zu der Bedeutung zu führen, die ihm im Rahmen der Kulturbetrachtung innerhalb des gesellschaftlichen Lebens zukommt. Daß in diesen zehn Jahren einiges geschehen ist, die Anliegen der ethnologischen Nahrungsforschung zu erhellen, hat der Stainzer Kongreß gezeigt; noch mehr jedoch hat er gezeigt, was alles noch nicht geschehen ist, und in welchen traditionsgebundenen Bahnen sich die Volkskundeforschung zum Teil heute noch bewegt.

Essen hat nicht nur eine physiologische, lebenserhaltende Funktion, sondern spielt auch eine große Rolle für die zwischenmenschlichen Beziehungen. Auf die zeichenhafte Bedeutung der Nahrung, auf ihren Kommunikationswert wurde schon

vor Jahren hingewiesen. Das Konzept für die Stainer Konferenz unter dem Arbeitstitel „Nahrung als Kommunikation“ entstand im Sommer vorigen Jahres, als sich einige Mitglieder der internationalen Arbeitsgruppe für ethnologische Nahrungsforschung (Nils-Arvid Bringéus, Edith Hörandner, Maria Kundegraber) mit der Vorbereitung der Tagung befaßten. Nach den mehr konkreten Themen der vergangenen Nahrungsforschungskonferenzen lag dieses Thema auf einem höheren Abstraktionsniveau, bot aber trotzdem einen weiten Spielraum in Bezug auf konkrete Arbeiten. Die Konferenzteilnehmer wurden rechtzeitig über verschiedene Aspekte der Kongreßthematik informiert und folgende Themenbeispiele sollten Orientierungshilfen bieten:

Das Problem der Kommunikation innerhalb des Nahrungswesens kann sowohl mit einzelnen Gerichten, als auch mit Speisesituationen (Mahlzeiten) in Zusammenhang gebracht werden, und Festtags- wie Alltagsspeisen eignen sich gleichermaßen als Beobachtungsgrundlage. Speisebereitung kann Gemeinschaftsarbeit sein, Speise als Gabe kann bedeuten Aufmerksamkeit (Kostprobe beim Backen und Würstchen, Wochenbettspeisen, Mitbringsel bei Einladungen), Entlohnungssysteme (für Kirchendiener, Dorffunktionäre, Arbeitshelfer) und Sozialhilfe (Versorgung mit Nahrungsmitteln nach Katastrophen, Essen für Bettler bei Festen). Speisen und ihr Verzehr können verschiedene Botschaften signalisieren. In quantitativer Hinsicht (Menge von Speisen und Anzahl der Gedecke) und in qualitativer Hinsicht (durch schönes Geschirr, Tischschmuck, Schaugerichte) kann Wohlstand demonstriert werden. Mahlzeit ist Kommunikationsgelegenheit, sowohl im privaten, familiären Kreis, als auch bei öffentlichen Gelegenheiten (Stammtisch, Vereinslokal, Arbeitessen). Über das Essen selbst kann Kommunikation zustande kommen, durch mündliche Überlieferung, manuelle Tradition, über Köchinnen, Kochbücher, Rezepte, nicht zu vergessen die Speisetipps in den diversen Zeitungen und Zeitschriften. Mahlzeiten können sowohl eine vereinende als auch eine trennende Wirkung haben, durch Einladung zu Festen beziehungsweise ein Ausbleiben derselben, durch Platzierung an der Tafel (Männer-Frauen, Hausherr-Diener, Erwachsene-Kinder). Durch Speisen kann vielerlei kommuniziert werden: Ideologien (religiöse oder moralische, z. B. Fasten oder Abstinenz), Wohlstand (Selbstdarstellung), Ethnizität (Speisegewohnheiten von Gastarbeitern, Touristen), Regionalität (national ausgerichtet, landschaftsbezogen, ortsbezogen), Status (Erwachsensein, Heiratsfähigkeit, Berufsstatus), Wertungen (Gastfreundschaft, Konservativismus, modernistische Haltung, Egalität). Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Kommunikation erfolgen kann sowohl durch das Essen selbst, wie auch während des Essens und über das Essen.

Im folgenden soll eine knappe Zusammenfassung der Referate, welche in deutscher, englischer oder französischer Sprache gehalten wurden, in der Reihenfolge ihres Vortrages, eine kurze Übersicht über die mit dem Thema erfolgte, beziehungsweise nicht erfolgte Auseinandersetzung bieten.

Den Reigen der Vorträge eröffnete Nils-Arvid Bringéus, Lund, mit einem Grundsatzreferat unter dem Titel „Nahrung als Kommunikation“. Die verschiedenen Aspekte der Nahrungsforschung, die Behandlung von Nahrung als Kulturelement in Gestalt von Gerichten und ihren Variationen in Zeit, Raum und sozialer

Umwelt, wurden aufgezeigt, wobei die Gewichtung auf der sozio-kulturellen Ebene lag. Nicht die Nahrung als Sache steht im Vordergrund, nicht das Mahl an sich, sondern die Mahlzeit in den verschiedensten Zusammenhängen rückt ins Zentrum des Interesses. Der Referent legte eine Liste von sogenannten Kommunikationsebenen (physisch – Zufuhr, psychisch – Befriedigung, ökonomisch – Zugang, sozial – Verteilung, kulturell – Variation, religiös – Haltung) vor, innerhalb derer sich der Kommunikationsprozeß vollzieht. Bringéus will den Schwerpunkt für die Ethnologie auf die drei letzten Ebenen gelegt wissen. Darüber hinaus erweitert er die Problematik auch auf das Regelsystem bei der Mahlzeit, die Etikette, die nicht nur im Bereich der bürgerlichen Kultur eine wichtige Rolle spielt. Weiters wurde die Rolle der Nahrung als Symbol (Speise ist Gottesgabe) aufgezeigt, die Wichtigkeit des Studiums von Essensgewohnheiten zum Verständnis von Sozialisierungsprozessen, die Enthüllung von Identität im Zusammenhang mit der Kost, Segregation durch Nahrung und Mahlzeitsituationen (das Trennende wie auch Verbindende).

Als Ziel seiner Forschungen betrachtet Bringéus das Studium des essenden Menschen in seiner sozialen Umwelt, die kulturellen Zusammenhänge, die Nahrung und Mensch umschließen, und in diesem Sinne eröffnete sein Tagungsbeitrag wertvolle Perspektiven, unter welchen die ethnologische Nahrungsforschung arbeiten könnte.

Judith Katona-Apte, North Carolina, sprach über das Thema „Nahrung als Sprache“ und bezeichnete ihren Beitrag als eine erweiterte Metapher. Die Hauptthese ihres Vortrages sollte darlegen, daß die Verhaltensmuster für Nahrung und Sprache vergleichbar sind in Hinsicht auf Struktur, Gebrauch und Reaktionen, die sie im Menschen hervorrufen. Die Bedeutung der Metapher wurde von der ontogenetischen, strukturellen, sozio-kulturellen, psychologischen und der die Entwicklung betreffenden Perspektive her aufgezeigt. Essen und Sprache haben sich beim Menschen derart entwickelt, daß beide gewisse Merkmale, wie Kreativität, kulturelle Vermittlung, Modell und Willkür teilen. Nahrung und Sprache sind charakteristisch für bestimmte kulturelle Systeme, sind komplex in ihrer Beschaffenheit und auf bestimmten Einheiten und ihren Kombinationsmöglichkeiten aufgebaut. Die Referentin vertrat die Behauptung, daß das Nahrungssystem durch Verwendung von binären Unterscheidungsmerkmalen in derselben Weise analysiert werden kann, wie das in der Linguistik geschieht. Essen und Sprache sind gleichermaßen bedeutsam für soziale Situationen und Interaktionen.

Auch im psychologischen Bereich sind die Standpunkte bezüglich der Nahrung und Sprache vielfach ähnlich. An Sprache und Eßgewohnheiten wird in geänderter Umwelt festgehalten, wenn andere Merkmale schon lange aufgegeben wurden. Ethnozentrismen können beim Essen gerade so stark sein wie in der Sprache. Die Tatsache, daß viele Merkmale von Nahrung und Sprache ähnlich sind, eröffnet neue analytische Einblicke in die Beschaffenheit von beiden.

Ulrich Tolksdorf, Kiel, warf die Frage auf „Gab oder gibt es eine proletarische Küche?“. Bei der Frage nach schichtenspezifischen Ernährungsstilen tauchen häufig die Begriffe „feudale Küche“, „bürgerliche Küche“, „bäuerliche Küche“ auf, welche inhaltlich einerseits auf den schichtenspezifischen Nahrungsmitteln, ihrer Zusammensetzung und Zubereitung basieren, andererseits werden typische Merk-

male im Kultur- und Kommunikationsstil herausgearbeitet. Der Referent versuchte, wie schon in vergangenen grundlegenden theoretischen Arbeiten, die Küche der Unterschichten als kulturelles System zu beschreiben und die kulinarische Arbeiterkultur in Beziehung zu anderen Ernährungsstilen zu setzen. Der Blick wurde dabei hauptsächlich auf das eigentliche Ernährungsverhalten, Traditionen und Wertkodizes, Einstellungen und Haltungen zu einzelnen Nahrungsmitteln und Mahlzeiten, Kommunikationsstile am Familientisch oder im Betrieb usw. gerichtet. Im Referat wurde versucht, nicht nur bei einzelnen spezifischen kulinarischen Erscheinungen und Gewohnheiten stehen zu bleiben, sondern es wurde auch nach ihrer Entstehung und Entwicklung gefragt. Gefragt wurde weiters nach den durch sozialen Druck entstandenen Denk- und Verhaltensmustern, die die eigenständigen Ernährungsgewohnheiten, Wertorientierungen und Aktionsformen verständlich machen und den kommunikativen Charakter der „proletarischen Küche“ erklären helfen.

Die Nahrung im sozio-kulturellen Beziehungsgeflecht zu sehen ist das Hauptanliegen Tolksdorfs. Gerade das Ernährungsverhalten und die Mahlzeit spiegeln die soziale Struktur einer Gesellschaft eindringlich wider. Geschichte „von unten her“ zu betrachten ist ja keineswegs neu, nur hat sich diese Art der Kulturbetrachtung in der Volkskunde noch nicht überall durchgesetzt. Es ist auffallend, daß sozial-historische Betrachtungsweisen nach wie vor heftige Reaktionen hervorrufen, und daß Wörter wie „Proletariat“ und „proletarisch“ Reizcharakter haben und geeignet sind, eine Diskussion hitzig zu machen. Die Existenz einer Arbeiterschicht, beziehungsweise die Tatsache, daß diese heute den Großteil der Bevölkerung ausmacht, wird von der traditionellen Volkskunde, wie Tolksdorf meint, beharrlich ignoriert. Jede Arbeit wie die vorliegende, welche objektiv die Proportionen zurechtrückt, ist daher zu begrüßen.

Anni Gamerith, Graz, sprach über „Kommunikation bei traditionellen Alltagsmahlzeiten unserer Bauern“. Sie betrachtete Kommunikation von drei verschiedenen Aspekten aus, im gesellschaftlich-menschlichen Bereich, im biologischen Bereich und im seelisch-geistigen Bereich. Dieses Referat wurde begleitet von anschaulichen Demonstrationen an Objekten zur Nahrungsvolkskunde und bot eine Symbiose von Theorie und Praxis, welche bei den Tagungsteilnehmern ungeheuren Anklang fand.

S. Minwell Tibbott, Cardiff, betrachtete die Gelegenheiten zur Kommunikation an Hand von überlieferten Eßmustern innerhalb bäuerlicher und industrieller Gemeinschaften in Wales. Die Rolle der Nahrung als Gabe um Geburt, Krankheit oder Tod, als Geschenk oder Tauschobjekt, als Bezahlung für eine Arbeitsleistung, als soziale Hilfe wurde erläutert.

Johanna Maria van Winter, Utrecht, referierte über „Feierliche Mahlzeiten im Spätmittelalter“. Die Referentin unterschied einerseits die materiellen und andererseits die geistigen Aspekte der spätmittelalterlichen Mahlzeitkultur, soweit sie auf die zwischenmenschliche Kommunikation bezogen sind, und wies auf die Gepflogenheiten bezüglich Tischsitten, die Verbindungen zwischen Gästen und Gastgeber, auf das Herr- und Bedientenverhältnis in höfischen Kreisen hin. Die verschiedenen Anlässe für feierliche Mahlzeiten im Mittelalter, Festtafeln von Bruderschaft-

ten und Gilden zur Feier des Gedenktages ihrer Schutzheiligen, Mahlzeiten, veranstaltet zum Zweck der Ablegung eines feierlichen Gelübdes vor Zeugen, wurden dargelegt, unter besonderer Betonung der Bedeutung und des Symbolgehalts der Eucharistiefeier als die prägnanteste Form einer feierlichen Mahlzeit innerhalb der Christgläubigen.

Matti Räsänen, Iyvaskyla, stellte zur Debatte „Soziale Ordnung. Eine Analyse des Inhalts- und Ausdruckssystems der Eßkultur“. Nach einer Einführung über Inhalt, Ausdrucksmodus und Funktion von Kommunikation im Bereich der Eßkultur beschäftigte sich der Referent mit dem Kommunikationssystem der finnischen Bauernkost. Die Arbeit konzentrierte sich auf das Inhaltssystem und das Ausdruckssystem mit Hilfe von Beispielen aus der ostfinnischen Bauernwelt vor Beginn der Industrialisierung und kurz danach. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Bedeutung von Mahlzeiten als Reflektor der sozialen Unterschiede und des sozialen Status geschenkt.

Caoimhin O Danachair, Dublin, berichtete über „Essen und Gastfreundschaft in Irland“ und erläuterte Besonderheiten der irischen Tradition bezüglich großzügiger Bereitstellung von Essen, Trinken und Unterkunft nicht nur als Tugend, sondern als massive gesellschaftliche Verpflichtung.

Dieter Weiss, Graz, legte, ebenfalls zum Thema „Gastfreundschaft“, eine Untersuchung des Instituts für Volkskunde an der Universität Graz vor. Die Erhebungen beschränkten sich auf den rein bäuerlichen Bereich in fünf Gemeinden der Steiermark. Als Ziel wurde das Aufzeigen von Fakten und Problemstellungen genannt. Eine Analyse des gesammelten Materials wäre jedoch sicher lohnend und wird hoffentlich noch erfolgen, beziehungsweise wäre es auch äußerst wünschenswert, die Untersuchungen auf alle sozialen Schichten auszudehnen, und sie somit in einen breiteren gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen.

Enrica Delitala, Cagliari, sprach zum Thema „Fleisch und Brot auf einer Mittelmeerinsel; geeignet als Speise und Geschenk“, und erläuterte, daß auf Sardinien Geschenke von rohen oder gekochten Speisen durch besondere kodierte Merkmale bestimmt werden, welche mit der sozialen und kulturellen Struktur des Dorfes verbunden sind. Daraus resultiert eine Kette von Verbindungen und Schranken, die einzelne Personen oder Familien durch das Geschenk verbindet, was von der Referentin aufgrund von Beispielen dargelegt wurde.

Gertrud Benker, München, vervollständigte die Referate zum Thema Gastfreundschaft durch einen Beitrag aus dem gewerblichen Bereich unter dem Titel „Die Mahlgemeinschaft im Gasthof“, zu dem sie bereits 1974 ein sorgfältig gearbeitetes, reich bebildertes Buch vorgelegt hat (Gertrud Benker, Der Gasthof. Von der Karawanserei zum Motel, vom Gastfreund zum Hotelgast. München 1974). Der Vortrag bot einen historischen Abriss und betrachtete das Mahl als zentrales Geschehen der Gastfreundschaft unter Beachtung besonders des religiösen und gesellschaftlichen Aspektes.

Max Matter, Mainz, beklagte in seinem Referat „Essen außer Haus: Möglichkeit zu Kommunikation?“ eingangs das Fehlen empirischer Untersuchungen über die Rezeption fremdländischer Gerichte. Um hier eine Lücke schließen zu helfen,

stellte er eine Untersuchung an, wer, wann, mit welchen Intentionen ausländische Restaurants besucht. Die Untersuchung wurde gemeinsam mit Studenten in Bonn und Mainz durchgeführt. Eine der Zielsetzungen Matters war es, herauszuarbeiten, wie die Bewertung der Bedürfnisbefriedigung „Essen und Trinken“ in der heutigen Gesellschaft im Bezug zur Befriedigung anderer Bedürfnisse steht und sich auf das Außer-Haus-Essen auswirkt.

Das Fremde beziehungsweise der Fremde wird im allgemeinen vorerst negativ bewertet. Trotz dieser Ressentiments gegen Ausländer erfreuen sich ausländische Restaurants in der Bundesrepublik derzeit großer Beliebtheit. Obwohl dort eine Art vereinheitlichter Pseudonationalküche angeboten wird, steht dieses Fremdländische im Kontrast zur eigenen häuslichen Welt, der man gerne zuweilen entflieht, manchmal durchaus in dem Bewußtsein, daß eine solche Flucht eine Illusion bedeutet. Was man hier für die Nahrung sagen kann, gilt ebenso für andere Bereiche des Lebens. Das Auswärts-Essen ist auch ein Mittel zur Statusdemonstration, wobei die Ausprägung abhängig ist vom Grad der Schulbildung, vom Alter, von der Familienkonstellation, von der finanziellen Lage des betreffenden Personenkreises. Demonstrativer Konsum von Nahrung kann als Symbol für soziale Stellung stehen. Das Gegenteil kann allerdings auch der Fall sein, daß man gerade die Einnahme der Nahrung vor der Öffentlichkeit verbringt (was ich esse, sieht niemand, hingegen wie ich mich kleide, wie ich wohne, sehr wohl). Nicht unerheblich ist auch das Moment der Überwindung von Einsamkeit in der oft scheinbaren Geselligkeit des Restaurants. Im Gegensatz zu den genannten Faktoren steht auf der anderen Seite ein bewußtes Absetzen von der bürgerlichen Kultur, die Demonstration des Nicht-Wertes des Essens bei bestimmten Gruppen, der Ausdruck der Freiheit durch Konsumverzicht.

Der Vortrag von Pierre Centlivres, Neuchâtel, stand unter dem Titel „Soziale Gruppe und Essen außer Haus“. Der Referent untersuchte das Thema von drei Werten aus, unter dem Gesichtspunkt der Gruppe der Essenden (soziale Zusammensetzung, Alter, Geschlecht, Gründe des Zusammenseins wie Familie, Club usw.) des Zusammenhangs des Essens (Anlaß, Zeitraum, Zeitpunkt) und der Gesamtheit aus bestimmten Nahrungsmitteln, ihrer Zubereitung und den dazu verwendeten Geräten und wies auf das Ineinandergreifen der drei Elemente hin, beziehungsweise auf das gegenseitige Bedingen von Abänderungen des einen oder anderen Elements. Die Zusammenhänge wurden anhand von Beispielen erläutert, das „Frühstück im Grünen“, berühmt geworden durch die Malerei und die Naturphotographie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, das Ausflugspicknick und seine Abart, die Grillpartys, das Gesellschafts- oder Vereinsessen. Dieses ausgezeichnete Referat beschäftigte sich mit wichtigen Fragen der Ernährungskultur der Gegenwart und zeigt überdies, wie die Änderungen der Beziehung Mann-Frau, die jüngsten Reisewellen, die Entwicklung der Verkehrsmittel und des Campings, sowie die wachsende Vielfalt der angebotenen Nahrungsmittel gleichzeitig eine Veränderung der Ernährungsgewohnheiten „außer Haus“ nach sich ziehen.

Wie wichtig es ist, Veränderungen, und nicht nur die der Nahrungskultur, unter dem Aspekt von sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu sehen, hat dieses dankenswerte Referat anschaulich gezeigt, und daß es die Aufgabe einer zeitgemäßen Volkskunde (Kulturbetrachtung) einzig und allein sein kann, das

menschliche Leben, eingebunden in seine kulturellen Wechselbeziehungen und seine ständige Veränderung und Wandlung, zu sehen, und sich nicht erschöpfen kann und darf in ewiger Beschreibung von Ist- und War-Zuständen, ohne die Gründe dafür zu hinterfragen.

Der Vortrag von Norge W. N e r o m e, Kansas City, „Nahrung und Kommunikation mit Hilfe von Eßmustern“ wollte analytische Methoden zum Verständnis des Verhältnisses zwischen Essensideologie und Essensauswahl, die durch die Häufigkeit im Verbrauch bestimmt werden, beschreiben. Mit Hilfe einer statistischen Methode wurde gezeigt, daß das periodische Verhaltensmuster bei der Ernährung der Bewohner einer Stadt von heute Vorstellungen und Einschätzungen von gesellschaftlichem Rang, Gesundheit, Gastfreundschaft, Haushaltung, Ästhetik und Qualität mitteilen.

Grith L e r c h e, Dänemark, erhob in ihrem Referat „Brot in den Museen“ die Frage, auf welcher Ebene Forscher und Museen den Menschen der Zukunft Wissen um die Kostverhältnisse von gestern und heute sichern können. Der Vortrag beschäftigte sich mit Konservierungsproblemen von Nahrungsmitteln im Museumsbereich und ließ leider den Bezug zum Konferenzthema vermissen.

Ähnliches läßt sich über das Thema „Modelkuchen als Geschenk bei rituellen Festlichkeiten und an Feiertagen“ sagen, welches von Agnes H o s t e t t l e r, Rock Hill (South Carolina), vorgetragen wurde. Darin wurde lediglich über verschiedene Arten von Modelkuchen (Lebkuchen, Springer, Marzipan) berichtet, über deren Entwicklung und ihren Gebrauch in Lebenskreis und Jahresbrauch.

Alexander F e n t o n, Edinburgh, informierte über die Veränderungen des „Essens am Sonntag“ in Schottland im Zeitraum von etwa 1900 bis in die 70er Jahre, brachte das Thema jedoch auch in Zusammenhang mit den alltäglichen Mahlzeiten.

Ester K i s b a n, Budapest, versuchte in ihrem Beitrag am Beispiel des Hochzeitsmahles darzulegen, auf welche Weise Kommunikation im Zusammenhang mit einer Essenssituation interpretiert werden kann.

Zofia S z r o m b a - R y s o w a, Krakau, sprach zum Thema „Sozial- und Kulturfunktionen des Festschmauses im polnischen Dorfleben“. Das Festmahl als Form zwischenmenschlicher Verständigung wurde am Beispiel ausgewählter, aus dem Anlaß von Familienfeiern, oder von wirtschaftlichen oder religiösen Ereignissen veranstalteten Festmahlzeiten der ländlichen Bevölkerung in Polen, unter Berücksichtigung des Symbolwertes von Gastmählern in vielerlei Hinsicht, besprochen.

In einem Vortrag über „Die Geschenke aus Nahrungsmitteln – ihre ökonomische, gesellschaftliche und rituell-magische Funktion“ weist Anna K o w a l s k a - L e w i c k a, Krakau, auf die bedeutende Rolle von Nahrungsgeschenken in der polnischen Volkskultur hin. Die Referentin informierte über Gastfreundschaft, über Gegenleistungen für Nahrungsgeschenke in Form von Gegengaben, Arbeitsleistungen, Gebeten usw., über Geschenke als eine Form ökonomischer Hilfe, über Geschenke anläßlich der Aufnahme neuer familiärer Bindungen und Nahrungsgeschenke im Jahreszyklus. Die Zuhörer gewannen einen Eindruck in die soziale Ordnung einer polnischen Dorfgemeinschaft, soweit sich diese durch Nahrungsgewohnheiten widerspiegelt.

Laura Jones, Ulster, sprach über „Nahrung als Zahlungsmittel“. Der Vortrag behandelte die Rolle der Nahrung in der Beziehung zwischen sozialen Gruppen bei der Arbeit während des 19. Jahrhunderts im ländlichen Irland. Die Betonung lag einerseits in der Bedeutung der Nahrung als wichtiger Teil im Arbeitsabkommen zwischen Bauern und Arbeitern, andererseits bei den Nahrungsgewohnheiten im Zusammenhang mit der Erntearbeit und drittens bei der Bezahlung für Mithilfe bei Frauenarbeit (spinnen, stricken) in Form von Nahrungsmitteln.

Maria Dembinska, Warschau, sprach über „Medizinische Nahrung und Medizin für Kinder in den historischen Quellen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert“, wobei sie auch Beziehung zur heutigen Pharmakologie herstellte.

Elisabeth Sergö, Budapest, beschäftigte sich mit „Wochenbettspeisen“ und der Position der Wöchnerin in der Großfamilie seit der Jahrhundertwende. Es gab ganz bestimmte Vorschriften für die Mahlzeiten der Wöchnerin bezüglich Qualität, Quantität und abergläubische Vorstellungen. Hingewiesen wurde auch auf die Rolle der Hebamme, der Mutter und Schwiegermutter, des Paten, der Nachbarinnen und Freundinnen der Wöchnerin in Bezug auf deren Ernährung.

Über „Gemeinsame Mahlzeiten der Handwerksgesellen als Medien lokaler und interlokaler Kommunikation“ referierte Rudolf Weinhold, Dresden. Das Thema wurde an Hand von Angaben aus den Memoiren zweier Handwerksgesellen über ihre Wanderzeit aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts erörtert. Sie berichten über die interne Kommunikation unter den Handwerksburschen, und an einer Reihe von Beispielen wird sichtbar, welche Rolle in diesem Rahmen dem gemeinsamen Essen und Trinken zukam. Außerdem gaben die Memoiren einen Einblick in die Thematik der bei dieser Gelegenheit vermittelten Information.

Sepp Walter, Graz, betitelte seinen Vortrag „Dorfmahl und Dorfsuppe in der Steiermark“. Hinter dieser Überschrift verbarg sich eine Abhandlung über den alten Dorfrechtsbrauch des „Richtersetzens“, der sich in mehreren Dörfern entlang der steirisch-burgenländischen Grenze bis über die Mitte unseres Jahrhunderts erhalten hat. Dieses Dorffest, das sich über drei Tage erstreckte, war begleitet von Mahlzeiten, an deren Bereitung und Verzehr das gesamte Dorf Anteil hatte.

Wassil Marinow, Sofia, informierte über „Speise als Gabe bei den traditionellen und modernen Riten in Bulgarien“. Der Referent erläuterte die Bedeutung der Nahrung im Bereich der Kultur des bulgarischen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart und ging auf das Thema Speise als Gabe ein, im Zusammenhang mit Familienbräuchen und Jahresbräuchen. Er konnte gewisse Gesetzmäßigkeiten, die sich aus dem allmählichen Absterben der Bräuche infolge der inzwischen eingetretenen Veränderung der sozio-ökonomischen Bedingungen ergeben, beobachten.

Claus-Dieter Rath, Berlin, erläuterte „Essen als alltäglicher Ritus am Beispiel Deutschlands und Italiens“ von einer psychologischen Warte aus. Einleitend wurde bemerkt, daß in der aktuellen Diskussion der Medien, in der die Auseinandersetzung mit Nahrungsgewohnheiten derzeit einen hohen Stellenwert besitzt, hauptsächlich diätetische Momente des Essens und die des sogenannten kulinarischen Genusses, nicht aber die kulturellen, sozialen und psychologischen Bedeutungen des Essens behandelt werden. Weiters wurde ausgeführt, wie die Bedeutung des

Essens im Alltagsleben mit der Veränderung der Parameter des Alltags selbst (Verhältnis Arbeit – Freizeit, Raum, Zeit, Sozialität), mit der Veränderung des Systems der Ernährung (Verfügbarkeit von Rohstoffen, Aufnahme neuer Kochtechniken), und mit der Veränderung im gesamten Bereich der Kommunikation und deren Gewichte für das Leben, differiert. Die Zunahme der Diskurse über das Essen korrespondiert mit einer In-Frage-Stellung und Auflösung bisheriger kulinarischer Praktiken und Rituale und gibt Raum für neue Ritualisierungen. Inhalte und Bedeutungen des „Rituellen“ haben sich verändert und ein Absterben des Eßstiles beziehungsweise der alten Eßkultur im engen Sinn zugunsten neuer Formen und Bedeutung, zum Beispiel des „Genießens“, lassen sich erkennen. Der Referent vermeinte eine Verschiebung des kommunikativen Zieles des Essens, weg von materiellen und symbolischen Interessen hin zur Kommunikation als Selbstzweck, beobachten zu können. Sowohl innerhalb der offiziellen Kulturen, aktueller und traditioneller Gegenkulturen der europäischen Länder, als auch zwischen ihnen zeichnen sich zugleich Prozesse der Integration als auch der zunehmenden Differenzierung ab. Rath sprach von der Auflösung einer Eß-Ethik und einer Vermischung der widersprüchlichsten Mythen, Riten und Sitten. Man spricht kritisch von sinnentleertem Konsum und versucht zugleich bewundernd die großen Feste der Völker und ihrer Herrscher vergangener Zeiten und ferner Länder nachzuvollziehen. Einsamkeit und „Verhäuslichung“ kontrastieren mit der Reanimation von Straßenfesten (besonders in sanierten Stadtkernen). Die Betonung des Heimatlichen (Regionalismus) kontrastieren mit der Suche nach Exotischem (ausländische Lokale). Die funktionalistische Haltung zum Essen („Kantinenfraß“) kontrastiert mit Exquisitem (intimes Diner bei Kerzenlicht).

Die Vorzüge des vorliegenden Referates lagen hauptsächlich in seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem komplexen Vorgang der Kommunikation, in der Behandlung von, durch die traditionelle Volkskunde ignorierten Bevölkerungsgruppen (Alternativzene), im Aufzeigen der Rolle der Mythen im Alltag als Legitimierung bestehender Sozialordnungen und Weltanschauungen, in der Auseinandersetzung mit der Bedeutung familiärer Sozialisationsriten im Zusammenhang mit Nahrung, in der Infragestellung traditioneller Wertvorstellungen und durch die Betonung der Interaktion „Essen“ sowohl als problemlösend als auch problemschaffend. Es mag vielleicht an der Fremdheit der psychologischen Terminologie im Bereich der Volkskunde gelegen haben, daß dieser ausgezeichnete Beitrag in der Diskussion weniger Beachtung fand, als er verdient hätte.

Bruce Walker, Dundee, sprach über „Die Auswirkungen der ostschottischen Lachsfangindustrie auf die Kommunikation an der Ostküste im 18. und frühen 19. Jahrhundert“. Der Vortrag beschäftigte sich mit den traditionellen Methoden der Ausfuhr von schottischem Lachs und mit der damit verbundenen Kommunikation an der Ostküste Großbritanniens.

Einen interessanten Vortrag versprach der Titel Bertram M. Gordon's, Oakland, „Von Deutschland nach Amerika und zurück: Die Odyssee des ‚Hamburgers‘“. Dieses Thema, das in der amerikanischen Forschung vielfach bearbeitet ist, und zu dem bereits einiges an Literatur vorliegt, wurde dann auch wirklich flott („amerikanisch“), aber eindrucksvoll abgehandelt und mit zahlreichen Dias dokumentiert. Das Ziel des Referenten war es, die Geschichte des amerikanischen „Hamburgers“

zu entmythologisieren und so ein Verfahren zum Studium ähnlicher symbolischer Speisen vorzuschlagen.

Robert J. Theodoratus, Colorado, referierte über „Nahrung und die Jakuten: Pionierforschung in der Ernährung und ihr sozialer Bezug“. Der Vortrag behandelte die Bedeutung der Nahrung im Wertsystem der Jakuten in Nordostsibirien, wie sie aus dem Buch Waclaw Sieroszewski „Die Jakuten“ (1896) sichtbar wird. In dem Buch wird den anschaulichen Studien von Essen, Diätvorschriften, der sozio-religiösen Rolle, den regionalen und jahreszeitlichen Veränderungen und der Menge, in der jedes Essen konsumiert wird, besondere Bedeutung beigemessen.

In ihrem Referat über den Verkauf von Kuchen im Rahmen von Wohltätigkeitsveranstaltungen verwies Margaret L. Arnott, Philadelphia, auf die in diesem Zusammenhang entstehenden Möglichkeiten der zwischenmenschlichen Kommunikation.

Am Beispiel eines einzigen Gerichtes, des „Eintopfs“, zeigte Konrad Köstlin, Regensburg, wie aus dem alten, feuerstellenbedingten, in einem Topf Zusammengekochten der sogenannte Eintopf wurde, den Weg der Vermarktung von traditioneller Kultur zur Prägung eines bestimmten Bewußtseins. Der Referent gab einen Einblick über die Entwicklung eines Gerichtes und wie dieses mit verschiedenen sozialen und nationalen Situationen verbunden werden kann.

Das gemeinsame Essen aus einer Schüssel symbolisiert momentane Gleichheit. In der Volksfesttheorie des frühen 19. Jahrhunderts tauchte bereits die Forderung nach einem gemeinsamen und gleichen Essen auf, das soziale Unterschiede verwischen und nationale Gemeinsamkeit betonen sollte. Im Krieg wurde der Eintopf zur Kampfspeise, Offiziere und Mannschaft essen die gleiche Nahrung. Im 1. Weltkrieg sind die Begriffe „Gulaschkanone“ und der darin zubereitete Eintopf erstmals belegbar. In der Jugendbewegung (rechts und links) wird das Eintopfessen bereits zelebriert, ebenso in den paramilitärischen Organisationen der Zwanzigerjahre. Daneben wird aber der Eintopf auch in den Volksküchen und Armenküchen ausgegeben. Im Nationalsozialismus wird der Eintopf zum deuschensten aller Gerichte, der Eintopfsonntag zur nationalen Feier. Bei Schützenfesten, Veteranentreffen, Jagdgesellschaften, Pfadfindertreffen wird Eintopf gereicht. Beim Tag der offenen Tür der Bundeswehr, Feuerwehr etc. wird Eintopf gereicht. Eintopf scheint mit Kameradschaft assoziiert zu werden. In Wohngemeinschaften der 60er und 70er Jahre wird der (manchmal exotische) Eintopf zum Gemeinschaftsessen.

Köstlin wollte in diesem wichtigen Vortrag anhand der historischen Belegkette nicht nur zeigen, wie eine Speise mit bestimmten Zielen eingesetzt wurde, wie bestimmtes Verhalten, zum Beispiel Eintopfessen, oft sofort mit einer bestimmten Ideologie verbunden wird, sondern auch die kulturellen Bewertungen darstellen und die Frage aufwerfen, auf welche Weise sich Stilisierungen von Geschmack, Bedürfnis und bestimmte Situationen formieren, so daß oben erwähnte Einstellungen gen zustande kommen.

Daß man nicht alles einfach „in einen Topf werfen“ kann, hat nicht nur das Abschlußreferat gezeigt; diese Redensart trifft auch auf die Gesamteindrücke dieser Tagung zu. Neben einigen wirklich wichtigen, forschungstheoretischen Ansätzen bekam man leider zu viele ausgesprochen deskriptive Beiträge zu hören. So man-

ches Referat hörte dort auf, wo es eigentlich hätte beginnen sollen, bei der Analyse von Fakten, welche sicher oft in mühevoller und dankenswerter Weise zusammengetragen worden waren. Überdies waren die rein historischen Arbeiten in der Überzahl gegenüber den gegenwartsbezogenen Themen. Es liegt keinesfalls in der Absicht des Rezensenten, die Bedeutung der historischen Forschung zu schmälern, denn es besteht gar kein Zweifel über ihre Wichtigkeit bei der Erhellung kultureller Situationen der Gegenwart. Nur möchte man sich verwahren gegen das Zurückziehen einzig und allein auf unverfängliche historische Probleme und Fragestellungen, ohne ihre Auswirkungen und Folgen zu beachten beziehungsweise ihre Weiterentwicklung zu verfolgen. Bei diesem Zurückziehen auf rein historische Themen, die außerhalb jeglichen rezenten Interesses stehen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich dabei um eine Forschung nach dem *l'art pour l'art*-Prinzip handelt, mit dem Wunsch, Konfliktstoffen möglichst auszuweichen. Es bleibt zu fragen, ob sich die Volkskunde auf die Dauer ein solches Abseitsstehen leisten kann, ob sich ihre Ziele im Aufzeichnen, Bewahren, Festhalten wollen beschränken sollen, statt zu analysieren, Zusammenhänge sichtbar zu machen, den Blick für kultur- und gesellschaftspolitische Veränderungen zu schärfen.

Erstaunlicherweise ist bei Tagungen immer wieder das Phänomen zu bemerken, daß manche Tagungsteilnehmer das Generalthema völlig ignorieren. Das Konzept für die Behandlung der Themen, mit dem Schwerpunkt auf dem kommunikativen Aspekt der Nahrungsforschung, vor mehr als einem Jahr erstellt, gab einen präzisen Umriss vom Gewünschten. Nicht die Nahrung als Sache sollte im Vordergrund stehen, sondern die Zusammenhänge zwischen Nahrung und Mensch. Die stoffliche Zusammensetzung von Nahrung war in diesem Zusammenhang weniger gefragt als die soziale, und es ist verwunderlich, beziehungsweise bedauerlich, daß es trotzdem zu einer derartigen Überbetonung der Sachkultur gekommen ist. Sicher ist es auch bedeutsam, das Thema Nahrung von der Warte der Sachkultur aus zu sehen, aber dieser Bereich ist bislang ja ausreichend beachtet worden, was nicht zuletzt dazu geführt hat, für die 4. Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung den Blick auf die Nahrung als Kommunikationssystem zu richten. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß Kulturbetrachtung sich nicht in Sachesuchen erschöpft.

Als weiterer Ansatzpunkt für Überlegungen kann die Tatsache angemerkt werden, daß die Forschungen, wie sie sich bei den Referaten dargeboten haben, sich nach wie vor auf die bäuerliche Kultur beschränken, möglichst noch in Reliktgebieten und vielfach noch und ausschließlich im 19. Jahrhundert. Daß die bäuerliche Bevölkerung einen immer kleiner werdenden Prozentsatz der Landbevölkerung ausmacht, und nicht allein Gegenstand der volkskundlichen Forschung sein kann, und daß man die Städte nicht einfach aus den Untersuchungen ausklammern kann, scheint keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Und daß Rückzugsgebiete meist eine Ausnahme darstellen und nicht repräsentativ für eine größere Region sein können, wie es in manchen Vorträgen dargestellt worden ist, und daß es gefährlich ist, punktuelle Merkmale zu vergleichen und aufgrund kleinregionaler Untersuchungen generalisierende Aussagen zu machen, dürfte wohl ebenfalls klar sein.

Die Fülle der Vorträge ließ leider zu wenig Diskussion zu. Über manche Beiträge hätte es sich gelohnt, viel ausführlicher als es geschehen ist, zu diskutieren.

Trotzdem kam es, zumindest außerhalb der offiziellen Veranstaltungen, zu einem regen und fruchtbaren Austausch von Forschungsergebnissen, und zu einer Reihe von persönlichen Kontakten, welche allein schon solche Tagungen zur Genüge rechtfertigen.

Der schwierigen Aufgabe der Organisation der Konferenz entledigte sich Maria Kundegrabner mit großem Geschick. Abgesehen von der reibungslosen Gestaltung des Tagungsablaufes verstand sie es, durch Rahmenveranstaltungen, Führungen durch Museen und Exkursionen vor allem den ausländischen Teilnehmern auf lebenswürdigste Art und Weise die Südoststeiermark nahe zu bringen. Für den kulinarischen Teil der Tagung zeichnete Anni Gamerith verantwortlich. Mit überaus großer Sachkenntnis, durch jahrelange Forschungen auf dem Nahrungssektor begründet, stellte sie einen Speiseplan zusammen, der einen Querschnitt durch die bäuerliche und bürgerliche Küche der Steiermark bot. Man machte Bekanntschaft mit süßen und sauren Milchsuppen, mit verschiedenen Sterzarten, Schmalzgebäcken, auf kunstvollste Weise gebacken, und nicht zu vergessen mit dem unvermeidlichen Geselchten. Einheimischer, selbstgebrannter Schnaps und der für die Gegend bekannte Schilcher trugen das ihre zur Förderung des kommunikativen Aspekts der Nahrungsforschungstagung bei. Beiden Damen sei hier für ihre Mühe der allerherzlichste Dank ausgesprochen.

Nach den in Stainz gemachten Erfahrungen darf man die für 1983 in Münster angekündigte 5. Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung mit Spannung erwarten.

Margot Schindler

Bericht über die Ausstellung „Viticultura en Austria“ in Jerez de la Frontera

In einem ausgedehnten Dreieck, gebildet durch die Flüsse Guadalete und Guadalquivir, begrenzt durch den Atlantik und seiner Sherryküste, liegen „las albarizas“, die Anbauflächen des Jerez oder Sherry.

Nur wenige Kilometer vom Meer entfernt befindet sich die 200.000 Einwohner zählende andalusische Stadt Jerez de la Frontera. Einmal im Jahr rückt sie in den Mittelpunkt nicht nur des lokalen Interesses, wenn im September hier die „Fiesta de la Vendimia del Sherry“, das traditionelle Weinlesefest gefeiert wird. Die Fiesta 1980, von kommerziellem und freundschaftlichem Doppelcharakter geprägt, stand diesmal im Zeichen Österreichs. Fünf Tage lang, vom 10. bis 14. September hatte Österreich Gelegenheit, sich dem überwiegend andalusischen Publikum vorzustellen.

Auf dem jahrmarktähnlichen Festgelände hatte die Außenhandelsstelle Madrid der Bundeswirtschaftskammer eine österreichische Wein- und Käsekost organisiert. Etwas abseits vom Festrummel, im Instituto Nacional de Bachillerato „Padre Luis Coloma“ präsentierte das Österreichische Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ein neues Verfahren zur Verwertung von Traubentrestern für Energie und Düngung. In demselben Gebäudekomplex waren auch das Öster-

reichische Museum für Volkskunde und die Volkskundliche Abteilung des Niederösterreichischen Landesmuseums mit der Ausstellung „Viticultura en Austria“ vertreten. Am Mittwoch, dem 10. September 1980 fand nach einer kurzen Presseführung um 19.00 Uhr die feierliche Eröffnung beider Ausstellungen durch Staatssekretär Albin Schober und dem österreichischen Botschafter, Dr. Wolfgang Schallenberg, statt.

Im Laufe einer mehr als 80jährigen Sammeltätigkeit erwuchs dem Österreichischen Museum für Volkskunde ein reichhaltiger Bestand an Bildern und Sachzeugnissen aus allen Gebieten des derzeitigen und des altösterreichischen Weinbaus, der für die Ausstellung durch Exponate aus dem Niederösterreichischen Landesmuseum erweitert wurde. Anhand des ausgewählten Anschauungsmaterials ergab sich eine Gliederung der Ausstellung und vier Teile:

1. Bewachen der Weingärten
2. Weingartenarbeit
3. Weinkeller, Weinpresse und Weinzeiger
4. Winzerfeste

Der Zweckmäßigkeit einer kleinen, leicht transportablen Ausstellung entsprechend, wurde ganz bewußt auf eine größere Auswahl an Sachgütern verzichtet und statt dessen eine Konzentrierung vor allem auf Bildzeugnisse vorgezogen.

Soweit die Bilder, Fotos und ausgestellten Objekte nicht schon für sich sprachen, halfen kurze Kommentare zum besseren Verständnis.

Die Ausstellung war vom 10. September bis zum 14. September in der Zeit von 9.00 bis 14.00 Uhr und in der Zeit von 19.00 bis 21.00 Uhr geöffnet.

Alles in allem gesehen erwies sich die weinbauvolkskundliche Ausstellung als guter Erfolg, insbesondere, da auch im Rahmen der Gesamtveranstaltung „tablaos flamencos“ und sogar Stierkämpfe dargeboten wurden.

Die kleine Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde und der Volkskundlichen Abteilung des Niederösterreichischen Landesmuseums rundete somit das Veranstaltungsprogramm ab und stellte zugleich eine Werbung für die Österreichische Weinbauwirtschaft dar.

Gudrun Hempel

Helmut Prasch 70 Jahre

1963 konnte zuerst in dieser Zeitschrift (ÖZV XVII/66, S. 38 ff.) auf das Bezirksheimatmuseum von Spittal an der Drau und seinen Gründer und Leiter, Helmut Prasch, hingewiesen werden. In dem vergangenen Vierteljahrhundert ist die Tätigkeit von Prasch immer intensiviert worden und haben die von ihm geschaffenen Einrichtungen für Oberkärnten einen sehr guten Ruf bekommen. Der Verein für Volkskunde in Wien hat ihm deshalb 1976 die Michael-Haberlandt-Medaille verliehen, die höchste Anerkennung, die wir einer Leistung wie der seinen zollen können.

Nun ist Helmut Prasch, reich an Erfolgen und Ehrungen, 70 Jahre alt geworden. Die Kärntner Heimatzeitschriften haben seiner dankbar gedacht. Seine sechs Kinder aber haben dem Vater eine eigene Festschrift „Eine Biographie zum 70. Geburtstag“ gewidmet (Großoktav, 46 Seiten, mit zahlreichen Bildern). Das Heft enthält die verschiedensten Würdigungen, und nicht zuletzt eine Bibliographie der Veröffentlichungen Prasch's, also im ganzen eine originelle Lob- und Danksagung, wie sie dem Menschen, Sammler und Heimatmann Helmut Prasch sehr wohl zusteht.

Leopold Schmidt

Landespreise für Volkskunde in Niederösterreich

Am Sonntag, den 26. Oktober 1980, wurden in Neuhofen an der Ybbs die Kultur- und Förderungspreise des Landes Niederösterreich 1980 verliehen. Es darf mit besonderer Freude festgestellt werden, daß in diesem Jahr 1980 die Volkskunde in außerordentlichem Ausmaß bedacht wurde. Es erhielten nämlich Frau Prof. Dr. Helene Grönn den Kulturpreis für das Fach Volkskunde, Frau Hiltraud Ast den Kulturpreis auf dem Gebiete der Wissenschaft, und Herr Direktor Hans Hagen Hottenroth wurde mit dem Förderungspreis auf dem Gebiete der Volkskunde bedacht. Es darf wohl in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß der Verein für Volkskunde in Wien den Damen Helene Grönn und Hiltraud Ast schon vor Jahren die Michael-Haberlandt-Medaille zuerkannt hat. Die hohe Anerkennung der Leistungen der Gefeierten durch das Land Niederösterreich ist also nur sehr zu begrüßen.

Leopold Schmidt

Alice Schulte †

Am 28. April 1980 ist die der Volkskunde im Sinn von Karl von Spieß nahestehende Frau Professor Alice Schulte im 95. Lebensjahr gestorben. Frau Prof. Schulte wurde am 5. August 1885 in Judenburg-Gratwein geboren, studierte Geographie und Geschichte und legte 1909 die Lehramtsprüfung für Mittelschulen ab. 1917 unterzog sie sich zusätzlich noch der Gymnasialmatura und wirkte in Salzburg zunächst am Mädchenlyzeum, dann am Realgymnasium und daneben noch als Dozentin für Kunstgeschichte am Mozarteum. Von 1925 an war sie in Wien tätig, zuletzt ab 1940 bis zum Ende ihrer Dienstzeit als Studienrätin an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien I. Dort beschäftigte sie sich besonders mit der von Spieß angeregten Märchenforschung und zwar in angewandter Form, also durch Märchenaufführungen und Puppenspiele. Alice Schulte war stets von ihrer Tätigkeit sehr erfüllt und ergänzte sie gern auch publizistisch. Zunächst auf dem Gebiet der Kunstgeschichte, dann vor allem hinsichtlich der Märchenforschung und ihrer Auswirkungen auf die spätantike und mittelalterliche Kunst.

Ihre Veröffentlichungen finden sich in einer Übersicht in der „Carinthia I“ zusammengestellt, weil doch viele ihrer späten Veröffentlichungen in Kärnten erschienen sind, so beispielsweise eine Interpretation des Mosaiks von Teurnia (Carinthia I, 157, 1967, S. 210 ff.). Sie hat gemeinsam mit der Witwe Spieß 1969 auch das nachgelassene Werk von Karl von Spieß „Der Vogel, Bedeutung und Gestalt in sagtümlicher und bildlicher Überlieferung“ als 3. Band der Buchreihe des Geschichtsvereines für Kärnten „Aus Forschung und Kunst“ herausgegeben. An eigenen Arbeiten folgte noch besonders ihre Studie über das Mosaik von Otranto (Aus Forschung und Kunst, Bd. 16). Andere Arbeiten aus dem gleichen Bereich sind unveröffentlicht geblieben. Als Mitarbeiterin und Nachlaßverwalterin von Karl von Spieß hat sie sich also sehr verdient gemacht.

Saarbrücken

Johanna Beck

Literatur der Volkskunde

Richard Pittioni, *Urzeit. Von etwa 80.000 bis 15 v. Chr. Geb.* (= Geschichte Österreichs, Bd. I) 2 Halbbände, davon I/1 160 Seiten und 31 Abb. auf Tafeln, I/2 220 Seiten. Wien 1980, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. öS 315,- und 245,-.

Das von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für die Geschichte Österreichs, initiierte große Werk setzt nicht wie andere Geschichtswerke erst mit der belegbaren Geschichte des Landes mit diesem Namen ein, sondern hat auch die Ur- und Frühzeit in ihr Programm miteinbezogen. Dementsprechend liegt nun hier die Urgeschichte Österreichs vor, als stoffreiche, straffgeführte Einleitung zu allen folgenden Zeiträumen.

Die Urgeschichte war besonders an der Universität Wien stets mit der hier betriebenen Volkskunde eng verbunden. Seit Hoernes, über Menghin, und bis zu Pittioni und ihren Mitarbeitern und Nachfolgern hat sich dieses nachbarschaftliche Verhältnis bewährt. Und wenn die Umschläge dieses neuesten Werkes von Pittioni das Bild der Kerbhölzer von der Kelchalpe bei Kitzbühel zeigen, so ist die enge Verbindung abermals dargetan, womit nichts gegen das zweifellos auch gegebene und gerade durch die Kerbhölzer bezeugte Nahverhältnis zur Wirtschafts- wie zur Rechtsgeschichte gesagt werden soll.

Richard Pittioni hat sich mit dem gewaltigen Thema schon seit Jahrzehnten beschäftigt. Sein mächtiger Band „Urgeschichte des österreichischen Raumes“ von 1954 ist die Grundlage aller weiteren Kenntnis und Forschung geblieben. Im Band I/1 dieses Werkes nun gibt er den knappen Abriß des damals erarbeiteten Gesamtstoffes, selbstverständlich allenthalben auf den Stand der derzeitigen Forschung gebracht. Ein guter Bildanhang bezeugt, was für jeden Benutzer des Werkes besonders herausgehoben sein soll. Auch dafür wird der volkscundliche Benutzer sicherlich besonders dankbar sein.

Die große Überraschung aber stellt zweifellos der Band I/2 dar, der „Anmerkungen und Exkurse. Mit einer Literaturübersicht über 25 Jahre Urgeschichtsforschung in Österreich 1954 bis 1978“ bringt, umfangreicher als der Textband ist, und tatsächlich alles eingearbeitet zeigt, was in dem vergangenen Vierteljahrhundert erfaßbar war. Die eminente Genauigkeit Pittionis wie seine kritische Bewertung der

jeweiligen Neufunde macht die Heranziehung dieser „Anmerkungen und Exkurse“ zur unbedingten Notwendigkeit. An manchen Stellen, beispielsweise bei den Erörterungen von Kupferbergbaufragen, wird die ganz persönliche Verbundenheit Pittionis mit seinem Material und dessen Interpretation besonders stark spürbar. Jede einigermaßen spekulative Erörterung wird da energisch auf ihren Platz verwiesen.

So kann man für dieses Werk, und wirklich nicht zuletzt für den Anmerkungsband, nur ganz besonders dankbar sein. Es tut mir nur leid, daß die beiden Bände kein Register haben. Sicherlich helfen die sehr genau gegliederten Inhaltsverzeichnisse weiter, aber die vielen Namen, Orte und nicht zuletzt „Sachen“ würde man doch, zumal bei jeder späteren Weiterbeschäftigung mit der Materie, gern auch in einem Register ausgeworfen sehen.

Leopold Schmidt

Christian Schölnast, Wie unsere Altvorderen lebten. Bäuerliches Leben und Arbeiten während der letzten 100 Jahre. Querformat 143 Seiten, mit Zeichnungen von Hans Haucke, Graz, Verlag Styria 1980. öS 248,-.

Der Titel sagt nicht, daß es sich um das bäuerliche Leben und Arbeiten in der Oststeiermark handelt. Um eine eher stille Landschaft also, die der Verfasser als Bauernkind und später als Wanderimker sehr genau kennengelernt hat. Der heute weit mehr als Siebzigjährige ist über seinen ländlichen Beruf hinaus Heimatschriftsteller geworden, der hier gewissermaßen seine genauen Erinnerungen an die in der Kindheit erlebte ländliche Arbeit mit allen ihren Gebäuden und Geräten erzählt.

Hanns Koren hat das Vorwort zu dem sympathischen Buch geschrieben und sich an die Aufzeichnungsarbeiten zur Erzherzog-Johann-Zeit erinnert gefühlt. Der Kenner der Verhältnisse darf wohl hinzufügen: Was Schölnast hier erzählt, das ist für die steirische Volkskunde nicht neu, und die Sammler am Steirischen Volkskundemuseum, Viktor von Geramb und besonders für das Gerätewesen auch Hanns Koren selbst haben ganz wesentlich zu unserer Kenntnis beigetragen. In den steirischen, zumal in den oststeirischen Heimatmuseen liegt wohl alles an Geräten, was Schölnast hier einprägsam schilderte, aber man ist für die Erinnerungen an die mit diesen Geräten geleistete Arbeit durchaus dankbar. Manchmal gehen diese Mitteilungen sogar etwas über den bisherigen Kenntnisstand hinaus, so bei dem Ausblasen des Spreus mit Hilfe der „Blosschäufelrn“ (S. 47 mit Abb.), eine sonst kaum schon festgestellte Kleinform des Worfelns, der man vielleicht näher nachgehen sollte.

Von der Arbeit bis zum Brauchtum, zur Hochzeit wie zur Totenwache: Es ist ein reiches Buch, das die Kenntnisnahme in der Steiermark und darüber hinaus verdient.

Leopold Schmidt

Ausstellung Alt-Österreichische Sprachinseln in den Südalpen. Noch erhaltene deutsche Mundarten und Volkskulturen. Vom 9. bis 22. Mai 1980 im Österreichischen Kulturzentrum, Palais Palffy, Wien. Verein der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln. Wien 1980. 94 Seiten, 28 Abb., 4 Karten.

Irgendein Zufall hat es gefügt, daß fast genau gleichzeitig mit der vom Österreichischen Museum für Volkskunde veranstalteten Ausstellung „Volkskunde der Gottschee“ in den Schlössern Kittsee und Stainz auch eine themennahe Ausstellung in Wien stattfand, die gar nicht vom Museum, sondern im wesentlichen von der Österreichischen Wörterbuchkanzlei, bzw. der Kommission für Mundartkunde und Namenforschung getragen wurde. Das heißt, daß das Ehepaar Maria und Herwig Hornung und ihre Freunde sich aus Anlaß der Hundertjahrfeier des Deutschen Schulvereines zu einer entsprechenden Veranstaltung, Ausstellung und Veröffentlichung zusammenfanden, wovon die Veröffentlichung, also der vorliegende Katalog zweifellos den dauernden Gewinn darstellen wird.

Der schmale Band enthält nach dem Geleitwort des Unterrichtsministers und dem Vorwort des Ehepaares Hornung einen 1. Allgemeinen Teil, der eine Reihe von instruktiven Texten bietet. Maria Hornung, die eigentliche Trägerin dieser ganzen Forschung, behandelt zunächst die „Sogenannten zimbrischen Sprachinseln“, dann die „Deutsche Sprachinsel Lusern“, weiters eines ihrer Hauptarbeitsgebiete „Pladen/Sappada“ und schließlich „Herkunft und Sprache der einstigen großen Gottschee Volkstumsinsel in Krain“. Dazu treten Beiträge von Hans Fink „Besuch im deutschen Fersental“, Ingrid Bayrl „Zahre/Sauris“, von Ingeborg Geyer „Die deutsche Sprachinsel Tischelwang/Timau“ und von Dorothea Kribitsch „Das Kanaltal“. Das sind durchwegs sachliche knappe Darstellungen mit gediegener Erörterung der sprachlichen Verhältnisse, wie sie seit Schmeller, Anton Pfalz und vor allem Eberhard Kranzmayer eben bearbeitet wurden. Die Ergebnisse, also die Zuweisung an die Alpenländer vor allem an Westtirol und an Oberkärnten als Herkunftslandschaften, lassen sich offenbar sprachlich durchwegs bestätigen. Sachlich wäre es nicht ganz leicht, wie eine Durchsicht des ausführlichen Kataloges zeigt, der die Ausstellung aufschließt, die aus Leihgaben, vor allem aus privaten Sammlungen, zusammengetragen wurde. Die Ausstellung ist, was die Arbeitsgeräte betrifft, auch durch die guten Zeichnungen von Hans Heinrich Bayrl erläutert, und hier mag man sich bei vielen Stücken die Gegenstücke aus anderen Landschaften ins Gedächtnis rufen: Zu den Seihtrichtern etwa (Abb. 17), aber auch zum ganz anders lokalisierten Salzmörser (Abb. 29), zum Dreibein-Melkstuhl (Abb. 19) oder zum Wetzsteinkumpf aus Pladen (Abb. 23). Schlitten, hölzerne Fallriegelschlösser, Osterratschen, aber auch Käserührer ließen sich jeweils allgemeiner zuordnen, und man mag im stillen bedauern, daß zu einer genaueren Bestimmung kein Vertreter der Sachvolkskunde beigezogen wurde.

Angesichts der ungemein reichen Bibliographie bleibt man nichts destoweniger dankbar dafür, daß dieses sonst verborgene und nirgends beisammen verwahrte Kulturgut hier einmal nebeneinander stand und lag, gewissenhaft katalogisiert und wenigstens in Hauptstücken verbildlicht wurde.

Leopold Schmidt

Heinz Wintermantel, Hoorig, hoorig isch die Katz. Masken und Narren der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. 290 Seiten, mit zahlreichen farbigen Abb. und Strichzeichnungen im Text. Stuttgart und Aalen 1978, Konrad Theiß Verlag.

Herbert Schwedt (Hg.), Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fastnacht. Hg. von der volkskundlichen Forschungsgruppe „Mainzer Fastnacht“ (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, Bd. 1) 393 Seiten, mit Diagrammen im Text. Wiesbaden 1977, Franz Steiner Verlag GmbH. DM 28,-.

Max Matter (Hg.), Rheinischer Karneval (= Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 23) 221 Seiten, mit 14 Abb., Bonn 1978, Ferd. Dümmlers Verlag. DM 28,-.

Otto Koenig, Klaubaufgehen. Ein Maskenbrauch in Osttirol und der Gastein. (= Wegweiser zur Völkerkunde, Heft 24) 89 Seiten, 30 Abb. auf Tafeln. Hamburg 1980, Hamburgisches Museum für Völkerkunde.

Die Maskenforschung hat nach den Ansätzen in Bayern und Österreich in der Mitte unseres Jahrhunderts besonders im deutschen Südwesten bedeutende Förderung erfahren. Sowohl die Teilnahme von wissenschaftlichen Instituten, besonders dem Institut für Volkskunde an der Universität Tübingen, wie die Aufmerksamkeit der Rundfunkleute, also in Baden-Württemberg vor allem die des nunmehr dahingegangenen Wilhelm Kutter in Stuttgart, und schließlich auch das Interesse der wissenschaftlichen Kinematographie, sie alle haben zusammen mit verschiedenen Einzelforschern in diesem Hauptgebiet besonders der Fastnachtmaskierung viele Studien gefördert und auch zu guten Teilen erscheinen lassen. Außer Seminararbeiten, Vorträgen und Dissertationen sind in den letzten Jahren auch umfangreichere Bücher erschienen, die sich dieser Vorarbeiten bedienen konnten.

Unter ihnen stellt der stattliche, gut illustrierte Band von Heinz Wintermantel eine schöne Fortsetzung der Veröffentlichungen von Hermann Eris Busse, Johannes Künzig und Wilhelm Kutter dar. Es geht praktisch um die farbphotographische Dokumentation all dieser Gestalten, von der „Grötzingers Hottschek-Hexe“ bis zum „Owinger Hänsele“. Die noch bekannten Schnitzer dieser Masken werden nicht vergessen, ihr Stammland durch einen „Geographischen Führer durch den Bildteil“ aufgeschlüsselt. Vordem in dieser Fülle kaum vorstellbar, nach den vielen fleißigen Studien, auch mit Kamera und Film, ein wohlgeglückter Überblick, und daher praktisch unentbehrlich.

Unter den Mitarbeitern am Tübinger Institut war Herbert Schwedt besonders für das Maskengebiet tätig. Seine „Malerei auf Narrenkleidern“ (Stuttgart 1975) bleibt als einer der nützlichsten Beiträge zu dem großen Gesamthema in Erinnerung. Seit Schwedt nach Mainz gegangen ist, hat er sich begreiflicherweise auch der dortigen Fastnacht gewidmet, obwohl es sich dabei ja um etwas handelt, das von den Maskenumzügen der alemannisch-schwäbischen Kleinstädte sehr verschieden ist. Schwedt hat deshalb auch den Hauptakzent auf „Stadtfest“ gelegt, einer in der Bundesrepublik augenblicklich sehr geläufigen Tendenz folgend. Im vorliegenden Band

finden sich verschiedene Aufsätze und Vorträge, die das einigermaßen komplexe Thema jeweils von einer besonderen Seite zu erfassen versuchen. Geschichtlich eingestellt präsentiert sich der Beitrag „Die Funktion der Fastnacht im sozialen Wandel“ von Renate Talkenberg-Bodenstein, wobei auch Kölner und Mainzer Karneval einander gegenübergestellt erscheinen. Rita Link und Doris Wandel beschäftigen sich sodann mit der „Mainzer Fastnacht und ihrer ökonomischen und politischen Ausnutzbarkeit“, ein interessantes, aber nicht hauptsächlichs Thema. Herbert Schwedt versucht dann, den „Fasnachter“ als solchen zu charakterisieren, und greift mit mildem Verständnis für das Verhalten der Karnevalisten bis auf den alten A. Fahne von 1854 zurück. Susanne von Goessel und Herbert Schwedt versuchen sodann, den „Spiel-Raum-Fasnacht“ zu umschreiben. Man meint da stellenweise nicht nur Zuckmayers „Fastnachtsbeichte“, sondern sogar noch Goethes „Römisches Carneval“ nachwirken zu spüren. Anschaulich, auch gut bebildert ist der Beitrag von Bianka Stahl, „Am Aschermittwoch ist alles vorbei...!“ Die Mainzer Stimmung kommt auch in dem Beitrag von Franz-Josef Großhennrich „Mainzer Fastnacht, ein Erlebnis? Einstellungen zur organisierten Fastnacht“ gut zur Geltung. Weit stärker theoretisch ist wie immer der Beitrag von Elke Schwedt „Verkleiden und Kreativität“. Da steckt auch ein Gutteil Großstadtforschung drin, etwa bei Feststellungen wie jener von der „Karnevalsfeindlichkeit“ (S. 219): „Die relativ kurze Wohndauer ist ebenfalls signifikant: Die Hälfte der Karnevalsfeinde sind Neubürger (zugezogen zwischen 1961 und 1975).“ Ähnliches läßt sich in allen Großstädten bei verwandten Gelegenheiten feststellen. Folgerichtig hier nun der nächste Beitrag „Gegenpositionen zur Fastnacht: „Nichtteilnehmer – Kritische Stimmen“ von Matthias Erz und Cornelia Jungriether. Das ist jene kritische Stimmung, wie sie etwa auch bei Andreas Bimmer im „Hessentag: Ein Fest der Hessen?“ (1973) zum Ausdruck kam und wie sie nicht übersehen werden soll, auch wenn die Aufgabe der Fastnachtsforschung wohl vornehmlich auf anderen Gebieten liegen mag. In die gleiche Richtung gehört der Beitrag „Massenmedien und Fastnacht“ von Klaus Rost, für uns wohl besonders wichtig, weil man ja auch den von Mainz angeregten „Villacher Fasching“ auf dieser Ebene untersuchen könnte. Die örtlich näheren Auswirkungen der Mainzer Fastnacht untersucht Hildegard Frieß in ihrem Beitrag „Fastnacht an der Rheinfront“. Das beigegebene Kärtchen bezeugt die gemeinte Landschaft zwischen Nackenheim im Norden und Guntersblum im Süden. Man kann dort allenthalben offenbar von einem „Karnevalistischen Aufschwung in den Rheinfrontgemeinden in den Jahren seit 1950“ (S. 301) sprechen, und gleichzeitig das Schwinden der vordem und nebenher ortsüblichen Brauchformen feststellen.

Das wären in Kürze die Hauptbeiträge, zu denen sich außervolkskundlich die Arbeit von Norbert Waldmann „Möglichkeiten der empirischen Analyse eines Stadtfestes“ stellt. Das ist also „empirische Sozialforschung“ mit den üblichen Statistiken aufgrund von Fragebogen und deren Auswertung.

Der 23. Band des „Rheinischen Jahrbuches für Volkskunde“ setzt in mancher Hinsicht das fort, was in dem von Schwedt herausgegebenen Mainzer Band begonnen wurde. Das „Rheinische Jahrbuch“ ist seit dem letzten Redaktionswechsel nicht mehr das einst von Meisen begründete und später von Zender weitergeführte Organ. Manche seiner neueren Bände hatten mit eigentlicher Volks-

kunde nicht sehr viel zu tun. Dieser Band „Rheinischer Karneval“ ist erfreulicherweise wieder weit mehr darauf eingestellt, wenn auch manche Beiträge vielleicht nicht immer dem Handgebrauch im Fach entsprechen. So gleich der einleitende Aufsatz von Konrad Köstlin „Fastnacht und Volkskunde. Bemerkungen zum Verhältnis eines Fachs zu seinem Gegenstand“. Das ist wie bei Köstlin öfter eher ein Philosophieren über den Gegenstand, nicht recht nahe an den Sachen. Was mag der normale Benutzer eines solchen Jahrbuches sich wohl bei Sätzen wie „Der einstmals als Besitz angesehene Gegenstand Fastnacht wird zum heuristischen Medium degradiert, wird instrumentalisiert, wird nebensächlich, der Gegenstand selbst ist nicht mehr gefragt“ (S. 21) denken? Kann man das wirklich so sagen, oder, wenn es sich viel leicht um Selbstkritik handeln sollte, muß man diese eigentlich in dieser wenig verständlichen Form öffentlich bekunden? Da greift man doch wohl eher zu dem einigermaßen feulletonistisch leichten folgenden Beitrag von Herbert Schwedt „Wotan, wir und Karneval“, der sich ein bißchen über die mehr oder minder journalistischen Ausbeuter einer allmählich versinkenden altermanistisch-religionsgeschichtlichen Fastnachtsforschung lustig macht. Nun, Volkskunde als gesunkenes Kulturgut, man kann es täglich im Rundfunk und Fernsehen genießen; so etwas bleibt aber offenbar keiner Wissenschaft erspart. Eine handfeste Aufbereitung eines bekannten, aber völlig unbearbeiteten Stoffes leistet Gisela Probst mit „Zur psychologischen Funktion des Karnevalsschlagers“. Da haben doch einige Kölner und Mainzer Karnevalslieder wirklich für kurze Zeit eine Beliebtheit erreicht, wie sonst kaum irgend ein anderes Liedgut. Das Thema sollte noch weiter bearbeitet werden. Bekannt sind die „Einflußdimensionen der Massenkommunikation am Beispiel der Mainzer Fernsehfastnacht“ von Klaus Rost. Gewiß eine vorübergehende Sache, aber doch von starker Prägekraft. Bei weitem landschaftlich-lokaler die Studie „Rheinisch und Hochdeutsch im westdeutschen Karneval“ von Klaus J. Mattheiser. Die Volkskunde sollte doch der germanistischen Mundartforschung auch noch etwas zu tun übrig lassen. Mehr der psychologischen Interpretation zugeeignet der Beitrag „Zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der Mainzer Fastnacht“ von Bianca Stahl. Ähnlich mit dem Mainzer Band von Schwedt überschneidend die „Daten zur Demographie und zum Traditionsverständnis der Mainzer Fastnächter“ von Franz-Josef Grobhenrich.

Dann kommt der Band aber mit Beiträgen, die über die Mainzer Bannmeile hinausführen. Hildegard Frieß-Reimann berichtet über „Fastnachtsumzüge in Rheinhessen im 19. und 20. Jahrhundert“, also eine nützliche Weiterführung bisheriger Forschung. Noch weiter in die feste lokal-volkskundliche Tradition führt der Beitrag „Dörfliche Fastnacht in der Eifel“ von Hubert Meyer, von dem die Redaktion eigens bemerkt, daß es sich um einen „Leser als Mitarbeiter“ handle, übrigens den Leiter des Heimatmuseums Blankenheim, und daß manche „der vom Autor vertretenen Thesen wesentlich von denen abweichen, die in anderen in diesem Band publizierten Aufsätzen vertreten werden“. Angesichts der vorzüglichen Lokalbeobachtungen Hubert Meyers möchte man da am liebsten mit „Gott sei Dank“ reagieren. – An die Aufzeichnungen in der Eifel schließen folgerichtig jene zum „Karneval in einer niederländischen Kleinstadt“ von Theo Franssen an; es handelt sich übrigens um Venlo. Die eingehend gesammelten Ergebnisse sind offenbar für eine katholische Stadt in den Niederlanden besonders bezeichnend, und an den beigegebenen Tabellen direkt nachzuprüfen. – Wichtig ist schließlich der Schlußbei-

trag von Friedrich Münch über „Fastnachts-Denkmäler. Ein neuzeitliches Phänomen und seine Problematik“. Mit diesem Thema hat man sich bisher viel zu wenig beschäftigt. Nicht einmal die ja wohl zahlreicheren Sagen-Denkmäler lassen sich leicht überblicken. Die meisten plastischen Fastnachts-Denkmäler sind wohl rezent, wenn auch zum Teil von fernher angeregt von dem Narrenbrunnen in Ettlingen, der 1549 dem Hofnarren Hans von Singen errichtet wurde. In den letzten Jahrzehnten sind viele Narrenbrunnen geschaffen worden, und dankenswerterweise bildet Münch auch viele davon ab. Manche davon wie etwa das Gilles-Denkmal in Binche (Belgien) gehen auf die einheimische Sammlungs- und Forschungstätigkeit, in diesem Fall von Samuel Glotz, zurück. Alles in allem ein Thema, mit dem die Volkskunde ruhig ein bißchen mehr in die Öffentlichkeit treten könnte, und vielleicht auch hie und da besser verstanden werden würde.

Verständnis, besonders Selbstverständnis der Volkskunde wird man nicht verlangen können, wenn sich ein Vertreter eines anderen Faches, nämlich der naturwissenschaftlich orientierten Verhaltensforschung, mit einem Thema des Maskenwesens beschäftigt. Otto Koenig, zweifellos ein Fachmann auf dem Gebiete des Tierverhaltens, hat sich viele Jahre hindurch um den Nikolausbrauch in Matrei in Osttirol angenommen. Er hat dazu aufgezeichnet, auch aufzeichnen lassen, was ihm daran wichtig erschien, hat Bilder angekauft, Masken erworben, und aus allen diesen Bemühungen ist zunächst ein Teil der Ausstellung in der Wiener Sezession 1978 entstanden, als „30 Jahre Wilhelmminenberg“ zu feiern waren. Die Ausstellung wurde erweitert und kommentiert nunmehr an das Hamburgische Museum für Völkerkunde weitergegeben, und in der Reihe seiner „Wegweiser zur Völkerkunde“ ist jetzt die längst fällige Darstellung Koenigs erschienen.

Es ist schwierig, eine derartige Arbeit eines bemühten Außenseiters richtig zu beurteilen. Wenn sich jemand 1980 auf die „Elementargedanken“ von Adolf Bastian aus dem Jahre 1859 stützt, so weiß man ihn theoretisch in längst zugewehrten Geleisen dahinziehen. Für ihn sind ja Theorien und Methoden der kulturhistorischen Volkskunde nicht vorhanden, er lebt von einer Art sehr späten Materialismus. „Es wäre falsch, seine (sc. des Brauchwesens) Kausalität ins Mythisch-Numinose abzuschieben, denn Heiligkeit und Heiligung existieren nicht autark für sich allein, sie stehen vielmehr im Dienst der Absicherung aller zur Lebensbewältigung notwendigen Daseinsbereich“ (S. 9). Da kommen dann alle die im folgenden immer wieder hervorgehobenen Momente des Fruchtbarkeitswesens, der Paarung, heraus, deren Überinterpretation die an sich wichtigen Aufzeichnungen eben entwertet. Zunächst aber bringt Koenig eine allgemeine Darstellung des Klaubaufgehens, aus der immerhin die Bedeutung des Nikolausumzuges mit den Begleitpersonen Spielmann, Lotter und Lütterin¹⁾ ebenso hervorgeht, wie der so stark unterstrichene Lokalbrauch des Kampfes um den Stubentisch. Aber das ist das Gebiet der im Lauf

1) „Lotter“ und „Littrin“ heißt das Paar auch bei dem bemerkenswerten Maskenbrauch „Faulikat-Ziechn“ in Kals in Osttirol, der am Vortag des Georgstages (24. April) jährlich durchgeführt wurde. Vgl. Johann Trojer, Das „Faulikat-Ziechn“ in Kals (Osttiroler Heimatblätter, Jg. 48, Nr. 2 vom 28. Feber 1980, Lienz, S. 4, mit 2 Abb.).

der letzten Jahrzehnte immer aggressiver gewordenen „Klaubaufe“, durch die sich Koenig an die „Wilde Jagd“ erinnert fühlt. Es ist zwar von ihr in diesem Zusammenhang gar nicht die Rede, aber Koenig glaubt mit den Thesen Otto Höflers von 1934 abrechnen zu müssen. So viel Koenig von Höfler übernimmt, allmählich (S. 15) beginnt er daran zu zweifeln, daß es sich um „die Verkörperung von Totengeistern“ handle, wovon in Matrei ja auch kein Mensch etwas gesagt hat. Schließlich (S. 17) „erweist sich dieses Brauchtum keinesfalls als mythischer Totenumzug, sondern bestätigt sich lediglich als sehr reale, typisch männliche Gruppenaktion mit stark personsbezogenem Gefühlsanteil“. Für Koenig ist nämlich nicht der Tod, sondern das Leben wichtig, vor allem „die Partnerfindung zwischen Burschen und Mädchen“. Wozu man seiner Ansicht nach in Matrei also einen Nikolausumzug mit sehr lärmenden Begleitgestalten benötigt.

Von hier schweift Koenig zunächst zu den „Winterterminen“ aus. Bis zu den Schwabenkindern in Vorarlberg geht der Weg, aber auch zur „Nachtfreierei“. Selbstverständlich werden die Heiratsorakel der Vorweihnachtstermine herangezogen, mit einigen Merkwürdigkeiten, so etwa (S. 19) „In einigen Gebieten ist die heilige Barbara Begleiterin von Sankt Nikolaus“. Irgendwelche Forschungen über das stark ausgeprägte Barbara-Brauchtum haben Koenig wohl nie erreicht. Dafür eher die „Krampus-Grußkarten“ (S. 21), mit denen Koenig hart an die Gegenwartsvolkskunde herankommt, von der er sonst wohl auch schon weniger Gutes zu schreiben wußte²⁾.

Nun geht es zur „Funktion der Maske“. Dafür ist bei uns wohl schon ziemlich viel getan, aber Koenig kennt es offenbar nicht. Da stehen sozusagen Lese Früchte. Koenig versucht, ihm besser bekannte Gebiete wie Amulett oder „Auge“ hereinzu-beziehen. Vor allem aber sucht er den Übergang zu dem verdienstvollen Aufzeichnungskapitel „Die Osttiroler Maskenschnitzer“, bei dem sich, vermutlich zum Staunen vieler Außenstehender, herausstellt, daß es sich um Vorgänge im 20. Jahrhundert handelt. Von dem „Schnitzer Zipper“, der um 1905 gestorben sein soll, über Wallhorn († 1900) und Tobias Trost († 1975) wird hier berichtet, was Koenig nur erfahren konnte. Daß manche der Herkunftsgeschichten ihrerseits wieder leicht sagen- oder doch anekdotenhafte Züge enthalten, muß man sich freilich selbst dazu-denken. Aber die für einen Nicht-Kulturhistoriker bemerkenswerte Bemühtheit, wenigstens hier Realität zu orten, bleibt anerkennenswert. Auch der ganz offensichtliche Einfluß des Kinos auf die neueren Schnitzer (S. 33) wird nicht verschwiegen. Manchmal freilich geht Koenig seine Vulgär-Aufklärung auch hier durch. Die Erklärung, wie die angeschnitzten Eidechsen (S. 34) auf die Oberlienzer Masken kamen, mutet geradezu kindlich an. Andererseits trägt Koenig nützlich zur Kenntnis des Weiterwuchses bei, wenn er die Einführung von Masken aus Aluminium bespricht (S. 34), von denen offenbar bisher kein Stück eine zentrale Sammlung erreicht hat.

2) Otto Koenig, Urmotiv Auge. Neuentdeckte Grundzüge menschlichen Verhaltens. München-Zürich 1975. S. 467 ff. u.ö.

Nach diesem in vieler Hinsicht nützlichen Kapitel geht Koenig auf den „Klaubauf“ selbst ein, zunächst mit laienhaften Etymologien, auch mit Abschweifungen wie der über den Springstock, wozu die neuere Literatur doch auch einiges geboten hätte³⁾. Zentral ist für Koenig wohl der Satz (S. 38): „Der Klaubauf als Brauchtumsfigur hat vorerst keine Identität mit dem Teufel.“ Die ganze Nikolausspielliteratur, einschließlich Kretzenbachers vorzüglicher Darstellung des Mitterndorfer Spieles mit seinen gewaltigen Strohmasken usw.⁴⁾ ist an Koenig spurlos vorübergegangen. Dementsprechend ist auch alles weitere, was er über die Pelze und über die Schellen der Klaubaufe zu sagen hat, wenig förderlich. Daher wird auch das Kapitel „Sankt Nikolaus“ unergiebig, wenn man sich nicht den Kopf über den Exkurs „Äpfel“ (S. 44) abschütteln will. Da geht es immer sehr bald um „Partnerwerbung und Eheanbahnung“, was bei den Äpfeln und Nüssen im Kinderbeschenkbrauch ja so ungeheuer bedeutsam sein muß . . . Aber Koenig hat trotz gewisser Annäherungen immer noch nicht erkannt, daß er es in Matrei mit einer hybriden Endform eines alt-salzburgischen Nikolausspieles zu tun hat, sondern schweift wieder ab, glaubt im Nikolaus plötzlich eine Art von „Getreuem Eckart“ (S. 45) sehen zu müssen. Und immer wieder kommt ihm eben sein Vulgär-Materialismus in die Quere: „In alter Zeit war das Heischen, also das Betteln der Brauchtumsgruppen um Lebensmittel, die bei den stundenlangen Märschen über steile verschneite Wege als Verpflegung dienen konnten, gebietsweise durchaus notwendig.“ (S. 47) Die ganze Heischebrauchforschung ist für Koenig einfach nicht vorhanden⁵⁾. Das hindert ihn nicht, dann wieder ganz vernünftig darauf hinzuweisen, daß solches Heischen in der Gegenwart zu den verschiedensten Geldsammlungen „umfunktioniert“ werden kann. Man denkt mit einem gewissen Schmunzeln daran, wie sich etwa die Feuerwehren zur Zeit energisch dagegen wehren, für ihre mitunter sehr großen Feste besteuert zu werden . . . Aber das Büchlein ist und bleibt eben vielschichtig. Nun folgt ein Abschnitt über das „Publikum“, das noch einmal die Vorgänge bei den stark ritualisierten Aufzügen schildert. Ähnlich das nächste Kapitel, das die „Rolle der Kinder beim Klaubaufgehen“ darzustellen versucht, wobei Koenig merkwürdigerweise wieder der „Verhaltensunterschied zwischen den Geschlechtern“ (S. 55) besonders wichtig erscheint. Manches davon ist schlicht psychologisch richtig, vermutlich von der Kinderpsychologie längst beobachtet. Dann aber zurück zu den Darstellern. Ihre „körperliche Beanspruchung“ ist gezählt, gemessen, gewogen worden. Da kommt die naturwissenschaftliche Seite der Verhaltensforschung ganz zur Geltung. Nach diesem im wesentlichen von Gernot Graefe und Siegfried Carrer

³⁾ Kurt Graßhoff, Sprungstäbe und Stabsprung im niederländischen und alpenländischen Jagd- und Weidebrauch des 16. Jahrhunderts (ÖZV 29/78, 1975, S. 33 ff.).

⁴⁾ Leopold Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in der Steiermark (= Österreichische Volkskultur, Bd. 6) Wien 1951. S. 187 ff.

⁵⁾ Angefangen etwa von Herbert Wetter, Heischebrauch und Dreikönigs-umzug im deutschen Raum. Diss. Greifswald 1933, zu Hanns Koren, Kultmahl und Heischegang (Festschrift für Julius Franz Schütz. Hg. Bertold Sutter. Graz 1954. S. 388 ff.) und weiter bis zur Gegenwart.

geleisteten Untersuchungen wendet sich Koenig wieder den „Aktivitäten nach dem Lauf“ zu, also gemeinsamem Mahl, Schlußfeiern. Und erst jetzt versucht Koenig „Die Nachwirkungen alter Nikolausspiele“ festzustellen. Das geht nicht zuletzt auf den Film über ein Nikolausspiel in St. Georgen im Südtiroler Tauferertal zurück, den Simon 1965 gedreht und auch uns in Wien gelegentlich vorgeführt hat. Eine späte Anerkennung sozusagen, eine Art von Einlenken in die von der Volksschauspielforschung vorgezeichnete Bahn. Aber Koenig freuen diese Erkenntnisse offenbar am wenigsten. Er wendet sich sogleich einer angeblich vorhandenen „magischen Komponente“ zu, mit Amuletten, mit „Bösem Blick“, kurz, mit Dingen, die ihn eben mehr interessieren. Leider stehen auch da wieder Sätze, die man eigentlich auch an Koenigs Stelle doch nicht so hätte hinschreiben dürfen, etwa: „So stehen wir letztlich vor der erstaunlichen Tatsache, daß die Hörner des Teufels, des Krampus und mancher Schiachperchten einer gleichen Urfunktion entspringen wie die zweizackige Bischofsmütze des Nikolaus.“ (S. 68). Aber es muß bei Koenig eben immer rasch gehen, mit Heranziehung vermutlich ihm naheliegender, aber sonst längst ganz unbrauchbarer Literatur. Seine Vorliebe für die Etymologie bleibt ihm auch bei der ganz überflüssigen Erläuterung des Wortes „Hexe“ treu, wo er etwa zitiert: „Einen ähnlichen Sinn ergäbe der laut Martin(!) Bermann (1880) bestehende Zusammenhang mit den althochdeutschen Worten ‚haug‘ und ‚hug‘, etwa gleichbedeutend mit ‚Gemüt‘ und ‚Nachdenken‘.“ (S. 69). Wozu bloß das „Alt- und Neu-Wien“ des alten Moritz Bermann heranziehen, das nicht einmal ein Wiener Lokalhistoriker mehr in die Hand nehmen darf?

Aber Koenig wird mit solchen Dingen nicht fertig. Sein Interesse an den Paarungsbräuchen führt ihn im nächsten Kapitel zum „Gasselbrauch“, wozu er glücklicherweise doch das Buch von Ilka Peter von 1952 gelesen hat. Die Bemerkung über die einstmals so naheliegende Ruß-Maskierung (S. 72) geht freilich auf sein Konto. Ein weiterer Exkurs schließlich führt zum „Krampuslauf in der Gastein“, der im Gegensatz zum dortigen Perchtenlaufen offenbar bisher weniger aufgezeichnet wurde. So wunderlich manche Abschweifungen auch hier berühren, im ganzen ist es doch ein nützliches Kapitel. Mit der Zusammenstellung über die bisherigen Klaubauf- und Perchtenfilme, und mit den aufschlußreichen Abbildungen zusammen ergibt dies also doch noch einen einigermaßen befriedigenden Abschluß.

Leopold Schmidt

1855–1950. Im Dienste der bayerischen Fischerei. 125 Jahre Landesfischereiverband Bayern. Hg. Günter Keiz und Bruno Lang. 240 Seiten mit zahlreichen zum Teil farbigen Abb., München, Landesfischereiverband Bayern e. V. 1980.

Der vorliegende stattliche, auch ausgezeichnet bebilderte Band gehört zu jenen Büchern, die einem nur durch Zufall oder durch freundliche Widmung in die Hand kommen. Dabei ist das Werk selbstverständlich auch für das Fach Volkskunde interessant, vor allem durch den umfangreichen Beitrag des Würzburger Spezialkenners Walter Michael Brod „Historische Streiflichter auf Fisch und Fischerei“ (S. 173–237) mit nicht weniger als 66, zum Teil farbigen Abbildungen. Walter M. Brod, vor allem durch sein Buch „Altertümer und Bräuche der Fischerzunft zu

Würzburg“ (Würzburg 1954) fachlich wohlbekannt, hat hier besonders „Historische Fischbilder in Graphik und Malerei“ aber auch in der Plastik und im Zunftzeichen gesammelt und mit großer Vollständigkeit beschrieben und abgebildet. Es sind ganz erstaunliche Stücke darunter, etwa die Fischbilder auf Flugblättern wie jenes norddeutsche von 1597, das deutlich zwei kämpfende Geharnischte auf einem „Heringsartigen“ zeigt (Abb. 4). Vielleicht, wollen wir mit Brod schließen, handelt es sich um einen Hinweis um den Kampf gegen die Türken und die Wiedereroberung von Raab in eben jenem Jahr. Man sieht, daß diese sonst ja kaum greifbaren Bildzeugnisse nicht nur den Fischliebhaber, sondern auch den Kulturhistoriker interessieren können. Eine schöne Gegenleistung zu unserer alten Ausstellung „Volkskunst im Zeichen der Fische“, die wir 1975 im Stift Geras zeigen konnten. Walter M. Brod bezieht sich freundlicherweise auch mehrfach auf den Katalog jener Ausstellung.

Leopold Schmidt

Lambert Grasmann, Vilsbiburg in alten Ansichten. Die bauliche Entwicklung 1860–1930. Querformat, 148 Seiten, mit 96 Abb. im Text. Regensburg 1980, Verlag Friedrich Pustet.

Die neue Zuwendung zur landschaftlichen, ja örtlichen Vergangenheit hat es mit sich gebracht, daß eine beständig steigende Zahl von Märkten und Städten Bücher über ihre alten Ortsansichten herausbringt. Meist handelt es sich um Sammlungen von alten Ansichtskarten, wie man sie noch vor kurzem kaum gewürdigt hat, die sich im Flohmarkt-Zeitalter nun steigender Beliebtheit erfreuen.

Wenn zwei landschaftliche Kenner wie Fritz Markmiller und Lambert Grasmann sich an derartige Unternehmungen machen, sehen sie selbstverständlich viel besser aus. Grasmann hat sich als geschulter Archivar an die jüngere Geschichte von Vilsbiburg gemacht, der ostbayrischen Stadt unter der weithin bekannten Mariahilf-Wallfahrtskirche. Markmiller hat den Band in seine Reihe „Ostbayern im 19. Jahrhundert. Kultur und Volk“ aufgenommen, und so freut man sich, ein gediegenes Werk zu besitzen und künftig nützen zu können. Bau- und Besitzgeschichte der einzelnen Häuser wie der Wandel im Baubestand ganzer Komplexe wie vor allem des Stadtplatzes werden genau dargetan. Das bisher doch zu wenig berücksichtigte „Ostbayern“, das Land an Vils und Rott, wird durch solche Bucherscheinungen uns wieder nähergebracht.

Leopold Schmidt

Christa Hinze und Ulf Diederichs, (Hg.), Fränkische Sagen. 320 Seiten mit 100 Abb., Köln 1980, Eugen Diederichs Verlag. DM 29,50.

Wer nicht über die guten alten Sagensammlungen aus dem bayerischen, badi-schen und hessischen Frankenland verfügt, also etwa Baader (1851), Bechstein (1842), Karl Brückner (1921), Emil Grimm (1913), Herrlein (1851), Friedrich Panzer (1848/1855), Heinrich Pröhle (1879) und dazu noch den Schönwerth wie den Schöppner, den Wolf und den Wucke und wie sie alle heißen, wer alle diese meist

längst vergriffenen Sammlungen nicht besitzt, der wird sich freuen, hier eine recht gediegene Auswahl nun in die Hand zu bekommen. Eigentlich handelt es sich wieder um einen Band in der Art des einstmals von Paul Zaunert gegründeten „Deutschen Sagenschatzes“. Er war auch tatsächlich als Band 19 dieser Reihe geplant, und Eugen Diederichs selbst, wie das Vorwort mitteilt, bemühte sich noch um Bildvorlagen dafür. Aber dann kam es eben doch nicht mehr dazu, und so hat der Band sozusagen ein halbes Jahrhundert Verspätung. Es hat ihm nicht geschadet, nun konnten doch neuere Sammlungen wie die von Josef Dünninger (1964) berücksichtigt, und auch einige unveröffentlichte Aufzeichnungen aus dem Marburger Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung aufgenommen werden.

Die Sammlung ist nicht, wie Paul Zaunert das gemacht hätte, nach Motivgruppen gegliedert, sondern nach den einzelnen fränkischen Landschaften vom Spessart über die Rhön und Grabfeld über das Maintal und den Steigerwald zur Fränkischen Alb, zum Coburger Land, vom Frankenwald bis Hof, und noch zum Fichtelgebirge und ins Grenzgebiet zwischen Rotem und Weißem Main. Das ergibt einen guten Querschnitt, motivreich, abwechselnd nach den Quellen erzählt, wobei diese Quellen in Anmerkungen angegeben sind. Sogar ein Ortsregister und ein Verzeichnis der Historischen wie der Sagengestalten erschließen den Band, dessen Texte durch viele meist alte Bilder, Holzschnitte und Stiche, aufgelockert erscheinen.

Leopold Schmidt

Louis Carlen (Hg.), *Forschungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde*. Bd. 2, 200 Seiten mit mehreren Abb., Zürich 1979, Schulthess Polygraphischer Verlag. sfr 48,-.

Von der Volkskunde her ist stets ein besonderes Augenmerk auf die Rechtsgeschichte und Rechtsarchäologie zu wenden, da sich diese Gebiete immer wieder als engste Nachbarbezirke der eigenen Disziplin erweisen. Das gilt auch für diesen wieder von Louis Carlen umsichtig betreuten Band, der neun Beiträge enthält, die man eigentlich alle als „rechtsvolkskundlich“ bezeichnen kann. Das gilt zumal für den verhältnismäßig umfangreichen österreichischen Beitrag: Hermann Steininger gibt mit „Beiträge zur Rechtsarchäologie in Niederösterreich“ eine Zusammenfassung seiner durch viele Jahre nun schon erarbeiteten Ergebnisse, mit zehn Abbildungen wirksam ausgestattet. Dann behandelt Raimund J. Weber „Schwäbisch Hall-Limpurger Floßmäler“, als einen Beitrag zur Rechtsarchäologie der Marke und zur Rechtsgeschichte der Flößerei. Sehr wichtig weiters die Abhandlung „Trinkgefäße im Rechtsgebrauch“ von Louis Morsak, wobei auch Trinkgefäße als Zunftzeichen, als Herrschaftszeichen usw. behandelt wurden. Der Schweizer Theodor Bühler handelt über „Rechtssprachliche Bedeutungsbreite als Spiegel der Rechtswirklichkeit“, was sich vor allem auf die Volksversammlung im Früh- und Hochmittelalter bezieht. Witold Maisel versucht „Die Abgrenzung der Rechtsarchäologie und der Rechtlichen Volkskunde“ zu erörtern, woraus sich gleichzeitig ein bemerkenswerter Überblick über die entsprechende Literatur ergibt. Hans Constantin Faussner wertet „Die Acta Murensia als Quelle für die Rechtliche Volkskunde“ aus, wobei zu bemerken ist, daß die Acta des schweizerischen

Klosters Muri immer schon auch die österreichischen Historiker (Hans Hirsch vor allem) interessiert haben. Durchaus bemerkenswert der folgende Vortrag von Elmar Lutz über „Die Nacht im Recht“. Stärker der reinen Rechtsstrafgeschichte zugewendet der Beitrag von Cristina Bukowska Gorgoni über Wahrheit und Legende im Fall der „Strafe des Säckens“. Aus etruskischen und römischen Vorformen ist die „Poena culei“ in die Rechtsvorschriften der verschiedenen Völker des Mittelalters geflossen, und ungefähr ein Jahrtausend lang an Elternmördern und ähnlichen Verbrechern vollzogen worden. Weniger grausig muten die „Sittenmandate“ im alten Wilan, über die Magdalen Bliess-Grabher berichtet. Was sie über Fluchen und Lästern, über Einhaltung der Sonntagspflicht oder auch über die Fastnacht berichtet, ergibt viel zur Brauchgeschichte, wie dies auch anderwärts ähnlich erhoben wurde. Wir sind da der allgemeinen, von der Volkskunde verwalteten Brauchgeschichte näher als bei manchen anderen Artikeln des inhaltsreichen Bandes. Willkommene, reiche Ergänzungen also zur süddeutschen und schweizerischen Brauchgeschichte.

Louis Carlen geht in seinem kurzen Vorwort von den Arbeiten des Grazer Rechtshistorikers Hermann Baltl aus. Wir freuen uns darüber, daß dessen schöne Veröffentlichungen offensichtlich auch in der Schweiz auf fruchtbaren Boden rechnen können. Der Gewinn ist dementsprechend nicht nur bei der schweizerischen, sondern auch bei unserer Rechtsvolkskunde

Leopold Schmidt

Leopold Kretzenbacher, *Legendenbilder aus dem Feuerjenseits*. Zum Motiv des „Losbetens“ zwischen Kirchenlehre und erzählendem Volksglauben (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 370 Bd.), 55 Seiten, 7 Abb. auf Tafeln. Wien 1980, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, öS 98,-.

Die Reihe von Kretzenbachers Legendenstudien wird immer länger. Auf so manchen Umwegen ist er seit Jahrzehnten immer wieder auf diesen Sonderpfad eingeschwenkt, besonders dann, wenn ihn die legendengemäße Erklärung eines Bildmotives dazu reizte. Das „Bilder-Denken“ und „Bild-Erzählen“ ist offenbar ein zentrales Anliegen seiner Forschungen geworden.

Im vorliegenden Fall geht es vor allem um die Erlösung des „guten“ Kaisers Trajan, der durch den hl. Gregor den Großen aus dem „Feuerjenseits“ losgebetet wird. Es spielen zwar immer die Fragen von Hölle und Fegefeuer hinein, aber wesentlich für die Maler blieb doch, daß der gewaltige Kirchenvater mächtig dasitzen konnte und den kinderkleinen nackten Kaiser gewissermaßen aus den vor ihm aufgebrochenen Flammenabgrund herausheben durfte. So hat vor allem Michael Pacher zweimal die Szene dargestellt. Die in den letzten Jahren stark angestiegene Trajansliteratur und Trajansikonographie haben hier offenbar noch besonders anregend gewirkt, nunmehr auch von seiten der historischen Volkskunde ein Wort dazuzusagen. Und nicht nur dazu, sondern auch zu der sehr bemerkenswerten Parallele der hl. Odilia, die in ganz gleicher Weise ihren sehr wenig frommen Vater, den Herzog Eticho vom Elsaß aus dem Feuerjenseits losbeten konnte. So weitgehend, daß er im Spät-

mittelalter dann selbst als „Sanctus Eticho“ auf dem Odilienberg verehrt werden konnte. Das bekannte Motiv der „Textilreliquie“, nämlich das wunderbarlich erhaltene Totenhemd Etichos, durfte da nicht fehlen.

Die Ausführungen Kretzenbachers zeigen in sehr bemerkenswerter Weise, wie verschlungen die Wege zu einem auch nur halbwegs möglichen Verständnis solcher mittelalterlichen Legenden und ihres Hinüberspielens in die volksglaubensmäßige Wirklichkeit sind. Man muß die Literaturgeschichte mit Dantes „Inferno“ gleichermaßen wie die Vorauer „Kaiserchronik“ kennen, um die verschiedenen Motivfassungen gegeneinander abwiegen zu können. Man muß die oft provinzielle Kunstgeschichte mitbeachten, beispielsweise die Werke des Münchner Malers Gabriel Mäleßkircher, ganz zu schweigen von Hauptwerken wie dem Berner Trajansteppich und ähnlichen Kostbarkeiten, die schon wieder von der Kunstgeschichte zur Rechtsgeschichte hinüberführen, weil doch nicht wenige der Darstellungen des als besonders gerecht angesehenen Kaisers Trajan in deutschen Rathäusern hingen. Man müßte vielleicht, um hier noch eine Frage anzuschließen, auch die politische Geschichte heranziehen: Hat man Legenden wie die vom an sich doch recht ungehobelten Herzog Eticho nicht vielleicht doch auch aus politischen Gründen so stark aufgewertet? Zu gewissen Zeiten bemühten sich die Habsburger immerhin sehr, einerseits von römischen Caesaren abzustammen, andererseits aber auch ganz real mit jenen frühen Elsässer Herzögen verwandt zu sein, deren bekanntester nun einmal jener Eticho war¹⁾.

Wir wissen es nicht, und die Aufklärung solcher Probleme ist wohl auch nicht unsere Sache. Aber das Beispiel zeigt vielleicht wieder einmal, wie vorsichtig man beim Beurteilen gerade solcher „Volksüberlieferungen“ sein muß. So manche Sage hat sich schon als versteinerte „Polit-Propaganda“ erwiesen. Das mag doch auch bei den Legenden ab und zu der Fall gewesen sein?

Leopold Schmidt

Barbara Pischel, Kulturgeschichte und Volkskunst der Wandalen
(= Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Volkskunde usw., Bd. 17), 433
Seiten mit 42 Abb., Frankfurt am Main 1980, Peter D. Lang, sFr. 65,-.

Der Titel des vorliegenden Bandes muß Aufsehen erregen: Allzulang, jahrzehntelang haben sich jüngere Vertreter von der „historischen Volkskunde“ ferngehalten, haben frühere Ansätze zur Erschließung der spätantiken und frühmittelalterlichen Volksüberlieferung nicht weiter geführt. Erst in letzter Zeit kommen neue Anstöße, und zwar von außen, von der Seite der Frühmittelalterforschung. Im Vorjahr ist der gewichtige Band von Herwig Wolfram, Geschichte der Goten (Mün-

¹⁾ Die umfangreiche, aber auch widerspruchsvolle historische Literatur dazu kritisch dargestellt von Alphons Lhotsky, Das Haus Habsburg (= Lhotsky, Aufsätze und Vorträge, hg. Hans Wagner und Heinrich Koller, Bd. II), Wien 1971, S. 80, 83f., 86 f., 100.

chen 1979) erschienen, der sich im Untertitel ausdrücklich „Entwurf einer historischen Ethnographie“ nennt. Das sind also Ansätze, die sehr genau und eventuell auch kritisch beachtet werden sollten.

Barbara P i s c h e l in Berlin hat vor Jahren als Vertreter einer Stadt- und Gegenwartsvolkskunde gegolten. Das hier vorliegende Buch bedeutet also eine Überraschung. Und wenn man den Forschungsstand über die Volkskultur und Volkskunst der Völkerwanderungsgermanen kennt, muß die Überraschung über ein derartiges Wagnis noch viel größer sein. Daher sei von vornherein und positiv festgestellt, daß ein solcher Versuch, mit Heranziehung aller Quellen, aller Museumsbestände, aller Ausgrabungen über die Wandalen etwas Neues auszusagen, sicherlich bemerkenswert sein muß. Frau Pischel ist den Spuren der Wandalen, wo immer sie solche vermutete, persönlich nachgegangen. Vor allem in Nordafrika, wo sie fast unbetretbare, fast immer unphotographierbare Ruinenstätten begangen hat, mit großem persönlichen Gewinn, wie ihre tagebuchartigen Eintragungen bezeugen; ob auch mit sachlichem Gewinn, das läßt sich kaum entscheiden, denn Barbara Pischel hat so viel an Archäologie, Namenkunde, Numismatik usw. in ihre Aufzeichnungen eingearbeitet, daß es eines gewiegten Spezialisten bedürfte, der all das nachprüfen könnte. Besonderen Wert hat sie auf das Nachleben von Wandalen in Europa, nicht zuletzt in den Alpen, in Churrätien und in Südtirol gelegt, und dort Dinge wie die rechtlich gebundene Wasserverteilung oder auch den Perglbau beim Wein mit nachlebenden Wandalen so in Verbindung gebracht, daß sich vermutlich eine gewisse Skepsis dagegen einstellen wird.

Skepsis zu vielen Stellen in fast allen Kapiteln, die sich sowieso nicht leicht lesen, das wird mit fortschreitender Lektüre zum Haupteindruck. Vor allem, wenn Frau Pischel mit sprachlichen Fragen und Argumenten einsetzt. Kann jemand wirklich den Namen von Rusguniae in Nordafrika mit den alpinen Ruguskern zusammenbringen (S. 55)? Glaubt noch jemand außer Frau Pischel, daß nordafrikanische Gewässernamen wie Darse mit dem Darß an der Ostsee zusammenhängen (S. 63) und Buna la Neuve in Hippo irgendetwas mit dem deutschen „Bühne“ als Flußbauwerk zu tun hat (S. 64)? Der hl. Laurentius trägt als Märtyrerattribut die Palme. Bei Frau Pischel kann das zu dem Satz führen „Seine Attribute aber sind die Palme, das Rauchfaß und der Rost, alles drei im damaligen wie im heutigen Nordafrika alltägliche Dinge“ (S. 84). Dagegen ist es ja harmlos, wenn Frau Pischel eine Apfelmöstopresse im Museum von Steyr für eine Weinpresse hält (S. 84); daß sie darauf „Kerbschnitt-Ornamente“ sieht, „wie die hölzernen Hausgeräte wandalischer Funde“, ist freilich nur mehr grotesk. Solche halb sachliche, halb sprachliche Fehldeutungen häufen sich manchmal ganz erstaunlich, so in dem Kapitel „Berka und Mufte“, was als „philologischer Exkurs“ (S. 89) ausgegeben wird. Von den südtirolischen „Pergln“ (Pergolen!) zur tunesischen Gemeinde Berka wie zu Bad Berka in Mitteldeutschland ist da jeweils nur ein Schritt. Das steigert sich bis zum Unerträglichen, wenn bei der Erläuterungen der „Tablettes Albertini“ Namen wie „Vally“ auftreten, und dazu ohne weiteres „Wally, Saaletal 20. Jd.“ vermerkt wird. Die Verfasserin hat offenbar zumindest für solche Kapitel keine Fachliteratur, kein Nachschlagewerk zur Namenkunde herangezogen, wie für jedermann sonst doch selbstverständlich. Lutz Mackensen etwa hat den Vornamen „Horst“ nicht als Personennamen erklären

können¹⁾; Frau Pischel glaubt, daß er die Nachfolge des angeblich vandalischen Männernamens „Hostrildi“ sei. Aber ihr klingt eben alles vandalisch und zwar mit erstaunlich weiten Rückbezügen: auf S. 135 erfahren wir sogar, daß die Sippe der „Hattinge“ eigentlich das „Hethitische Königshaus“ gewesen sei, und von da gehts in die Erörterung der Hasdingi und Silinge hinüber, daß die altgermanistischen Namenforscher sich nur so wundern werden. S. 154 trägt zu den Schmuckgürteln manches aus Antikenmuseen bei, was man bisher für islamisch halten mochte, was Frau Pischel aber alles als vandalisch erkennt. Für sie hat das nicht nur in Nordafrika weitergelebt, sondern auch in Europa: „Die Technik des Aufsetzens von Steinen auf durchgehende Edelmetallplatten in hoher Fassung wurde von Goldschmieden im deutschsprachigen Siebenbürgen bis 1943 noch beherrscht; sie ging auch bei ihnen seitdem verloren“ (S. 155). Etwas mehr Disziplin, und die Schmuckforschung hätte vielleicht einhaken können. Aber so wird jede derartige Aussage verdächtig, zumindest wandalen-verdächtig.

Nach längeren Versuchen, diesen Text zusammenhängend zu lesen, ermattet der Rezensent und kann nur mehr Stichproben machen. Er erfährt dabei etwa folgendes: Der hl. Augustinus kannte im Jahr 410 zwei Persönlichkeiten namens Melanie und Pinianus. Der Heilige hat sich mit den Wohltätern nicht besonders beschäftigt, wohl aber Frau Pischel mit dem Namen der Ehefrau: „War Melanie schwarzhaarig, wie aus dem Namen zu deuten wäre, der bis in die Gegenwart in Mitteldeutschland, im Raum vandalischer Rückzugsgebiete, noch üblich ist, wo sich in abgelegenen Dörfern mit eigentümlicher Mundart ein schwarzhaariger Typus erhalten hat?“ (S. 211). Also schwarzhaarige Wandalinnen namens Melanie in Mitteldeutschland, – man wird verzeihen, daß bei solchen Konfusionen dem Rezensenten die Geduld ausgeht. Bei näherem Zusehen und intensiverem Lesen lassen sich Dutzende ähnlicher Perlen der vandalomanen Interpretation finden. Für uns aber muß es genug sein. So sehr man es bedauern mag, so sehr man die mitunter offenbar mit persönlicher Hingabe und großem Fleiß geführten örtlichen Untersuchungen anerkennen möchte, insgesamt sind sie einfach nicht positiv zu werten.

Leopold Schmidt

Freilichtmuseen und Denkmalpflege. Open Air Museums and the Preservation of Monuments. Tagungsbericht Cardiff 1978. (= Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde Nr. 18) Hg. Adelhart Zippelius. 160 Seiten, Köln 1980, Rheinland-Verlag GmbH, in Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn.

Die Freilichtmuseen haben sich eine eigene „Internationale“ geschaffen, ihren „Verband europäischer Freilichtmuseen“, den Adelhart Zippelius geschickt organisiert, mit dem Hintergrund seines nunmehr schon zum „Landesmuseum für Volkskunde“ gewordenen Freilichtmuseums in Kommern in der Eifel. Die Tagung 1978 fand in Cardiff statt, das Welsh Folk Museum bot Gastfreundschaft. Die Vorträge und Berichte sind in englischer und deutscher Sprache abgedruckt, so daß man

¹⁾ Lutz Mackensen, Das große Buch der Vornamen. München 1969, S. 88 f.

einen vernünftig benützbaren Band vor sich hat, dessen Zustandekommen nicht zuletzt Trefor M. Owen, dem Curator des Museums in Cardiff zu verdanken ist.

Die Vorträge behandelten die dem Gesamthema entsprechenden Gesichtspunkte. Für „Freilichtmuseen und Denkmalschutz in Österreich“ sprach Kurt Conrad. Von Einzelberichten ist der von Franz C. Lipp über „Den gegenwärtigen Stand der Freilichtmuseen in Oberösterreich“ mit dem besonderen Eingehen auf den Stand des Ausbaues des Museumsgutes Samesleiten namhaft zu machen. Von Nachbarländern ist besonders der Bericht von Max Gschwend über die Eröffnung des Schweizerischen Freilichtmuseums Ballenberg ob Brienz zu nennen. Von den vielen oft sehr beachtlichen Berichten möchte ich besonders den von George B. Thompson hervorheben, der über „Volkskundemuseen und Bildung“ sprach. Thompson sprach über die bedeutsame bauliche und gestalterische Weiterentwicklung des „Ulster Folk & Transport Museum“, das seinen Ausführungen nach zu einem Volksbildungszentrum weiter gestaltet werden soll. Man hat den Eindruck, daß dort im letzten Drittel unseres Jahrhunderts Gedanken weitergeführt und wohl auch in die Wirklichkeit umgesetzt werden sollen, die einstmals, zu Anfang des Jahrhunderts, von der durch die Jugendbewegung angeregten Erwachsenenbildung entwickelt wurden. So bedeutsam das vielleicht für die Landschaft Ulster sein mag, vom alten sicheren Ufer der eigentlichen Volkskundemuseen aus mag man sich doch fragen, ob diese Entwicklung nicht von der Wissenschaft wegführt. „Bildung“ auch in einem offenbar sehr ideal gemeinten Sinn hat doch auch in angelsächsischen Ländern einen anderen Klang, einen anderen Wert als Wissenschaft. Niemand ist es verwehrt, sich aus den wissenschaftlichen Ergebnissen der Volkskunde Bildungswerte zu destillieren: Sie selbst aber tut es nicht, hat es nie getan und sollte es auch weiterhin nicht tun. Aber die Verhältnisse in Ulster mögen ja ganz andere sein als bei uns.

Im Anschluß an diese sehr bemerkenswerten Vorträge im Bereich der europäischen Freilichtmuseen sei hier noch auf eine kleine aber interessante Neuerscheinung hingewiesen:

Hans Falkenberg, Freilichtmuseen in den USA (Sonderdruck aus den „Freundeskreisblättern“ des Freilichtmuseums Südbayern w. V., Großweil bei Murnau, Bd. 10, 1979, 48 Seiten mit zahlreichen Abb.).

Hans Falkenberg ist ein, wie man so sagt, engagierter Sammler und Liebhaber alter bäuerlicher Kultur. Er hat sich nach Kenntnisnahme der entsprechenden Einrichtungen in Europa auch in den Vereinigten Staaten umgesehen und die dortigen Freilichtmuseen, 164 an der Zahl, genau besichtigt, und nicht nur ihre oft sehr bescheidenen Gebäude, sondern auch ihre Pflege, ihr zum Teil bewußt gestaltetes Innenleben kurz geschildert. Das Heft ist ungemein aufschlußreich und verleitet wohl auch zum Nachdenken über die großen und grundsätzlichen Unterschiede zwischen europäischer und nordamerikanischer Volkskultur. Einen Teil davon mag man nach Kenntnisnahme dieser kleinen Museen wohl etwas besser verstehen. Wirklich beurteilen könnte man diese Bestrebungen nur, wenn man sie nach, sagen wir, einem Vierteljahrhundert wiedersehen würde. Aber das gilt bekanntlich für alle Freilichtmuseen.

Leopold Schmidt

Das große Werk, das sich offenbar allmählich innerlich anreichert, ist zwar erst beim Buchstaben „B“ angelangt, bringt aber doch in jeder Lieferung auch für uns Bemerkenswertes. So auch in dieser 8. Lieferung, von der unter anderem bemerkt werden darf, daß sich für die volkskundlich-kulturhistorischen Artikel in steigendem Ausmaß der Einfluß des Institutes für Realienkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sowie jener des Institutes für Volkskunde an der Universität Würzburg bemerkbar macht.

Wir vermerken an sachlich wichtigen Einzelartikeln: „Bart“ (H. Hundsichler), „Basilisk“ (leider ohne Kenntnis des berühmten sagenumwobenen Wiener Hauszeichens), Basken, Baubetrieb, Bauhütte. Eine besondere Erwähnung verdienen die großen Sammelartikel „Bauer, Bauerntum“, die mehr über das Bauernwesen im Mittelalter aussagen als die meisten bisherigen Darstellungen. Der in sich vielgliedrige Artikel stammt von W. Rösener, G. Köbler, H. Hundsichler, G. Wirth, R. Fossier, L. Adão da Fonseca, V. Fumagalli, R. L. de Lavigne, H. Ehrhardt, B. Zientara, M. Hellmann, H. Rüß, M. Kaplan, S. Čisković, C. Kahen, S. Faroghi u. a. Das Ausgreifen dieser Artikel auch nach dem Osten und Südosten bereichert unser Gesamtbild vom mittelalterlichen Bauerntum ganz beträchtlich. Beinahe eine Überraschung stellt es wohl dar, daß auch ein ausführlicher Artikel „Bauernhaus“ aufgenommen wurde, obwohl doch das mittelalterliche Bauernhaus in den meisten Ländern kaum zu erschließen ist. Die Verfasser H. Hinz und Konrad Bedal haben daher auch den Süden Europas ganz ausgeklammert. Die anderen Länder sind dagegen eingehend behandelt, auf dem Stand des derzeitigen Wissens. Ob es die „volkskundliche“ Bauernhausforschung verdient hat, Sp. 1607, von Bedal unter Anführungszeichen genannt zu werden, sei hier nachdrücklich bezweifelt: Man muß gewiß nicht mit allen Ergebnissen dieser Forschungsrichtung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einverstanden sein. Aber ohne die damalige Forschung, die tatsächlich ein Zentralgebiet der kulturhistorischen Volkskunde bildete, wäre wohl kaum viel an Erkenntnissen gefördert worden.

An eher der geistigen Volkskultur zugehörigen Artikel seien noch „Baumeister-sage“ (E. Wimmer), „Bauopfer“ (H. Daxelmüller) und „Bauplatzsage“ (E. Wimmer) genannt. Heiligen-Artikel gibt es diesmal wenige, nur der hl. Bartholomäus (M. Zender) muß eigens genannt werden. Die an ihn geknüpften Sagen, Wetterregeln, Arbeitstermine erscheinen kaum berücksichtigt, aber vermutlich sind sie eben noch nicht mittelalterlich bezeugt.

Leopold Schmidt

Klaus Anderegg, *Durch der Heiligen Gnad und Hilf. Wallfahrt, Wallfahrtskapellen und Exvotos in den Oberwalliser Bezirken Goms und Östlich-Raron* (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 64), 348 Seiten mit 143 und 216 Abbildungen, Basel 1979, Verlag G. Krebs AG, in Kommission bei Rudolf Habelt, Verlag GmbH, Bonn, sFr. 40,-.

Vor nunmehr fast schon fünf Jahrzehnten hat die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde mit der ungemein verdienstvollen Inventarisierung der schweizerischen Votivgaben begonnen. Ernst Baumann, der sich in den Vierzigerjahren sehr intensiv damit beschäftigte, ist dann darüber hinweggestorben. Die Sammlung ist vielleicht dadurch in manchen Landschaften etwas lückenhaft geblieben. Nachsammlungen wurden versucht, mit viel Erfolg, wie das vorliegende Buch zeigt, in dem volkskundlich in den jüngst vergangenen Jahren besonders eingehend erforschten Oberwallis.

Aus dieser Nachsammlung in den Jahren 1968 bis 1970 ist die vorliegende äußerst gründliche Arbeit entstanden. Sie ist eine Wallfahrtsmonographie, welche Erfahrungen der älteren Forschung vor allem in Bayern sich zunutze macht, und an die Veröffentlichungen von Rudolf Kriss, aber auch von Lenz Kriss-Rettenbeck, Karl-Sigismund Kramer usw. erinnert. Die eindringliche Walliser Lokalforschung konnte mit Nutzen zur historischen Vertiefung herangezogen werden. Arnold Niederer in Zürich hat die Arbeit als Dissertation betreut.

Das Buch gibt zunächst einen Einblick in die Geschichte und Geographie des an sich kleinen Gebietes, das einstmals zum Teil den Bischöfen von Sitten, zum anderen Teil den Herzögen von Savoyen unterstand. Im ersten Hauptteil werden dann Wallfahrt und Wallfahrtskapellen des Gebietes genau untersucht, zunächst, soweit gegeben, die vorbarocken Wallfahrten, dann nach einer Betrachtung über das religiöse Leben zwischen Mittelalter und Barock, die barocken Wallfahrten, die ja im wesentlichen das Gesicht dieser Kultlandschaft prägen. Marienwallfahrten, Kreuzkapellen und Heiligenkapellen werden genau besprochen. Dazu kommt die Darstellung der Prozessionen und Bittgänge, der Wallfahrten außerhalb des Gebietes, schließlich die modernen Wallfahrten. Der zweite Hauptteil bringt dann den ausführlichen Katalog der Exvotos, in dem alle Votivbilder nicht nur beschrieben, sondern auch kleinformatig abgebildet sind. Da wird genau auf die äußere Form der Bilder geachtet, aber auch auf das Kompositionsschema und schließlich auf die Bildelemente von den Gnadenbildern bis zum Inschriftenteil. Stil und Maler, soweit man darüber etwas aussagen kann, finden sich eigens behandelt.

Mit den Dokumenten zu den Exvotos und der genauen Kennzeichnung aller in Frage kommenden Quellen wird die mühsame, sorgfältige Arbeit abgeschlossen. Man erinnert sich gern an die vielzitierten österreichischen Gegenstücke dazu, etwa an Klaus Beitzls „Votivbilder aus dem Montafon“ (1964) oder an Nikolaus Koglers „Votivbilder aus dem östlichen Nordtirol“ von 1966. Die bewährte Sonderdisziplin der Wallfahrtsvolkskunde bringt doch ab und zu immer wieder sehr gediegene Ergebnisse, und daß in der Schweiz nunmehr wieder ein solches schönes Ergebnis wohlausgestattet erscheinen konnte, soll besonders bedankt sein.

Leopold Schmidt

Leo Frobenius, *Schwarze Sonne Afrika. Mythen, Märchen und Magie*. Hg. Ulf Diederichs, 384 Seiten, Köln-Düsseldorf 1980, Eugen Diederichs Verlag, DM 29,80.

Die folgenden Zeilen sollen nur ein Hinweis darauf sein, welche Möglichkeiten der Beobachtung des Märchens im „Schwarzen Erdteil“ heute auch für uns bestehen. Die Sammlungen, von denen wiederum der Verlag Eugen Diederichs eine solche Anzahl vorlegt, sind doch jedesmal als Querschnitte gedacht, wobei die einzelnen Bände manchmal das Erzählgut von Stämmen oder Stammesgruppen, manchmal auch von Staatsbevölkerung darbieten. Daß der Verlag ein gewisses Gewicht darauf legt, derzeit aktuelle Länder oder Landstriche auf diese Weise repräsentiert zu bekommen, ist immer wieder spürbar.

Einen Gesamtüberblick versucht Ulf Diederichs durch den Auswahlband aus dem zwölfbändigen Atlantis-Werk von Leo Frobenius zu geben. Frobenius hat auf seine Weise Afrika neu entdeckt. Ein Feldforscher wie kaum ein zweiter, ein kulturhistorisch-kulturgeographisch denkender Entschlüssler alten Mythenwesens hat Frobenius von seinen drei mächtigen Bänden „Und Afrika sprach“ 1912/13 bis zum letzten „Atlantis“-Band 1928 das alte Erzählgut Afrikas gesammelt und geordnet, so daß heute noch ein großer Teil der Forschung darauf basiert. Der Auswahlband „Schwarze Sonne Afrika“ versucht einen großen Querschnitt zu geben, mit einem halben oder auch einem ganzen Dutzend von Erzählungen aus jedem landschaftlichen oder stammheitlichen Komplex. Eine Übersicht der west- und mittelafrikanischen Staaten ermöglicht die Einordnung dieses Sammelgutes in die heutigen politischen Landschaften.

Märchen der Weltliteratur. Neue Bände mit Schwerpunkt Afrika, Köln-Düsseldorf 1980, Eugen Diederichs Verlag.

Die über Frobenius hinausführenden Ergänzungen durch neue Sammler sind durch vier neue Bände der großen Serie gegeben. Andreas und Waltraud Kronenberg haben darin die „Nubischen Märchen“ herausgegeben, Almut Seiler-Dietrich die „Märchen der Bantu“, Ulla Schild „Westafrikanische Märchen“, und Sigrid Schmidt legt „Märchen aus Namibia“, also aus dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika vor. Während die Auswahl aus Frobenius unkommentiert dargeboten wird, enthalten die vier Bände der „Märchen der Weltliteratur“ wie immer informierende Nachworte und Typenverzeichnisse.

Gert Chesi, Susanne Wenger. *Ein Leben mit den Göttern*. Großformat 256 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Schwaz 1980, Perlinger Verlag.

Mit dem Buch über die Wiener Künstlerin Susanne Wenger, die sich seit Jahrzehnten bei den Yoruba aufhält, kehrt man eigentlich wieder zu Frobenius zurück. Nicht zu dem Sammler, sondern zu dem Mythendeuter. Denn Susanne Wenger, künstlerisch und wissenschaftlich in ganz erstaunlichem Ausmaß in das Leben und Denken der Westafrikaner eingelebt, hat versucht, diese Mythen nachzuerleben und weiterhin künstlerisch nachzuformen. Man spürt ihre Abneigung gegen die normale Forschung, wenn sie sehr zurückweisend etwa von den „von Dolmetschern, die aus den kulturell dehydrierten Klassen stammen, handgefütterten Sammlern

von Märchen und Mythen“ schreibt (S. 64). Die unheimliche Beliebtheit der Künstlerin mit dem scharfen Intellekt kommt durch die von Chesi aufgezeichneten Interviews vorzüglich heraus. Nachempfinden wird man ihr Denken und Tun freilich kaum können. Aber man betrachtet mit einer gewissen scheuen Bewunderung die ganz hervorragenden Photo-Aufnahmen, die Chesi von den abschreckend häßlichen Kunstgebilden gemacht hat, welche sozusagen die legitime Weiterformung des alten geistigen Erbes der Yoruba sein sollen.

Wer die verschiedenen Märchenbände, die letztlich doch immer verbale Extrakte aus einer großen Fülle sind, wirklich verständnisvoll für sich liest, sollte sich den Band über Susanne Wenger danebenlegen. Vielleicht würde daraus ein gewisses Verständnis für an sich für uns fast unverständliche Erscheinungen erwachsen.

Leopold Schmidt

Anzeigen/Einlauf 1974-1980

Themenkreis: Weihnachten/Neujahr

Erstellt von Klaus Gottschall

Anonym, Zur Einführung des Christbaumes in Österreich. Brauchtum zur Advent- und Weihnachtszeit. O.O., (1977), unpag., (21 Bl.). 24.886 SA

Anonym (H. N.), Grazer Weihnachtskrippen. In: Stadtanzeiger Graz, Dezember 74. Graz, Verkehrsverein der Stadt Graz, 1974, S. 13-17, 1 Abb. 22.898 SA

Hans Max von Aufsess, Nürnberger Christkindlesmarkt. Verlag Nürnberger Presse, Nürnberg 1975, 22 S., 4 Abb. 24.566 SA

Hermann Bausinger, Adventkranz. In: Ethnologia Bavarica. Studienhefte zur allgemeinen und regionalen Volkskunde, hg. von Wolfgang Brückner und Lenz Kriss-Rettenbeck. München und Würzburg 1977, 31 S., 3 Karten (repr. aus Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, 1970). 24.523/4 N

Klaus Beitzl, „Alte Weihnachtskrippen aus Österreich“. Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien, in Matzen, 1977, 11 S., hektogr. 24.825 FM-Ö

Derselbe, Alte Weihnachtskrippen aus Österreich. Eine Krippenausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloß Matzen, Niederösterreich. SA aus: Österreichische Ärztezeitung - Kultur im Zeitgeschehen, Jg. 33, Heft 1, 1978, S. 27-28, 1 Abb. 24.867 SA

Elisabeth und Willi Fährmann, Kinderfeste im Kirchenjahr. Echter Verlag, Würzburg 1973, 126 S., Abb. 22.729 N

Helmut Paul Fielhauer, Christbaum-Nachlese. Zu seiner Einführung in Wien. SA aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIII/82, 4-1979, S. 282-299. 26.510 SA

Karl Eugen Fürst, Karl Julius Schröer, Das Oberuferer Christgeburt Spiel. Original-Aufzeichnung einer Inszenierung aus dem Jahre 1926. Mit Beiträgen über das „Paradeisspiel, Schuster und Schneiderspiel. Beurlaubungslied, den Teufelsspruch, die Rätelfragen und die Comedia 1693“. Verlag Uni-Druck, München 1977, 170 S., Abb. 24.718 N

Werner Galler, Weihnachten in Niederösterreich. Verlag Niederösterreichisches Pressehaus, St. Pölten 1977, 47 S., Illustrationen. 26.574 N

Hermann Holzmann, Weihnacht am Tiroler Bergbauernhof. Hg. und mit Registern versehen von Alfred Gruber, Verlag für Sammler, Graz 1979, 195 S., Abb. 26.042 N

Robert Hampel (Hg.), Weihnacht im Herzen. (= Eckartschriften Bd. 52), Wien 1974, 51 S. 25.152/52 N

Johanna Baronin Herzogenberg, Und sie eilten nach Bethlehem. Die Krippe aus Trebitsch. Prestel Verlag, München 1976, 48 S., Abb. 24.242 N

Hans Hofmann, Die Heiligen Drei Könige. Zur Heiligenverehrung im kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Leben des Mittelalters. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1975, 496 S., 44 Abb., 2 Karten (= Rheinisches Archiv Nr. 94). 24.747 N

K(aos), Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum. (Von Budweis bis Krakau) im Schloß Kittsee, Burgenland. SA aus: Österreichische Ärztezeitung - Kultur im Zeitgeschehen, 33. Jg., Heft 24/1978, S. 1351-1352, Abb. 26.268 SA

Christl Kern, Altkettenhofer Weihnachtsbüchlein. Verlag Josef Faber, Krems 1973, 47 S., Zeichnungen. 22.735 N

Ilse Koschier, Weihnachtskrippen in Kärnten. (Kärntner Museumsschriften, Bd. 63), Verlag des Landesmuseums für Kärnten, Klagenfurt 1978, 252 S., Beilagen, 54 z. T. farbige Abb., Reg. 25.237 N

Elisabeth Kulmon, Adventkranz, Krippe, Weihnachtsbaum. Eine volkskundliche Advent- und Weihnachtsausstellung. 7. bis 17. Dezember 1979, Oberpullendorf, Eigenabzug, Oberpullendorf 1979, unpag. 26.452 SA

Josef Lanz, Vom Felizienthaler Weihnachtsspiel - Ein Beitrag zu seiner Geschichte und seinen Stegreifzweischenspielen. SA aus: Festschrift für Alfons Perlick, Detmold 1960, S. 68-79.

Kurt Mantel, Geschichte des Weihnachtsbaumes und ähnlicher weihnachtlicher Formen. Eine kultur- und waldgeschichtliche Untersuchung. Verlag M. und H. Schaper, Hannover 1975, X und 301 S., 53 Abb., photomech. Druck. 24.251 N

Michael Martischinig und Erich K. Cevla, „Christbaumschmuck damals und heute“ eine Ausstellung von der Salzburger Landes-Hypothekenbank im „Romanischen Keller in der Hypo“ vom 6. 12. 1978 bis 5. 1. 1979. Salzburger Landes-Hypothekenbank, Salzburg 1978, unpag., (14 S.), Abb. 25.076 N
26.336 SA

Michael Martischinig, Christbaumschmuck im Wandel der Zeit. Österreichische Ärztezeitung - Kultur im Zeitgeschehen, 34. Jg., Heft 24/1979, S. 1520-1521, 3 Abb. 26.490 SA

Derselbe, Der Weihnachtsfestkreis auf den Künstlerpostkarten der Wiener Werkstätte. Eine kunstgeschichtlich-volkskundliche Betrachtung. SA aus: Österreichische Ärztezeitung - Kultur im Zeitgeschehen, 32. Jg., Heft 24/1977, S. 1573-1574, 4 Abb. 24.844 SA

Christa von der Marwitz, Eine Krippe aus dem Münsterland in Familienbesitz. Fotos Achim Zschau. Federzeichnungen Trude von Güldenstubbé. Layout Iris von der Marwitz. Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster, Königstein im Taunus 1979, 48 S., Abb. teils s/w., Illustrationen. 26.609 N

Clement Clarke Moore, La nuit de Noël. Illustré par Elisa Trimby. Traduit de l'Anglais par Michael Sineux. Diffusion Garnier, Ernest Benn Ltd., London 1977, unpag., Farbillustrationen. 26.761 N

Bohdan Georg Mykytiuk, Die ukrainischen Andreasbräuche und verwandtes Brauchtum. In Kommission bei Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1979, 340 S., Abb., Noten. 26.432 N

Kurt Pahlen, Die schönsten Weihnachtslieder der Welt. 110 Lieder in Originalsprache und Übersetzung mit Begleitung von Gitarre, Akkordeon oder Klavier. Schweizer Verlagshaus AG., Zürich 1977, 144 S., Noten. 24.813 N

Franz Peterlechner, Stille Nacht, Heilige Nacht. Die Geschichte eines Volksliedes (Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich), Verlag Qu. Haslinger, Linz o. J., Mit 36 (I) und 18 (II) Beilagen in 2 Kuverts. 26.155 N

Gerlinde Proier, Rund um die Weihnachtskrippe. Weihnachtskrippen-Sonderausstellung im Salzburger Museum Carolino Augusteum bis 9. Jänner 1977. SA aus: Österreichische Ärztezeitung – Kultur im Zeitgeschehen, 31. Jg., Heft 24/1976, S. 1479–1480.

Dieselbe, Die „Prielauer Krippe“ ist nunmehr in Zell am See. ebendort, S. 1480. 24.336 SA

Paul Ernst Rattelmüller, Auf Weihnachten zua. Süddeutscher Verlag, München 1976, 380 S., Vignetten. 24.207 N

Simon Reider, Hans Rieser, Ein Krippenbüchlein für das deutsche Volk. Druck und Verlag der Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei in Innsbruck, 2. Aufl. 1928, 55 S., Abb. 26.167 N

Simon Reider, Krippenkunst und Krippenliebe in Südtirol. Druck und Verlag A. Wegers Buchhandlung, Brixen o. J., 40 S., Abb. (An der Etsch und im Gebirge, II. Bändchen). 26.164 N

P. Benno Roth (OSB), Zum Patrozinium der „Drei Hll. Könige“ der Seckauer Basilika, geweiht am 16. September 1164. Im Selbstverlag des Verfassers, Seckau 1979, 28 S., Abb. (= Seckauer Geschichtliche Studien, hg. von der Abtei Seckau, Heft 31). 26.584 N

Dieter Sauermann (Hg.), Weihnachten in Westfalen um 1900. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde. Münster 1976, 260 S., 31 Abb. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, hg. von der volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Münster, Bd. 6). 22.599/6 N

Leopold Schmidt, Ein Weihnachtsberg aus dem Erzgebirge. Ausstellung Weihnachtskrippen aus Österreich. Neues Museum – Alte Hofmühle, Hollabrunn 1976, 2 S. 24.229 FM-Ö (Hollabrunn)

Derselbe, Weihnachtskrippen aus Österreich. Neues Museum – Alte Hofmühle, Ausstellungskatalog, Hollabrunn (1976), 2 S. 26.516/1 FM-Ö (Hollabrunn)

Helmut Sembdner (Hg.): Die Oberuferer Weihnachtsspiele im Urtext. Karl Julius Schröers Fassung von 1858 in Verbindung mit der Andauer Handschrift und dem anonymen Erstdruck von 1693. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1977, 184 S., 1 Abb. 24.830

- J. R. H. de Smidt, Les noëls et la tradition populaire. H. J. Paris – Amsterdam 1932, 308 S., Noten. 24.819 N
- Karl Springenschmid, Weihnacht vor den Grenzen. (= Eckartschriften Bd. 48), Wien 1973, 52 S. 25.152/48 N
- Eva Stille, Alter Christbaumschmuck. Fotos von Ursula Pfistermeister. Verlag Hans Carl, Nürnberg 1972, 104 S., Abb. 22.616 N
- Otto Swoboda, „Daß du sie nächstes Jahr wieder hörst“. – wünschen die Sternsinger von Heiligenblut. SA aus: Österreichische Ärztezeitung – Kultur im Zeitgeschehen, 31 Jg., Heft 24/1976, S. 1481 24.336 SA
- Cyrill Vycudilik, Franz Loidl, Passions- und Weihnachtsspiel im X. Wiener Arbeiter-Bezirk (= Wiener Katholische Akademie, Miscellanea XLVII), Wien 1978, 43 S., 3 S. 25.258 N
- Nora Wattek, Felix Cevela, Der Weihnachtstisch einst und jetzt. Eine Ausstellung der Landes-Hypothekenanstalt Salzburg vom 5. 12. 1970–5. 1. 1971. Faltprospekt. 23.765 FM-Ö (Salzburg)
- Ingeborg Weber-Kellermann, Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Bucher, Luzern 1978, 232 S., Abb. teils farbig. 26.043 N
- Weihnachtskrippenausstellung. Alte Weihnachtskrippen aus dem Sudeten- und Beskidenraum (Von Budweis bis Krakau). 2. Dezember 1978 bis 4. Februar 1979, Ethnographisches Museum Schloß Kittsee (1978), Faltkatalog, Abb., Karte. 26.235 FM-Ö (Kittsee)
- Gertrud Weinhold, Bunter Weihnachtsbrief 1972 vom Weihnachtsmarkt am Funkturm. 2.–17. 12. 1972. Das Evangelium in den Wohnungen der Völker; Sammlung und Forschungsstelle Berlin-Nikolassee. 24 S. (in Klappdeckel). 23.370 FM-A (Berlin)
- Richard Wolfram, Herbergsuchen (Frautragen). SA aus: Kommentar zum Österreichischen Volkskundeatlas, 4. Lieferung (1971), Bl. 70. 23.108 SA
- Heinrich Zillich, Deutsche Weihnachten zwischen Ost und Süd. (= Eckartschriften Bd. 60), Wien 1976, 54 S. 25.152/60 N